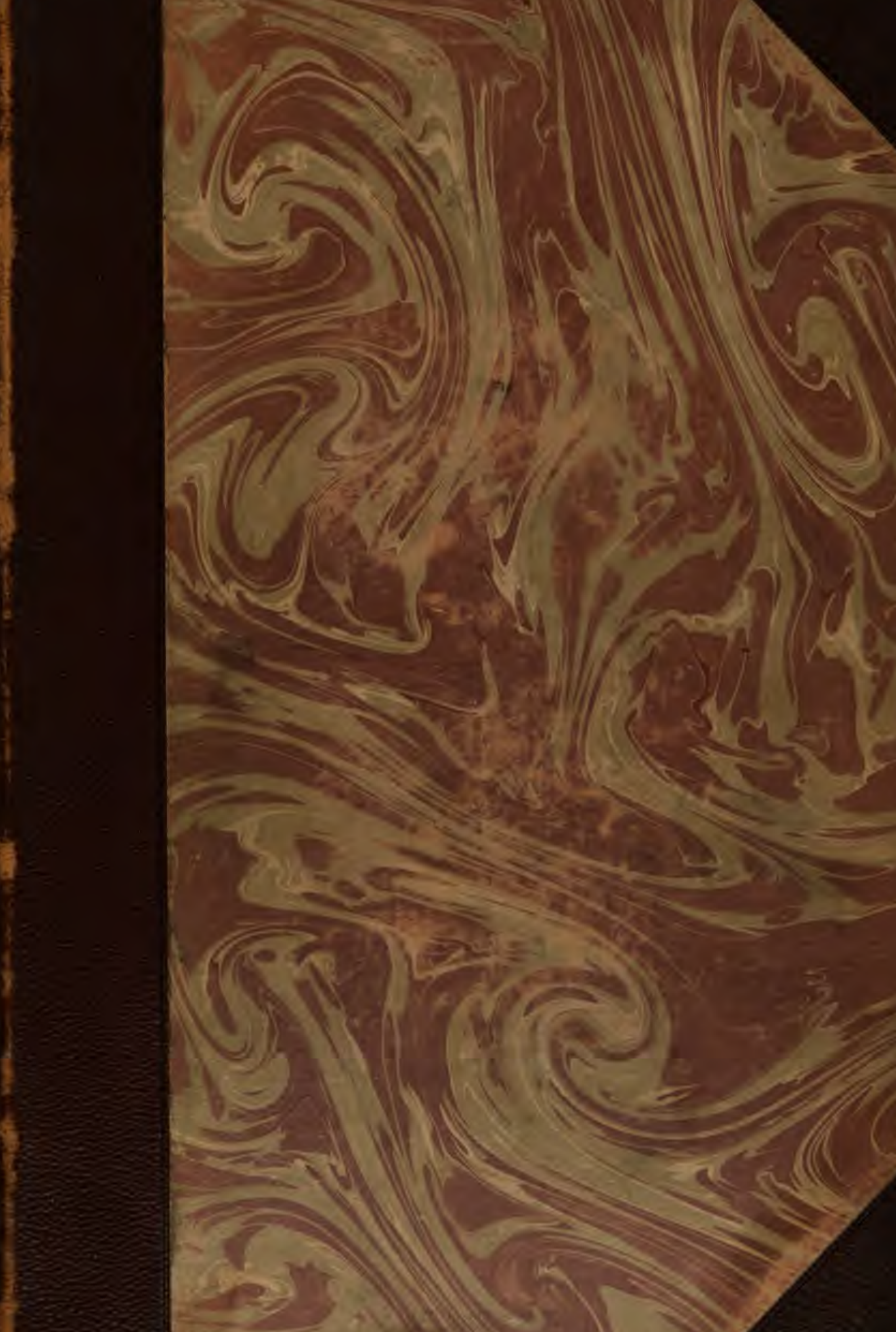
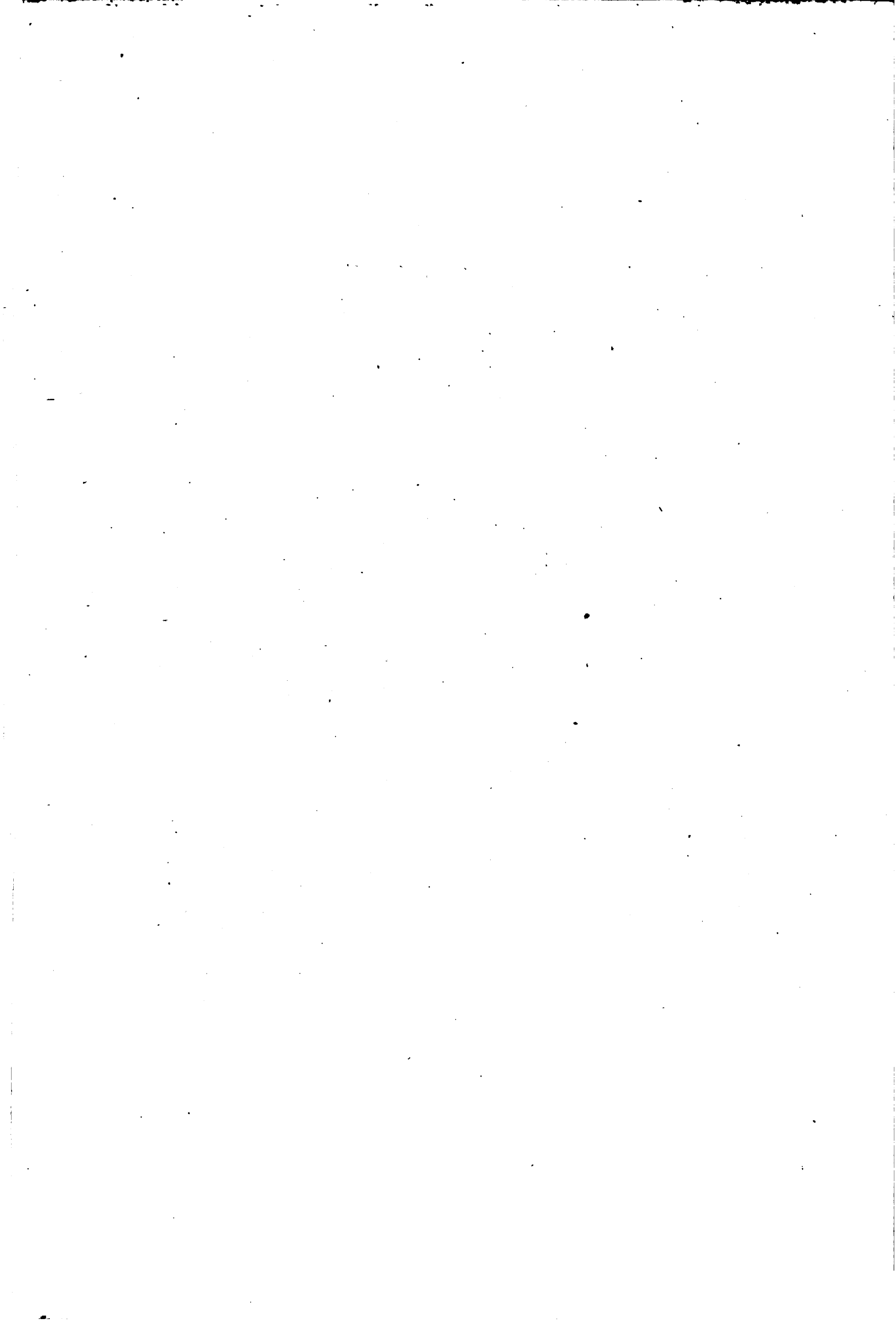
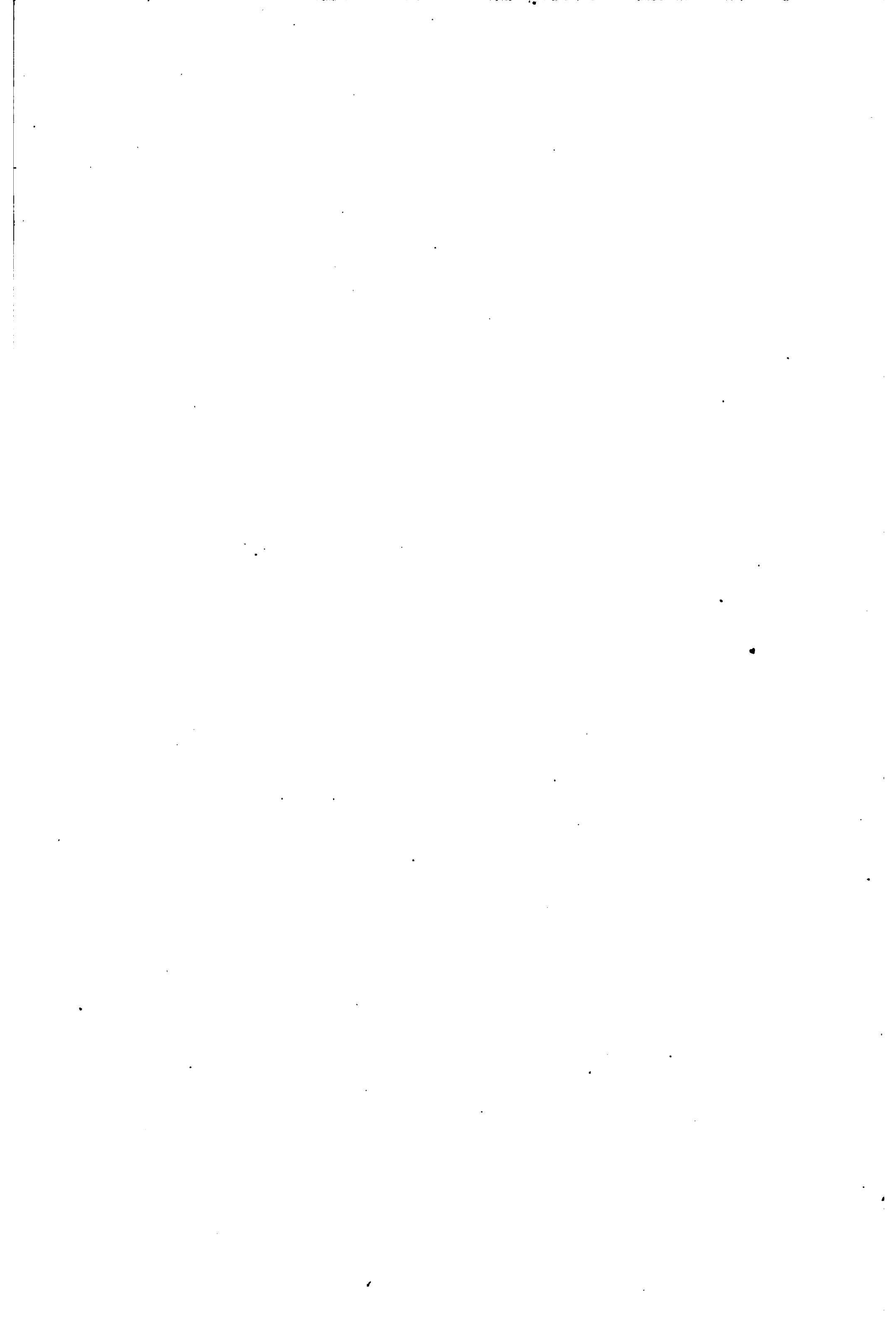



SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS





1917



Aus dem Leben

eines

Diplomaten alter Schule.

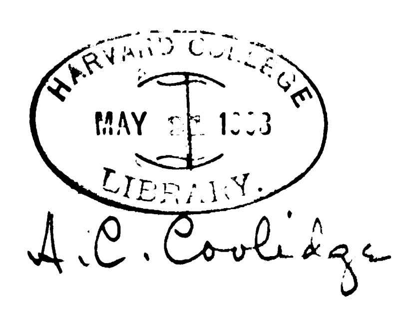
Aufzeichnungen und Denkwürdigkeiten

des

Grafen François Gabriel de Bray.

(1765 — 1832.)

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1901.


HARVARD COLLEGE
MAY
LIBRARY.

Inhalt.

Vorbemerkung.

Die auf den nachstehenden Blättern wiedergegebenen Aufzeichnungen stammen aus dem Nachlasse eines Mannes, dessen Name in der Geschichte des Napoleonischen Zeitalters und der Periode der Restauration nur gelegentlich genannt wird, der an derselben aber nichtsdestoweniger einen erheblichen Anteil gehabt hat. Als in den Tagen des ancien régime geborener Franzose, als Malteserritter und Mitkämpfer der letzten „Karawanenzüge" dieses Ordens, als Zeuge des diplomatischen Treibens am Sitze des deutschen Reichstages und auf dem Rastatter Kongresse, als Besucher St. Petersburgs in den Tagen Kaiser Pauls I. und als vieljähriger Gesandter Bayerns an den Höfen von Berlin, St. Petersburg, Paris und Wien hatte der im Jahre 1765 geborene, 1832 verstorbene Chevalier (spätere Graf) François Gabriel de Bray die Mehrzahl bedeutender Männer seines Zeitabschnittes kennen gelernt und bei einer großen Zahl der Angelegenheiten mitgewirkt, welche denselben bewegten. Dem in einer vornehmlich litterarischen Periode emporgekommenen und von den Gewohnheiten derselben beeinflußten Manne war dabei zum Bedürfnis geworden, sich über seine Erlebnisse Rechenschaft zu geben und die vornehmlichsten Momente derselben schriftlich zu fixieren. Neben einer sorgfältig geordneten Sammlung der Akten und Briefschaften, die durch seine Hände gegangen, hat Graf Bray eine Anzahl Tagebücher hinterlassen, deren Wert nicht immer der gleiche ist, die des Interesses aber nirgend entbehren. Bei der lebhaften und geistreichen Art des Tagebuchschreibers, bei dem Umfang seiner Bildung und der Ansehnlichkeit der Stellungen, die er bekleidete, hat nicht ausbleiben können, daß diesen Aufzeichnungen ein Interesse innewohnt, das hundert

Jahre nach ihrer Niederschrift noch erheblicher erscheint, als zur Zeit ihrer Entstehung. Endlich kommt in Betracht, daß der Verfasser allein für sich selbst geschrieben und gesammelt, von jeder schriftstellerischen Absicht abgesehen und nirgend mit dem Eindruck gerechnet hat, den seine Schriften auf zeitgenössische oder nachgeborene Leser machen konnten.

Rücksichtlich des einzelnen ist zu bemerken, daß die in dem vorliegenden Buche enthaltenen Mitteilungen zu einem Teil aus Übersetzungen, zum anderen Teil aus Auszügen der vom Grafen Bray hinterlassenen, ausnahmslos französisch abgefaßten Tagebücher, Notizen und Aktenstücke bestehen. Die Thätigkeit des Herausgebers hat sich auf Hinzufügungen beschränkt, die, je nach Erfordern, den von dem Verfasser besprochenen geschichtlichen Verhältnissen und Personen, dessen eigenem Lebensgange und der in Betracht kommenden Litteratur galten.

I.

Malta und die letzte Malteser-Karawane.

(1784).

Über Heimat, Eltern und Jugend des Mannes, von welchem in diesem Buche gehandelt werden soll, liegen ausführliche Berichte nicht vor. Eine summarisch gehaltene, anscheinend aus Brays eigener Feder geflossene Biographie, die sich im ersten Bande des Sammelwerkes „Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon von Liv-, Est- und Kurland“, Bd. I, S. 243 (herausgegeben von C. F. v. Recke und C. A. Napiewsky, Mitau 1827) findet und eine Notiz in der Broschüre „Le Chevalier des soirées de St. Petersbourg par l'Abbé Jules Loth“ (Rouen 1885) bilden die einzigen Quellen, die uns zu Gebote stehen. Die letztgenannte Schrift sagt u. a. folgendes:

„François Gabriel de Bray (geboren am 27. Dezember 1765 zu Rouen) war der Enkel des Herrn Pierre de Bray, der am 16. Januar 1692 zu Amiens, dem Sitz seiner Familie, geboren worden war und sich sodann in Rouen niedergelassen hatte, woselbst er am 30. Juni 1721 Elisabeth Taillet, die Tochter eines Schöffen (échevin) dieser Stadt, heiratete, in welcher die Taillets noch gegenwärtig in verdientem Ansehen leben. Dieser Pierre de Bray hatte zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn, Herrn Pierre Auguste Camille de Bray, der sich zu Nantes am 5. Juni 1750 mit Anne le Faon de la Treminière verheiratete und der Vater unseres Chevalier war. Während der Revolutionszeit verließ derselbe Rouen, um nach Amiens und von dort nach Paris zu gehen, wo er im

Jahre 1810 (6. September) verstarb. Der älteste Sohn des Herrn Pierre Augustin Laurent de Bray, Sieur de la Treminière, starb als ehemaliger Maire von Amiens, Ritter der Ehrenlegion und Mitglied des Generalrates des Departements, — der jüngere, unser Chevalier, trat in den Malteserorden, dessen Großmeister im Jahre 1775 der Prinz François Emanuel de Rohan war. — Die für den Orden bestimmten jungen Edelleute traten in der Regel im Knabenalter als Pagen des Großmeisters ein, wurden im 17. Lebensjahre zum Noviziat zugelassen und legten im 18. Lebensjahre ihr Gelübde ab. François Gabriel fand als Page in der zu Lyon domizilierten „langue d'Auvergne" Aufnahme, woselbst er einen Teil seines Jugendunterrichtes erhielt und u. a. die lateinische Sprache erlernte." [1])

Achtzehnjährig verließ er die Heimat im Jahre 1783, um nach Malta zu gehen und während der folgenden fünf Jahre auf diesem Hauptsitz des berühmten Ordens „St. Johannes zum Hospital von Jerusalem" seiner Ritterpflicht zu genügen. Über die dort empfangenen Eindrücke läßt er sich in einem erhalten gebliebenen Briefe folgendermaßen aus: „Malta," so heißt es in diesem (undatierten) Schreiben, „hat ein Klima, das zugleich vortrefflich und abscheulich ist. Auf einen harten, unfruchtbaren, von Stürmen zerrissenen Boden sehen ein immer wolkenloser Himmel und eine immer strahlende Sonne herab. Malta ist ein Felsen ohne Bäume und ohne Grün, ohne Schatten und ohne Wasser, auf welchem man nichts als Steine und Orangenbäume sieht, die von Mauern eingeschlossen werden, welche jeden freien Ausblick auf das Land unmöglich machen. Dazu kommen eine große wohlgebaute Stadt, ein mächtiger Hafen und großartige Befestigungen. Aus dem Pflaster, das ebenso weich wie eben ist, erheben sich goldstrotzende Kirchen und weitläufige schlechtdisponierte, langweilige und unbequeme Wohngebäude. So viel von der äußeren Erscheinung! Die Gesellschaft ist verabscheuungswürdig! Liederliche Frauenzimmer, nirgend Bildung und Anmut,

1) Abweichend davon wird in dem erwähnten Artikel des „Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikons von Liv-, Est- und Kurland" angegeben, daß „B. teils zu Nantes und zu Paris erzogen wurde".

grobe Laster, die frech und hochmütig auftreten, Ungerechtigkeit, schlechte Manieren und nichts von Religion. Danach mögen Sie sich von der Beschaffenheit der Einwohner eine Vorstellung machen! In üblen Gewohnheiten eingerostete Menschen mögen hier eine gewisse Ruhe und ein Behagen finden, dessen Trägheit niemals gestört wird! Man steht spät auf, frühstückt, macht einen Gang durch die Stadt, speist gut und ergiebt sich dem Spiel, schläft dann abermals, um sodann zu Nacht zu essen, zu spielen und zu Bett zu gehen. Darin besteht für diese Art von Leuten der Gipfel aller Glückseligkeit. Keine Rücksicht geniert sie innerhalb dieser groben, trägen und unwissenden Umgebung; kein Tadel wird gegen sie erhoben und kann gegen sie erhoben werden, wo alle gleich träge sind. In Frankreich würde man einen Menschen, der nur in Bezug auf sich selbst existiert, nicht dulden, weil man dort die schimpfliche Freiheit, öffentlich und vor aller Welt erbärmlich zu sein, nicht kennt. Innerhalb dieser allgemeinen Verkommenheit stachelt allein das Interesse der Selbstsucht zuweilen zur Thätigkeit an. Kein anderes Land ist so fruchtbar an Intriguen, Verleumdungen, Privat- und Parteifeindschaften wie dieses! Man zerfleischt einander ohne Schonen, man verrät einander, ohne auch nur darüber nachzudenken, ja man versteht sich nicht einmal auf die bedenkliche, sonst weitverbreitete Kunst, das Schlechte mit einem gewissen Anstande zu thun. Alle Tugend ist freilich auch hier nicht verbannt, es giebt einzelne Leute, die um so achtenswerter erscheinen, als die übrigen durchaus verächtlich sind. Sie gleichen den reinen und frischen Quellen, die der ermüdete Wanderer zuweilen auch im Sande der libyschen Wüste findet."

Dauernder Aufenthalt in „dieser libyschen Wüste" sollte dem jungen Ritter wenigstens zunächst nicht beschieden sein. Bereits zu Beginn des Sommers 1784 wurde eine sogenannte „Karawane", das heißt eine Expedition an die Barbareskenküste ausgerüstet, welche den statutarisch vorgeschriebenen Krieg gegen die „Ungläubigen" aufnehmen, mit Unterstützung von spanischen, neapolitanischen und portugiesischen Kriegsfahrzeugen Algier beschießen und den dort gefangen gehaltenen Christen Befreiung bringen sollte. Am 4. Mai 1784

von La Valetta abgesegelt, traf das aus vier Galeeren und einer Tartane bestehende Geschwader, dem Bray angehörte, am 4. Juni in Alicante ein, wo es von einer anderen, einige Zeit vorher abgesendeten maltesischen Flottenabteilung empfangen wurde, in deren Geleit es weiter nach Cartagena ging, dem Punkte, der für die Vereinigung der sämtlichen für die Expedition bestimmten Geschwader bestimmt worden war. Obgleich Spanien die Führung der Expedition übernommen hatte, war es mit der Ausrüstung seiner Fahrzeuge und Mannschaften so weit im Rückstande geblieben, daß über der Nachholung dieser Versäumnisse drei Wochen vergingen, während welcher dem jugendlichen Beobachter mannigfache Gelegenheit zu Beobachtungen über die träge Lässigkeit geboten wurde, in welche das Land, seine Bewohner und seine Regierung (zwei Jahre zuvor hatte der unglückliche Karl IV. den berüchtigten „Friedensfürsten" Herzog von Alcudia an die Spitze der Geschäfte gestellt) versunken waren. Ohne Rücksicht darauf, daß man in Erfahrung gebracht hatte, daß die eingetretene Verzögerung von dem Dey von Algier zu umfassenden Rüstungen benutzt worden sei, dauerte der Aufenthalt in Cartagena bis zum 28. Juni fort, und gingen die hundert großen und kleinen Fahrzeuge, aus denen sich das vereinigte maltesisch-, spanisch-neapolitanische Geschwader bestand (die erwarteten portugiesischen Schiffe ließen auf sich warten), zusammensetzte, erst nach Abhaltung einer endlosen kirchlichen Zeremonie in See. Den Oberbefehl führte ein Spanier Baruto, dem es an Eifer für die Förderung der Sache nicht fehlte, der aber nicht hatte verhindern können, daß seine Feinde und Neider vielfach unbrauchbare Munitionen zur Ausrüstung benutzt hatten.

Diesem wenig erbaulichen Anfang entsprach der fernere Verlauf der Sache. Als man am 8. Juli in der wegen ihrer Untiefen gefürchteten Bucht von Algier angelangt war, ließen Aufstellung und Ordnung des Geschwaders so viel zu wünschen übrig, daß man die folgende Nacht in beständiger Besorgnis vor einem feindlichen Angriff verbrachte, und dem Himmel dankte, als derselbe unterblieb. Folgenden Tages waren Wind und Wetter so ungünstig, daß an eine Angriffsbewegung nicht zu denken war. „Und doch wäre", wie es in einer Aufzeichnung Brays heißt, „ein Gefecht minder gefährlich gewesen,

als der Verbleib auf der Reede." Spät abends vernahm man Kanonenschüsse, es waren aber nicht die Algerier, sondern die vergeblich in Cartagena erwarteten vier portugiesischen Schiffe, die endlich eintrafen. Da der ungünstige Wind fortdauerte, vergingen zwei weitere Tage, „die wir mit Versuchen zur Verbesserung unserer außerordentlich ungünstigen Aufstellung und mit stetem Gerede darüber ausfüllten, was gethan und was nicht gethan werden solle. . . . Erst als der dritte in vollendeter Unthätigkeit verbrachte Tag vorüber war, am Morgen des 12. Juli bereiteten wir uns endlich auf einen Angriff vor. Da das Meer ruhig und der Landwind schwach war, rückten unsere Barken aus der bisher eingenommenen Linie vor, indem sie sich, dem Angriffsplane gemäß, dicht bei einander haltend, um die großen Fahrzeuge formierten. Die Algerier ließen das ruhig geschehen, und gaben erst Feuer, als wir uns auf Bombennähe der Stadt genähert hatten . . . . ihre Geschosse erreichten uns indessen nicht, und schlugen — wie von unsichtbarer Hand gelenkt — vor uns ins Wasser. Die Wirkung unserer Bomben konnten wir nicht beobachten, da der Rauch die Stadt einhüllte und den Feind unsichtbar machte." Zwischen den leichten Fahrzeugen beider Parteien wurden einige Schüsse gewechselt; dann aber richteten die algerischen Boote ihr Feuer auf die großen neapolitanischen Schiffe, und da diese nicht antworten konnten, „weil ihre Geschütze von zu schwachem Kaliber waren, um das Ziel erreichen zu können", zogen die maltesischen Barken sich unter fortwährendem Feuern allmählich zurück. — Nachmittags, als man zu einem neuen „Angriff" schreiten wollte, flog ein mit zweiunddreißig Matrosen bemanntes neapolitanisches Kanonenboot auf, weil die Pulvervorräte desselben durch die Tabakspfeife eines unvorsichtigen Matrosen in Brand gesteckt worden waren. — Da der Wind umschlug, mußte der geplante Angriff abermals vertagt werden, und vergingen zwei fernere Tage mit einem Nichtsthun, das wiederum von einem Unfall begleitet wurde. Eines der portugiesischen Kriegsschiffe brachte durch ungeschickte Bewegung beim Manövrieren eine maltesische Galeere zum Scheitern. Am Morgen des 15. Juli wurde endlich von dem spanischen General das Zeichen zum Angriff gegeben; bevor die darauf bezüglichen Ordres ausgeführt

waren, eröffneten die Algerier aber bereits ein Feuer, das zufolge einer glücklich genommenen Aufstellung der „Ungläubigen“ „uns außerordentlich inkommodierte, während unsere Bomben in zu großer Entfernung abgefeuert wurden, als daß sie hätten treffen können.“ Ein paar wohlgezielte Schüsse, welche die Galeere des Tagebuchschreibers trafen und auf derselben einigen Schaden anrichteten, sowie der unglückliche Umstand, „daß uns das Pulver auszugehen drohte“, reichten dazu aus, daß man sich just in dem Augenblick zurückzog, wo der Befehl zum Vorrücken gegeben worden war. Nach Empfang neuer Pulvervorräte kehrte die Galeere wieder in das Gefecht zurück, das inzwischen von den Spaniern fortgesetzt worden war; der richtige Augenblick war indessen verpaßt, und da die spanischen Bomben dem Feinde keinen Schaden zufügen konnten, dieser wiederum die Möglichkeit eines Erfolges gegen das große spanische Schiff nicht abzusehen vermochten, zogen beide Parteien sich zurück, ohne Wesentliches erreicht zu haben. Unser Berichterstatter, dessen nicht eben durchsichtige Darstellung des Vorganges an dieser Stelle abreißt, schließt mit dem Bekenntnis, daß der Verlust des Feindes nicht näher angegeben werden könne, daß die Türken aber zum mindesten „den Anschein des Erfolges“ auf ihrer Seite gehabt hätten.

Noch kläglicher verlief der dritte und letzte Angriffsversuch, der am 21. Juli unternommen wurde. Wir übergehen die Einzelheiten der ziemlich lückenhaften Beschreibung, die der achtzehnjährige, an seine Galeere gebannte Tagebuchschreiber von demselben entwirft, um es bei einem Bericht über das schließliche Ergebnis bewenden zu lassen. Gedeckt durch einen undurchdringbaren Nebel fuhren die algerischen Fahrzeuge dicht an das christliche Geschwader heran, bevor dasselbe seine Aufstellung genommen hatte. Obgleich das von den Algeriern eröffnete Feuer wenig wirksam war, verhinderte dasselbe doch das geplante rasche Vorrücken der Angreifer auf die Stadt, und als der Wind zu Ungunsten derselben umschlug und die Zahl der algerischen kleinen wohlbemannten Fahrzeuge sich fortwährend vermehrte, gab der spanische Oberbefehlshaber just in dem Augenblick das Zeichen zum Rückzuge, in dem die Sache ernsthaft zu werden begann. Man war einander so nahe gekommen, daß man Flinten-

schüsse wechselte, die auf beiden Seiten zahlreiche Opfer forderten, und daß die Algerier bereits Miene zum Entern machten! Darauf wollte Baruto es um so weniger ankommen lassen, als der Wind abermals umschlug und als seine Befehle mindestens von einem Teil der ihm unterstellten Schiffsführer nur unvollkommen ausgeführt worden waren, — er zog sich zurück, ohne zu dem beabsichtigten abermaligen Bombardement auch nur Miene gemacht zu haben.

Wie sich in der Folge zeigte, war das gesamte, so zuversichtlich begonnene Unternehmen damit aufgegeben. Über die Umstände, die zu diesem Verzicht führten, berichtet das Bray'sche Tagebuch unter wiederholter Berufung auf den Mut und die Kampfeslust des kommandierenden spanischen Generals das Folgende:

„Der üble Ausgang des an diesem Morgen versuchten Angriffs öffnete uns über die Schwierigkeiten des Unternehmens die Augen und ließ uns daran verzweifeln, daß die Algerier zu einer Bitte um Frieden genötigt werden konnten. Immer wieder trafen überraschende Nachrichten über die Geschicklichkeit ihrer Manöver und über die Vermehrung ihrer Streitkräfte ein, ja es verbreitete sich sogar ein Gerücht, nach welchem eine von vier Kanonenbooten begleitete französische Fregatte im Hafen von Algier angelangt sein sollte. Als der Himmel sich aufklärte, überzeugten wir uns, daß die Stadt nur wenig Schaden gelitten hatte. Gleichzeitig nahm ein neapolitanischer Major einen spanischen Renegaten gefangen, der Freund des Deys sein sollte, und den man über die Lage in der Stadt ausfragte. Dieser Mensch bestätigte unsere Befürchtungen, indem er über die großen, durch neue Zuzüge verstärkten Mittel und die Entschlossenheit der Algerier, sowie über die Geringfügigkeit des von uns angerichteten Schadens berichtete. Eine unserer Bomben hatte im Palais, eine zweite im Garten des Dey eingeschlagen, eine dritte das Haus des schwedischen Konsuls getroffen. Weiter bestätigte der Renegat, daß ausländische Offiziere die von den Algeriern ausgeführten Manöver geleitet hätten. Unter denselben (so erzählte er) befinde sich ein außerordentlich tüchtiger französischer Offizier, de Tournon, der einer unsauberen Heirat wegen zur Zeit des englisch-amerikanischen Krieges nach Amerika gegangen war, und den seine Abenteuerlust just in dem

Augenblicke nach Konstantinopel geführt hatte, in welchem man den Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Türkei fürchtete. Dieser Monsieur de Tournon sei nach Algier gesendet worden, um diese Stadt gegen die Spanier zu verteidigen. Mit seiner Hilfe sei den Algeriern gelungen, allen Schaden von sich fern zu halten und uns beträchtliche Verluste zuzufügen."

Diese Erzählung machte auf den spanischen Befehlshaber so großen Eindruck, daß derselbe für nötig hielt, einen Kriegsrat einzuberufen, zu welchem sich sämtliche Führer der Schiffe des Geschwaders und zahlreiche „von der Neugier angelockte Offiziere" an Bord des von Baruto kommandierten Fahrzeuges einfanden. Was über diesen Kriegsrat berichtet wird, macht einen so possenhaften Eindruck, daß Brays bezügliche Aufzeichnung wörtlich wiedergegeben werden darf.

„Nachdem Baruto die Sachlage geschildert und jedermann zu rückhaltsloser Meinungsäußerung aufgefordert hatte, ergriff zunächst der General der (maltesischen) Galeeren, als Rangältester das Wort. Der günstige Eindruck, den seine Jugend und Bescheidenheit machten, wurde durch die Weisheit seiner Auseinandersetzungen gerechtfertigt. „Ihnen allen, meine Herren", sagte er, „wird nicht unbekannt sein, daß unsere Verfassung von den zum Kommando der Galeeren berufenen Offizieren keine fachmäßige Ausbildung verlangt, durch welche sie zur direkten Führung von Schiffen und zu militärischen Operationen befähigt würden. Bezügliche Studien zu treiben, verlohnt sich für uns auch nicht der Mühe, da wir auf Malta eigentlich nur als Privatleute leben, da jeder von uns ein Kommando verlangen kann und da unsere Dienstzeit in der Regel nur zwei Jahre dauert und wir nach Ablauf derselben gewöhnlich in unsere Heimatländer zurückkehren, um diesen Dienste der verschiedensten Art zu widmen. Ich, den allein die Güte des Großmeisters und die Zustimmung meiner Ordensbrüder in diese ehrenvolle Stellung gebracht haben, — ich darf mir auf meinen Rang und die mit demselben verbundenen Rechte nichts zu gute thun. Ich muß die Entscheidung über eine Angelegenheit von solcher Bedeutung Männern von Ihrer Erfahrung und Urteilsfähigkeit überlassen .... und ein bescheidenes Schweigen beobachten."

„Er schwieg, es schwiegen, die das Wort gehört,
Noch eine Weile staunend, — dann erscholl
Des Beifalls Jubelnachklang ungestört.“

Jetzt ergriff der Kommandeur der (maltesischen) Schiffe, Herr de Thoman das Wort, ein Mann, der wegen seines Alters und seiner Erfahrung besondere Aufmerksamkeit erregte. „Niemals“, so begann er, „hätte ich erwartet, daß so beträchtliche Streitkräfte, wie die unsrigen, und ein so ausgezeichneter Führer, wie der, unter dem wir stehen, bei einem Feinde, der allein an das Plündern gewöhnt ist, und den ein länger andauernder Krieg erschrecken muß, auf so hartnäckigen Widerstand stoßen werde. Der Himmel, der unsere Waffen nicht segnen wollte, hat diesen Feinden unzweifelhaft die Hilfe mächtiger Nationen des Auslandes zugeführt, wie das durch ihre geschickten und wohlausgeführten Manöver bezeugt wird. Ihre Kräfte sind im Zunehmen begriffen, und die ihnen zugefügten Verluste werden alsbald wieder ersetzt. Die über allen Zweifel erhabene Tapferkeit unserer Seeleute und unseres berühmten Generals richtet sich somit gegen Leute, welche jeden Verlust durch ihre Überzahl ausgleichen und deren Kühnheit durch erneuerte Angriffe nicht gemindert, sondern vermehrt werden würde. Treiben wir sie darum nicht zu einem verzweifelten Streich! Um die Ehre unserer Flaggen zu retten, müssen wir uns davon machen, bevor der Feind sich rühmen kann, entscheidende Vorteile über uns errungen zu haben.“

Baruto, dem daran gelegen war, auch die Äußerung einer entgegengesetzten Meinung zu vernehmen, und der eine solche von dem neapolitanischen General de Bolonio zu vernehmen hoffte, erteilte diesem das Wort zu der nachstehenden, pathetisch vorgetragenen Rede. „Meine Herren, der König, mein Herr, hat niemals aufgehört, mich mit Wohlthaten zu überhäufen, mich zu seinen Vergnügungen zuzuziehen und mich seiner Gunstbezeigungen teilhaftig zu machen; ihm habe ich alles, was ich bin, zu danken. Er hat mich zu der Stellung befördert, in welcher Sie mich sehen. Das kostbarste Geschenk aber, das er mir gemacht hat, ist die Übertragung des Kommandos über ein Geschwader, das die Flotten Spaniens und der hochachtbaren übrigen Alliierten nach Algier zu begleiten

bestimmt war. Ich bewundere das große Verdienst, das die Offiziere dieser Flotte charakterisiert und das Verhalten ihres ausgezeichneten Generals, der ein Muster für jeden ist, der sein Vaterland, seinen König und die ihm durch die Religion auferlegten Pflichten liebt. Alles Lob, das ich seinem Mut und seiner Thätigkeit zollen könnte, wäre zu schwach! Da er aber wünscht, daß ich ihm meine Meinung über diese Expedition sage, so will ich dieselbe ohne Hehl aussprechen. In der Thatsache, daß er uns zusammengerufen hat, um den geringen Erfolg unserer Waffen zu besprechen, sehe ich einen deutlichen Beweis dafür, daß er die Absicht hegt, weitere nutzlose Anstrengungen zu sparen und entscheidende Schläge einem späteren Zeitpunkt vorzubehalten. Die Lage, in welcher wir uns befinden, will ich Ihnen ebensowenig auseinandersetzen, wie diejenige des Feindes, da Sie dieselbe besser kennen als ich. Ich schließe mich darum der Meinung unseres verehrten Generals und jedermanns, sowie dem Vorschlage des Herrn Kommandeurs der maltesischen Schiffe an, indem ich für die Abfahrt stimme. Ein verlängerter Aufenthalt könnte lediglich dazu führen, unsere Ehre und die Gesundheit unserer Soldaten zu schädigen."

Mit dem nämlichen Wortschwall und mit gehäuften Komplimenten gegen den Mut und die unvergleichliche Haltung des Generals und der übrigen Kombattanten sprachen sich der portugiesische Befehlshaber und die übrigen Führer aus. Einer derselben, der Spanier Herr de Provinat verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß es ein schweres Unrecht wäre, der Meinung so zahlreicher, weiser, erfahrener, im Kriege bewährter und mit Ehren gekrönter Männer zu widersprechen, und daß allein „niedriger Neid" bestreiten könne, daß für den Ruhm genug geschehen sei. Das einzige abweichende Votum wurde von einem neapolitanischen Major Fortiguerri abgegeben, von den Anwesenden indessen mit so eisigem Schweigen aufgenommen, daß die Sache für entschieden angesehen werden mußte. Vergebens erklärte der greise Baruto mit von Thränen erstickter Stimme, er wünsche wenigstens einen ferneren Angriff zu versuchen und an Bord eines an die Spitze gestellten Kanonenboots „sein Blut für die Religion und den König zu verspritzen." Man beschwor ihn von allen Seiten, sein kostbares Leben zu schonen — und er war

großmütig genug, nachzugeben. Er erteilte den Befehl zur Abfahrt, der von der gesamten Flotte „mit mehr Freude als Trauer aufgenommen wurde.“ Den durch den Aufbruch eines zahlreichen Geschwaders bedingten Aufschub empfanden einzelne Schiffsführer so peinlich, daß sie unter den verschiedensten Vorwänden um die Erlaubnis zu sofortigem Absegeln nachsuchten; einer derselben, der Malteser de Village, suchte nicht einmal die Genehmigung Barutos nach, sondern entfernte sich nach eingeholter Erlaubnis des Generals der Galeeren unter dem Vorgehen, daß sein Fahrzeug sich in zu üblem Zustande befinde, um länger verweilen zu können!

Wir übergehen die Einzelheiten dieser „großen Retirade.“ Die malteser Fahrzeuge nahmen ihren Weg über Cartagena und Mahon, um nach längeren Aufenthalten an diesen wenig anziehenden Orten den Weg in ihre Heimat einzuschlagen. Nach einer mühseligen, durch Ungunst des Wetters, Ungeschick der Seeleute und Rücksichten auf die allenthalben spukende Pestgefahr verzögerten Seefahrt trafen die „Karawanenfahrer“ am 9. September im Hafen von La Valetta ein.

Es bedarf keiner Erklärung dafür, daß Erfahrungen so wenig erhebender Art den jugendlichen Ritter in dem Wunsche bestärkten, den reizlosen Erdenwinkel, in welchen er verschlagen worden, alsbald nach Beendigung der für den Dienst in Malta vorgeschriebenen Periode zu verlassen und in die Heimat zurückzukehren. Das Jahr, in welchem das geschah, kann mit Genauigkeit nicht angegeben werden, weil die erhalten gebliebenen Blätter des auf der Heimreise geführten Tagebuchs der Datierung entbehren. Wir wissen wenig mehr, als daß die Reise über Neapel ging, dessen klassische Stätten der für das Altertum schwärmende junge Mann eifrig durchforschte (mit besonderer Rührung schildert er die Grabstätte Ciceros), und daß er zu Anfang des Jahres 1789 eine Anstellung in dem vom Grafen Montmorin geleiteten Pariser Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten fand. Aber schon nach kurzer Zeit verließ er die vom Ausbruch der revolutionären Wirren geängstigte französische Hauptstadt, um als Sekretär der französischen Gesandtschaft in das friedliche Regensburg, den Sitz der friedlichsten und ungefährlichsten

politischen Körperschaft des Weltteiles, des deutschen Reichstages, überzusiedeln. Das ihm hier gegönnte diplomatische Stillleben sollte indessen nicht von Dauer sein. Der Zusammenbruch der französischen Monarchie machte den Beziehungen zwischen dem römischen Reiche deutscher Nation und dem westlichen Nachbarstaate ein Ende — für den loyalen Sohn des normannischen Adelsgeschlechts und Ritter des Malteserordens aber verstand sich von selbst, daß er die Beziehungen zu einem Staatswesen aufgab, das seinen König in das Staatsgefängnis und aus diesem auf das Schafott sendete.

Die folgenden Jahre waren an öffentlichen, wie an privaten Sorgen überreich. Indessen der Gang der Ereignisse alle Aussichten auf Wiederherstellung des alten Frankreich vernichtete, entzogen sie dem auf die Emigrantenliste gesetzten Chevalier die Subsistenzmittel. Ohne Beihilfe der zahlreichen Freunde, die er in Deutschland zu finden gewußt und unter denen der Reichs-Generalpostmeister Fürst Karl Anselm von Thurn und Taxis (geb. 1733, † 1805) und dessen Sohn, der letzte kaiserliche Prinzipalkommissarius beim Reichstage, Fürst Karl Alexander (geb. 1770, † 1827) besonders genannt werden müssen, wären diese Verhältnisse außerordentlich schwierige geworden. Daß er der Mann sei, sich selbst zu helfen und eine berufsmäßige Thätigkeit zu finden, wußte Bray aber schon in dieser Periode seines Lebens zu beweisen.

II.

Frankreich im Jahre 1797.

Trotz seiner mehrjährigen Entfernung von Malta war Bray mit dem Großmeister, Prinzen Emanuel de Rohan-Polduc (1775 bis 1797) in steter Verbindung geblieben. Von einer Rückkehr zu dem Sitze des Ordens war er schon durch die Rücksicht darauf zurückgehalten worden, daß zahlreiche, durch die Revolution ihrer Kommenden und ihres Privatvermögens beraubte Ritter sich nach La Valetta gewendet hatten, um daselbst als Pensionäre der Ordenskasse ihre Existenz zu fristen. Er glaubte überdies der bedrängten, durch die Konfiskation ihrer französischen Güter um ihr halbes Einkommen gebrachten Brüderschaft auf dem Kontinent besser dienen zu können, als in der französischen „auberge“ zu La Valetta. Seit Jahr und Tag von dem Großmeister geschätzt, übernahm er es, demselben als Korrespondent zu dienen und regelmäßig über die Vorgänge der großen europäischen Politik und die durch dieselbe in Mitleidenschaft gezogenen festländischen Interessen des Ordens zu berichten. In Brays Nachlaß haben sich zwanzig Hefte mit „Copies des lettres au Grand-Maître de Malte“ und ziemlich zahlreiche Erlasse des „Magister Hospitalis Hierosolym. Sancti Sepulcri Domini et Sancti Antonii Viennensis“ an den „très cher et bien aimé Ch[lier] de Bray“ gefunden, welche von der Lebhaftigkeit dieser Korrespondenz Zeugnis ablegen. Immer wieder erkennt der greise zwanzigste Großmeister des Ordens dem Berichterstatter gegenüber die wichtigen Dienste und inhaltreichen Berichte an, die er ihm zu danken gehabt und deren Bedeutung bei dem Ernst der Zeitläufe und dem Mangel ander=

weiter Nachrichten — zumal solcher aus Frankreich — in beständiger Zunahme begriffen seien.

Dieser Briefwechsel wurde bis zu dem am 13. Juli 1797 erfolgten Tode Rohans fortgesetzt. Kurz vor dem Ableben dieses im sechsundsiebenzigsten Lebensjahre verstorbenen Herrn hatte Bray sich die Erlaubnis des Pariser Direktoriums zu zeitweiliger Rückkehr in die seit Jahr und Tag entbehrte Heimat zu verschaffen gewußt und im Zusammenhange damit den Auftrag übernommen, über die Lage Frankreichs und über die Aussichten der damals in weiten Kreisen gehegten Hoffnung auf Wiederherstellung der Monarchie, vornehmlich aber über die Thunlichkeit von Verhandlungen wegen Entschädigung des Ordens für die demselben durch Dekret vom 10. September 1792 abgenommenen und zum Nationaleigentum erklärten französischen Güter,[1]) zu berichten. Ob dieser Auftrag noch von Rohan oder von dessen am 16. Juli (1797) erwähltem Nachfolger Ferdinand von Hompesch erteilt worden, läßt sich den Akten nicht entnehmen. Genug, daß beim Eintreffen Brays in der französischen Hauptstadt (August 1797) Hompesch bereits im Amte war und daß diesem die Berichte des Chevaliers zugegangen sind.

Diese Berichte nehmen aus mehrfachen Gründen ein ungewöhnliches Interesse in Anspruch. Nach Herkunft, Stellung und Überlieferung gehörte der viele Jahre lang verbannt gewesene Emigrant der Partei des alten Frankreich an, Bildung und Weltkenntnis hatten ihn indessen längst von den Vorurteilen und Beschränktheiten seiner Standesgenossen befreit. Von ihm galt, was Taine von der Mehrzahl gebildeter französischer Edelleute des Revolutionszeitalters gesagt hat, daß sie im Grunde Liberale gewesen seien. Er urteilte mit der Unbefangenheit eines Mannes, der seine Zeit und deren Bedürfnisse verstanden und zwischen eigenen Neigungen und politischen Notwendigkeiten zu unterscheiden gelernt hatte. Aber mehr als das. Brays Berichte stellten sich als höchst wertvoller Beitrag

1) Taine giebt die Zahl der im französischen Staatsgebiete belegenen Pfründen des Malteserordens auf 160 an. Dieselben genossen uneingeschränkte Steuerfreiheit.

zur Charakteristik des gesamten Zeitabschnittes dar, das der Aufrichtung des Napoleonischen Regiments (November 1799) vorherging. Was er über die politische und soziale Zerklüftung, die Haltungslosigkeit und sittliche Verwahrlosung der Periode des Direktoriums sagt, trifft nicht nur vielfach den Nagel auf den Kopf, sondern erinnert in einzelnen Partien so direkt an Zustände des neueren Frankreichs, daß diese Berichte zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts mit demselben Interesse gelesen werden dürften, das sie vor hundert und mehr Jahren für den Adressaten hatten. Von einer vollständigen Wiedergabe muß mit Rücksicht auf den nahe liegenden Umstand abgesehen werden, daß die Hauptsachen, über die der Zeuge des „achtzehnten Fructidor“ zu berichten hatte, längst bekannt sind. Was übrig bleibt, ist indessen so merkwürdig und charakteristisch, daß es veröffentlicht zu werden verdient. — Zum Verständnis des Einzelnen darf das Folgende bemerkt werden.

Die Grundzüge der am 28. Oktober 1796 (6. Brumaire des Jahres IV) in Kraft getretenen Direktorialverfassung waren die folgenden. Die Volksvertretung setzte sich aus zwei Körperschaften, dem Rate der Fünfhundert und dem Rate der Alten (250 Mitglieder) zusammen, die beide aus indirekten Wahlen hervorgegangen waren. Den Fünfhundert gebührten die Initiative und die erste Beratung der Gesetzesvorschläge, über die die Alten (Männer, die vierzig Jahre zählen und verheiratet sein mußten) entschieden; ein Drittel der Mitglieder beider Räte schied jährlich aus. Eine aus 1500 Nationalgarden bestehende Truppe wachte über ihre Sicherheit. Die fünf Mitglieder des Direktoriums, von denen jedes aus je zehn Kandidaten der Fünfhundert durch die Alten gewählt wurde, und von denen je eines jährlich ausschied, übten die ausführende Gewalt, ernannten die Minister, Generale und höchsten Beamten und verfügten über die Mittel des Staats.

Schon zur Zeit der Aufrichtung dieser Verfassung konnte als vornehmstes Hindernis für den Bestand die Thatsache angesehen werden, daß es in beiden Räten starke Parteien gab, die von Hause aus auf eine radikale Umgestaltung der Staatsordnung hinarbeiteten: hier Royalisten, die mit dem verbannten Prinzen und mit der Emi-

gration (der heimgekehrten, wie der im Auslande gebliebenen) konspirierten und nur des Augenblicks für eine gewaltsame Wiederherstellung der Monarchie harrten, — dort Exjakobiner, die an den Traditionen der Schreckenszeit festhielten und die (niemals in Kraft getretene) radikale Verfassung von 1793 als letztes Ziel der Entwickelung ansahen. Zwischen diesen extremen Parteien stand eine Anzahl gemäßigter Republikaner von sehr verschiedener Vergangenheit und meist untergeordneter Fähigkeit, von Männern, die — vielfach aus eigennützigen Gründen — die bestehende Ordnung erhalten zu sehen wünschten, der gehörigen Einigkeit indessen ebenso entbehrten wie einer anerkannten Führerschaft. Von den Direktoren konnte eine solche nicht erwartet werden. Der erste Direktor Barras war durch seine Teilnahme an der Beseitigung Robespierres emporgekommen und trotz großer Fähigkeiten als grundsatzloser, habsüchtiger und bis ins Mark verderbter Wüstling bekannt; Carnot, ein ehrlicher, aber beschränkter Republikaner, dem seine ehemalige Zugehörigkeit zum Wohlfahrtsausschuß im Wege stand, und der militärische Fähigkeit, aber keine staatsmännischen Eigenschaften besaß; Rewbell, ein Politiker desselben Zeichens und trotz brutaler Formen ohne Festigkeit der Entschließungen; der Botaniker Reveillère-Lepaux, ein wohlmeinender, in jeder Hinsicht unfähiger, allseitig als komische Person behandelter Theoretiker; Letourneur, eine Null, an deren Stelle schon zu Anfang des Jahres 1797 der im Verdacht royalistischer Neigungen stehende und von der royalistischen Partei auf den Schild gehobene Diplomat Barthelemy trat.

Von diesem Zeitpunkt an nahm die schon früher bemerkbar gewordene Zuversichtlichkeit der massenhaft in die Heimat zurückgekehrten Emigranten und ihrer royalistisch gesinnten Gefolgschaft offenbar zu, der Zwiespalt zwischen dem Direktorium und der Mehrheit der beiden Räte aber war zum öffentlichen Geheimnis geworden, und die Lage unheimlich gespannt. Äußerlich hatte die Republik durch ihre in Italien und am Rhein erfochtenen Siege, durch den österreichischen Verzicht auf Belgien und durch die Begründung zweier unter französischer Obergewalt stehender Republiken (der cisalpinischen und der ligurischen) eine noch nicht dagewesene Machtstellung errungen; die inneren Schwierigkeiten aber waren zu einer bedrohlichen Höhe ange-

wachsen. Die beiden oppositionellen Parteien der Radikalen und der Royalisten standen nicht nur einander, sondern ebenso der Regierung — sozusagen — mit gezücktem Messer gegenüber. Innerhalb des Direktoriums aber bestand ein Zwiespalt, der sich von Tag zu Tage erweiterte. Während der mit den Jakobinern, seinen ehemaligen Genossen, zerfallene Carnot in diesen die gefährlichsten Gegner sah und Barthelemy diese Anschauung teilte, glaubten Barras und Rewbell (denen sich der schwache und milde, aber wegen seiner „theophilanthropischen" Kirchenfeindschaft den Royalisten verhaßte Reveillère-Lepaux angeschlossen hatte), vor allem die monarchistischen Verschwörer aufs Haupt treffen zu müssen. Die Hauptsorge aber war der drohende Staatsbankrott, dem die Republik trotz der ungeheuern in Belgien, Italien und am Rhein erpreßten Summen entgegentrieb. Habsucht, Unredlichkeit und Verschwendungslust des Beamtentums und der dahinter stehenden Lieferanten und Bankiers waren so hoch gestiegen, daß kaum die Hälfte der Staatseinnahmen für die öffentlichen Kassen verfügbar war, und daß die laufenden Ausgaben nur mit Hilfe von Schatzbons und zu Wucherzinsen aufgenommenen Vorschüssen bestritten werden konnten.

Zur Zeit von Brays Eintreffen in Paris lagen diese Schwierigkeiten noch nicht so deutlich zu Tage, daß sie von Uneingeweihten dem ganzen Umfange nach hätten übersehen werden können; von den Royalisten, mit denen er in Berührung gekommen, waren die Dinge schlimmer, die Aussichten der Monarchie glänzender geschildert worden, als er sie fand. Daraus erklärt sich die relativ günstige Auffassung in den nachstehenden, Anfang August (1797) geschriebenen Bemerkungen:

„Die Revolution ist beendet und alles spricht dafür, daß sie sobald nicht wieder beginnen wird. Die große Mehrheit der Franzosen ist durch die Erfahrung über die Übel derartiger Bewegungen belehrt worden und hält sich heute vorsichtig zurück. Die anständigen Leute, die bei den letzten Wahlen bewiesen haben, daß sie den Wert der Einigkeit zu schätzen wissen, und die sich über die Notwendigkeit klar geworden sind, gegen die Intriganten gemeinschaftliche Sache zu machen, genießen heute die Früchte dieser vorsichtigen Politik und

fahren fort, sie auszunutzen. Man muß dem Direktorium die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es die Freiheit der Wahlen geschützt hat. Diese Leute, die durch blutige Verbrechen auf den Gipfel der Macht gelangt sind, fühlen heute das Bedürfnis, durch eine kluge und gemäßigte Regierung zu verdienen, was sie durch andere Mittel gewonnen hatten. Einmal im Besitz der Gewalt, kann man die Waffen niederlegen, durch die man sie sich verschafft hat, denn es gehört weniger dazu, sich in der Macht zu behaupten als sie zu erobern. Überdies erweitert die Beschäftigung mit bedeutenden Angelegenheiten einsichtigen Köpfen den Horizont. Mit Räubern läßt ein großer Staat sich nicht regieren. Die Prinzipien der Verwaltung lassen sich erst von oben in ihrem Wesen erkennen. Erst von einem höhern Standpunkt aus werden die Sicherheit des Besitzes, die Unabhängigkeit des Individuums, die Reinigung der öffentlichen Moral, die Förderung von Kunst und Wissenschaften in ihrer wahren Bedeutung erkannt und abgeschätzt.

Das Direktorium hat nach diesen Grundsätzen gehandelt. Aber wie sollte es vor allen Unzufriedenen und allen Parteien sicher sein, in einem Lande, wo jeder eine Rolle spielen und seine Anschauungen zur Geltung bringen will, wo Ehrgeiz, religiöser, republikanischer und royalistischer Fanatismus einander ohne Ende bekämpfen, und wo sich Massen gegenüberstehen, die nicht das allgemeine Wohl, sondern solche Verhältnisse erstreben, die für sie die günstigsten wären! Ohne Zweifel giebt es eine große Anzahl von Leuten, die der Überzeugung sind, daß die Monarchie die beste Regierungsform für Frankreich wäre. Trotzdem denkt die große Masse des Volks nicht mehr an das Königtum. Sollte die Wiederherstellung des Friedens dem Direktorium erlauben, Ordnung in die Finanzen zu bringen, so wäre es nicht unmöglich, daß nach Durchführung der notwendigen Reformen auf religiösem und moralischem Gebiete die heutige Ordnung der Dinge noch lange weiter bestehen bliebe. Man kann nicht in Abrede stellen, daß dieselbe danach angethan ist, der großen Masse zu schmeicheln. Kann doch jeder eine Rolle spielen, und jeder begabte Kopf seinen Weg machen. Allerdings trägt dies nicht eben zur Stabilität bei, wie sie die Regierungssysteme bieten, bei denen die Ämter gewisser-

maßen vorgemerkt sind. Der Mensch sucht aber eher seinen Ruhm als sein Glück.

Ich möchte deshalb die Ansicht aussprechen, daß, falls das Direktorium die finanziellen Schwierigkeiten überwindet, es der gegenwärtig schwierigen Lage Herr werden kann. Es ist dies das einzige Gebiet, auf dem die gesetzgebenden Körperschaften das Direktorium mit Erfolg bekämpft haben."

Wir übergehen die folgenden Ausführungen, die u. a. erwähnen, daß die „Triumvirn" (Barras, Reveillère-Lepaux und Rewbell), um ihre Gegner und die royalistischen Anhänger einzuschüchtern, den wegen seiner Energie bekannten General Augereau (der spätere Napoleonische Marschall und Herzog von Castiglione war damals leidenschaftlicher Republikaner) mit dem Kommando der 14. Division betraut und (gegen die Vorschriften der Verfassung) in die Nähe von Paris beordert hätten. Von allgemeinerem Interesse als diese politischen Einzelheiten, sind die folgenden Schilderungen der damaligen Gesellschafts- und Sittenzustände.

„Gestern war der 10. August (der siebente Jahrestag der Erstürmung der Tuilerien und der Absetzung Ludwigs XVI.). Ich habe den auf den Champs Elysées abgehaltenen Festlichkeiten zugesehen: Ein ungeheuerer Menschenzudrang, ein großer, mit Pyramiden von Lampions erleuchteter Zirkus, vier große Orchester und überdies eine Anzahl kleinere waren unter den Bäumen verstreut. In jedem der Orchester Gruppen von Tanzenden. Der Anblick der Menge, die Musik, der triumphierende Einzug der Sieger vom Champ de Mars, das Gewühl, der Glanz der unzähligen Lampions unter den Bäumen, das Feuerwerk in der Ferne boten ein wirklich großartiges Schauspiel. Ich habe keinerlei Ruhestörungen, noch irgendwelche Ausschreitungen des Volkes bemerkt. Im Gegenteil schien es mir, als ob allenthalben gutes Einvernehmen und Höflichkeit herrschten, obgleich die Leute meist der niedrigsten Gesellschaftsklasse angehörten. Immermehr überzeugte ich mich davon, daß das heutige Regime keineswegs dem Charakter der großen Massen entgegengesetzt ist. Denn dieser bedeutsame Tag hat allein Freudenbezeigungen hervorgerufen und keinerlei Manifestationen veranlaßt, die als royalistische

bezeichnet werden könnten. Abends bin ich in der Oper gewesen, um Castor und Pollux — das Meisterwerk der französischen Oper, das den Namen Rameaus unsterblich gemacht hat — zu sehen. Wie sich doch der Geschmack geändert hat! Man hat zwar Rameau seine Unsterblichkeit gelassen, doch sein Talent ist heute, wie die Assignate auf dem Markte in der öffentlichen Wertschätzung gesunken. Ein gewisser Candeille hat die Musik neu gemacht. Der Saal in der Rue de Richelieu ist prachtvoll, doch haben diesen Abend nur Kräfte zweiten Ranges gespielt. Kaum einer der Schauspieler hat Talent bewiesen, mit Ausnahme von Adrien. Die Ausstattung, das Orchester und einzelne Teile des Balletts haben mir Vergnügen gemacht, besonders Madame Gardel, die viel Grazie und Eleganz in ihren Bewegungen hat, sowie unter den Männern Hayes. Früher schwärmte ich für dieses Schauspiel; die Stunden, die ich darin verbringen konnte, galten mir für die glücklichsten des Lebens. Mit ähnlichen Empfindungen bin ich auch dieses Mal in die Oper gegangen. Doch wie verschiedenartig war der Eindruck, den ich gewann! Statt der Reihe eleganter Zuschauer, in gewählter Kleidung von feinstem Ton und bestem Benehmen, statt der Leute, deren Äußeres so gut wie ihr Verhalten Geburt und gute Erziehung zeigten, habe ich heute einen Haufen schamlos nachlässig gekleideter Menschen gesehen, Frauen von schlechtester Tournüre in gewöhnlichem, wo nicht gemeinem Aufzuge. Alle Welt schien ungebildet und roh. Früher konnte man mit seinem Nachbar die angenehmste Unterhaltung anknüpfen, fast jeder Gebildete war Litteraturfreund oder wenigstens Theaterkenner. Alle die Personen, mit denen ich dieses Mal Gespräche anknüpfte, wußten nichts von Kunst oder hatten ganz falsche Begriffe. Leute in kurzer Jacke mit langen Kniehosen, Frauen in Riesenhauben und juste au corps, mit mürrischen Mienen, das war das Publikum, das — wer weiß weshalb — gekommen war, um sich mit den Abenteuern des Sohnes Jupiters zu langweilen. Den Jupiter haben sie wohl für irgend einen großen Aristokraten gehalten, der in seinem Wolkenwagen daher kam; oder sie haben diesen für Rauch und den Gott für einen Essenkehrer angesehen. Kurz, ich bin traurigsten Herzens nach Hause gegangen, durch den Eindruck der Gegenwart und die Erinnerung an

die Vergangenheit gleichmäßig gedrückt. An der Thür hielten etwa zehn Wagen und Kabrioletts. Man hörte nicht wie einstmals die Namen der glücklichen Lieblinge Fortunas ausrufen, die sonst in ihren glänzenden Karossen Gesellschaften zueilten, in denen Kunst und Talent, Geist, Grazie und Geschmack regierten. Diese Gesellschaften existieren nicht mehr — oder sie sind so selten geworden, daß man ihr Vorhandensein nicht mehr wahrnimmt. Alle Bande nahen gesellschaftlichen Verkehrs sind zerrissen, seit die Salons zu Arenen geworden waren, in denen indiskrete Kämpfer einander wegen politischer Meinungsverschiedenheiten beschimpften. Jeder vermeidet es, sein Haus zu solchen Scenen herzugeben. Man isoliert sich, man findet sich zusammen, ohne sich zu vereinigen, man trifft bei Tausenden von Glaciers, Cafetiers oder sonstigen Gastgebern zusammen, die von dem Müßiggang, der Frivolität und dem Bedürfnis „irgendwo hinzugehen", Gewinn zu ziehen wissen.

Ich bin der Menge gefolgt und zu Balloni, dem berühmten Glacier des noch berühmtern Pavillon du Hanovre, gegangen, der früher zu dem Garten Richelieus gehörte. Heute ist der Garten zur Straße geworden, und nur eine Ecke davon zum Café umgewandelt. Hierher führen die Incroyables mit großen Kravatten, großen Hüten, glatten Haaren, herabhängenden sackähnlichen Kleidern ihre Damen, die mit ihren zurückgekämmten Haaren, dem Shawl über der Schulter eher wie Opfer aussehen, die man aufs Schafott führt, als wie die Römerinnen, denen sie nachäffen wollen. Mit einer Hand heben sie ihre Kleider auf, deren dünner Stoff ihre Formen in wenig angenehmer Weise modelliert und au naturel zeichnet. Diese Leute nehmen nebeneinander Platz, von eigentlicher Unterhaltung ist nicht die Rede, denn entweder kennen sie sich nicht, oder wenn sie sich kennen, ist wahrscheinlich, daß einer den andern verachtet. Hat man sich für sein Geld genug gelangweilt, so geht man nach Hause."

Leser, die in der französischen Geschichte des Revolutionszeitalters Bescheid wissen, werden durch die vorstehenden Ausführungen an den Ausspruch Talleyrands erinnert worden sein, wonach man „vor 1789 gelebt haben mußte, um zu wissen, was es heiße, das Leben genießen" — oder an das Witzwort desselben alten Herrn

über die Damen der neuen Gesellschaft: habillées comme on ne se déshabille pas. Gleich dem berühmten Diplomaten wußte auch Bray zwischen seinem Geschmack und seinen Gewohnheiten und den Ansprüchen der Zeit, zwischen dem gesellschaftlichen Reiz und der politischen Überlebtheit des ancien regime zu unterscheiden. Danach erscheint nicht verwunderlich, daß er sich (gerade wie Talleyrand) im entscheidenden Augenblick auf die Seite der neuen Ordnung stellte. Der „entscheidende Augenblick" war der 18. Fructidor des Jahres V (4. September 1797), über den einige Worte zu sagen sind.

Am 22. August hatte sich Bray in seine engere Heimat, die Normandie, begeben, um seine Verwandten aufzusuchen, und um sich mit den unter seinen Landsleuten herrschenden Stimmungen eingehend bekannt zu machen, mehrere Tage in Rouen verweilt. Hier erreichte ihn am 9. September die Kunde von den Dingen, die sich fünf Tage zuvor in Paris zugetragen und die französische Hauptstadt zum Schauplatz eines abermaligen Staatsstreichs gemacht hatten. Bedrängt durch die Zunahme der royalistischen Agitation, durch das massenhafte Erscheinen thatenlustiger Emigranten in Paris und durch die offne Feindseligkeit der Mehrheit in beiden gesetzgebenden Körperschaften, beschlossen die Direktoren Barras, Reveillère-Lepaux und Rewbell, sich ihrer sämtlichen Gegner einschließlich ihrer der Gegenpartei zuneigenden Kollegen Carnot und Barthelemy durch einen Gewaltstreich zu entledigen. Mit Hilfe Augereaus und der von diesem gewonnenen Truppen und Nationalgarden ließen die „Triumvirn" in der Nacht vom 4. auf den 5. September die öffentlichen Plätze und die Hauptstraßen von Paris besetzen, zwei Proklamationen über die Entdeckung einer großen royalistischen Verschwörung anschlagen, die ihnen befreundeten Mitglieder der beiden Räte versammeln und eine Reihe von Beschlüssen fassen, von denen die wichtigsten die folgenden waren: Annullierung sämtlicher in dreiundfünfzig Departements vorgenommner Wahlen; Deportation der Direktoren Carnot und Barthelemy, der Mehrzahl oppositioneller Mitglieder beider Räte, sowie einer Anzahl höherer Beamten und einflußreicher Journalisten, Ausweisung oder Deportation der heimlich

zurückgekehrten Emigranten; Unterdrückung eines Dutzends oppositioneller Zeitungen und Stellung der gesamten periodischen Presse unter die Aufsicht der Verwaltungsbehörden. — Ohne daß ein Schuß gethan oder ein ernsthafter Versuch zur Gegenwehr unternommen worden wäre, wurden diese drakonischen Beschlüsse binnen wenig Stunden ausgeführt, 8 Deputierte und 195 andere verdächtige Personen nach Cayenne deportiert und die Güter und Papiere derer mit Beschlag belegt, die sich (wie Carnot, Barthelemy, General Pichegru, Boissy d'Anglas, Portalis u. s. w.) durch die Flucht zu retten gewußt hatten — Maßnahmen, die lebhaft an die Praxis erinnern, die vierundfünfzig Jahre später dem Mann des 2. Dezember zur zeitweiligen Herrschaft verhalfen.

Obgleich Bray wußte, daß viele seiner Freunde von diesem Blitzstrahl getroffen worden seien, und daß die Sache des Radikalismus vorläufig die Oberhand behalten werde, wahrte er sich sein unbefangenes Urteil. Noch unter dem ersten Eindruck der Pariser Kunde schrieb er das Folgende: „Von denselben Leuten, die erst vor wenig Jahren Thron und Altar stürzen halfen, hatten sich plötzlich viele in fanatische Anhänger von Thron und Altar verwandelt, indem sie zugleich die Regierung ihres Landes herabwürdigten und dem Auslande dadurch die Gelegenheit boten, auf den innern Zwiespalt in Frankreich zu spekulieren. Sie haben die öffentliche Meinung irre geführt, thörichte Reden auf Diners und in nächtlichen Klubs geführt und so gethan, als seien sie in der Lage, die Regierung stürzen zu können. Selbst Personen, denen man Talent, Bildung, Geist und einen gewissen Mut nicht absprechen kann, nahmen an diesem Treiben teil, ohne irgend etwas Ernsthaftes vorzubereiten. Sie hatten der Regierung den Krieg erklärt, sie drohten diese zu stürzen und sie konnten nicht einmal über hundert Mann Truppen verfügen. Die Parteiführer mit schwarzem Rockkragen[1]) spielten unter den Arkaden des Palais Royal die Helden. Thatsächlich bestand kein einziger Vereinigungspunkt, mochte man auch seit drei Wochen täglich einer Verhaftung gewärtig sein. Man kann sich einen solchen Grad

1) Schwarzer Rockkragen und Trauerflor am Arm waren die Abzeichen der royalistischen „goldnen Jugend“.

von Verblendung einfach nicht erklären. Schließlich hat sich das Direktorium nach Absetzung aller des Royalismus irgendwie verdächtigen Beamten zu einem großen unblutigen Schlage entschlossen. Es hat in der Nacht vom 17. auf den 18. die in den Tuilerien versammelten Häupter der parlamentarischen Kommissionen und die bekanntesten Rädelsführer der Royalisten verhaften lassen, ohne auch nur einen Schuß Pulver zu verbrennen. Dieser große Schlag sichert den Frieden nach außen und nach innen. Allerdings mußte die Verfassung verletzt werden, und es steht zu befürchten, daß das Direktorium seine Macht mißbrauchen werde. Gelingt es ihm aber, Frieden und Wohlstand herbeizuführen, so wird es populär werden und sich halten. Den Kaufmannsstand, die Handwerker und die Grundeigentümer haben die Direktoren schon für sich, denn man hatte in ihren Kreisen mit gutem Grunde befürchtet, daß ein Sieg der Opposition zum Bürgerkriege führen werde. . . . Die royalistischen Journalisten sind auf Befehl des Direktoriums deportiert worden. . . . Thörichterweise hatten diese die Basis angegriffen, auf der das Volksvertrauen beruht. Die Käufer von Nationalgütern hatten für ihre Existenz und ihren Besitz zittern müssen, ganz Frankreich glaubte sich bedroht und einer Reaktion ausgeliefert, deren unvorsichtige Führer ihre rachsüchtigen und grausamen Pläne unverhüllt zur Schau gestellt hatten. Durch die unzähligen Zeitungen, die die französische Presse entehren, hatte sich unter allen denen, die sich ohne Prinzipien, ohne Festigkeit, ohne Bildung, ohne politische und administrative Kenntnisse aus Mode Republikaner oder Royalisten nannten, eine förmliche Koalition gebildet. Nichts konnte den wirklichen Patrioten tiefer verletzen, als die Flut gemeiner Schimpfworte, die sich jeden Morgen und jeden Abend ergoß, und die nichts weiter als das Erzeugnis elender Schwätzer war. Eine geringe Zahl von Leuten ausgenommen, die im guten Glauben handelten, bestand die Masse aus Skribenten, die ohne jede Methode lediglich in der Absicht schrieben, die Regierung zu beschimpfen. Dieses freche Geschwätz war zugleich das thörichtste von der Welt, denn der Wunsch, Neues zu sagen, verführte die Skribenten dazu, alles drucken zu lassen, was irgend von den Plänen der guten

Freunde verlautete. Man sprach lange und laut über die Art und Weise, wie das Königtum wieder aufzurichten sei. Dabei war man aber in der Wahl der Persönlichkeit durchaus nicht einig. Man schwankte zwischen einem Bourbon oder einem Fremden und beriet sich darüber, welche Stellen man den großen Herren in Blankenburg[1]) geben müsse."

Als Bray am 21. September nach Paris zurückgekehrt war, fand er die Lage im wesentlichen so, wie er sie sich gedacht hatte. Wie von ihm schon in dem ersten seiner Berichte angedeutet worden war, hatte der finanzielle Punkt entscheidend auf die geschehenen Dinge eingewirkt. Die Besorgnis davor, daß im Falle eines Sieges der Reaktionspartei die zum öffentlichen Verkauf gebrachten Nationalgüter den neuen Eigentümern abgenommen und ihren frühern Besitzern zurückgegeben, und daß dadurch die bestehenden Eigentums- und Kreditverhältnisse auf den Kopf gestellt werden würden, hatte dafür den Ausschlag gegeben, daß die Masse der Nation auf die Seite der „Triumvirn" trat und sich den Staatsstreich gefallen ließ. War dieser auch von schweren Rechtsverletzungen und von einer zeitweiligen Gewaltherrschaft begleitet gewesen, so erschien das immer noch günstiger, als ein Säbelregiment und ein Bürgerkrieg, der die Greuel der Schreckenszeit wiederbrachte. — Nach zweimonatigem Aufenthalt an der Seine kehrte Bray nach Deutschland zurück, um im April 1798 von Rastatt aus seinem Auftraggeber über die Ereignisse der letzten Monate ausführlich zu berichten und deren Summe zu ziehen.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen zwei Punkte dieser zweiten Denkschrift. In der ersten Hälfte weist der Verfasser unter Bezugnahme auf den Anteil, den Augereau und dessen Truppen an dem Staatsstreich gehabt haben, auf die neue Erscheinung hin, daß die bewaffnete Macht im französischen Staats- und Revolutionswesen eine entscheidende Rolle zu spielen beginne. Als ob er eine Vorahnung von dem 18. Brumaire und der durch diesen eingeleitete Militär-

1) Blankenburg im Harz bildete damals das Hauptquartier der legitimistischen Partei, die sich hier um den nachmaligen König Ludwig XVIII. geschart hatte.

herrschaft gehabt hätte, schreibt er das Folgende: „Es scheint, als ob die Revolutionen in Paris künftig denen in St. Petersburg ähnlich sehen, und als ob die Garden des Direktoriums dabei so mitspielen werden, wie es das Regiment Preobrashensk im Kaiserpalast gethan hat. Ein Lestocq oder Lachetardie (die beiden Hauptur heber bei der von einigen hundert Soldaten verursachten Umwälzung vom 5. Dezember 1741, die Elisabeth I. auf den russischen Thron erhob) werden vielleicht hinreichen, Frankreich einen Herrn zu geben." Noch überraschender als diese Anspielung ist die Sicherheit, mit welcher der (kurz zuvor der kurpfälzischen Kongreßgesandtschaft beigegebene) Franzose schon im April 1798 den Ausgang des vier Monate zuvor eröffneten Rastatter Kongresses und den durch die Uneinigkeit und Selbstsucht der Mächte angedrohten Zerfall des deutschen Reiches vorhersagt. Der darauf bezügliche Passus findet sich am Schluß unseres Referates im Wortlaut wieder. Im übrigen heißt es, wie folgt: „Vielfach nimmt man an, daß die finanzielle Notlage[1]) den Koloß der französischen Republik zu Fall bringen werde. Man hat sich geirrt. Was diese Republik stark macht, ist gerade ihre vollkommene Gleichgültigkeit gegen die Erwägungen, die organisierten Regierungen sonst die Hände zu binden pflegen. Frankreich hat schon mehrere Bankrotte gemacht — es taumelt von Bankrott zu Bankrott, und doch hat sich seine Machtstellung nicht vermindert. Man hat sich daran gewöhnt, den Wohlstand eines Staates mit seiner Leistungsfähigkeit zu verwechseln. Die französische Regierung bezahlt ihre Schulden gar nicht und ihre Beamten nur schlecht. Der Voranschlag der Steuern schlägt diese auf 616 Millionen an, von denen nur 500 einlaufen werden, was allein ein Defizit von 100 Millionen repräsentiert.

Um diesen Fehlbetrag zu decken, wird man zu Anticipationen und zu neuen Anleihen greifen müssen. Außerdem aber wird man ganz Europa in Kontribution setzen. Frankreich wird den übrigen Nationen mit Gewalt abnehmen, was es selbst verloren hat. Sein

1) Am 30. September 1797 (9. Vendemiaire des Jahres VI) hatte das Direktorium die französische Staatsschuld durch einen Gewaltstreich auf ein Dritteil ihres Betrages, das sogenannte tiers consolidé, herabgesetzt.

politischer Körper wird dadurch weder reicher noch mächtiger werden. Die großen Summen verschwinden hierzulande wie in geheimnisvollen Abgründen, indem Habsucht, Egoismus und Räuberwesen der Verwaltenden die Beute teilen. Braucht man Geld, so fordert das Direktorium es von den beiden Räten. Diese eröffnen dem einen oder dem andern Minister einen bestimmten Kredit, und der Minister verschachert diesen. Die Agioteure bemächtigen sich der Sache, strecken etwa ein Achtel des eröffneten Kreditbetrages bar vor und teilen dann mit einflußreichen Herren ihre Schuldforderung an die Regierung, die ihnen Bons an die Departementseinnehmer ausstellt. Diese Einnehmer lassen sich bezahlen, um die angewiesenen Forderungen überhaupt zu begleichen, und das Volk bezahlt schließlich 20 Millionen für 4 Millionen, die dem öffentlichen Dienste wirklich zu gute gekommen sind. Ich kenne Kompagnien, denen der Staat bis zu 4 Millionen in bar schuldet. Einer der Associés hat mir gesagt, er würde die Hälfte dieser Summe opfern, um die Chefs der Regierung zu gewinnen und trotzdem 100 Prozent verdienen. Es erscheint unmöglich, daß Vertrauen und Kredit noch tiefer sinken, als sie heute stehen. Und dennoch wird die Regierung, solange sie die Macht in Händen hat, mit ihren Bankrotten zwar Unglückliche, aber keine Empörer machen. Solange die Steuern eine erkleckliche Summe abwerfen, werden sich immer Leute finden, die auf sie spekulieren und Kredit geben.

Dazu kommt, daß jedermann sein Interesse von dem der Republik zu trennen sucht. Die Absetzbarkeit der Beamten und ihre übermäßige Zahl hat den Staat mit einer Masse von Leuten beladen, die ohne Vermögen und ohne Vertrauen in die Haltbarkeit ihrer politischen Stellung einzig darauf bedacht sind, sich vor Schicksalsschlägen zu sichern und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ein unabhängiges Vermögen zu erwerben. Der Mangel jeder Art von Religion und jeder Art von Gewissensskrupeln hat es dahin gebracht, daß man dabei ohne die geringste Scham vorgeht. Die meisten Beamten kennen keine Scheu vor dem Urteil der Welt, keine Selbstachtung und keine Achtung des andern. Zumeist den niederen Klassen entstammend, sind sie selbst unter den Gleichgestellten unbekannt. Es

liegt ihnen nichts daran, ihren Namen aus dem Dunkel ans Licht zu bringen, wenn sie ihn nur mit dem Glanz einer üppigen Schande umgeben können. Nicht als ob es keine ehrlichen Beamten gäbe — in der Provinz kommen sie sogar häufig vor —, aber alles, was zur Zentralverwaltung gehört, in Paris, in den Hafenstädten, oder was bei den Armeen sein Wesen treibt, ist korrumpiert.

Eine Regierung solcher Art kann weder Vertrauen einflößen, noch Kredit haben, aber ich wiederhole es, mit Frechheit, Energie und großen Machtmitteln ausgestattet hat sie herzlich wenig Interesse an der öffentlichen Meinung.

Sittenlosigkeit und Verfall der Lehranstalten, die früher den öffentlichen Unterricht besorgten, haben die Masse der französischen Nation in stark fühlbarer Weise verroht. Wohl machen der Ruhm seiner Armee, die große Zahl kluger Köpfe, eine gewisse Energie, die die Geister während der revolutionären Stürme gestählt hat, das französische Volk noch für eine Reihe von Jahren mächtig und gefährlich. In seiner Mitte aber wächst eine Generation auf, die dereinst die Schande der Menschheit sein wird. Die jungen Leute von siebzehn bis vierundzwanzig Jahren sind über alle Begriffe frech und unwissend. Vergeblich hat die Kritik die junge Generation zum Stichblatt genommen. Diese Jugend ist führerlos aufgewachsen, und ohne daß eine sichere Hand sie inmitten der revolutionären Kloake gehalten hätte. Die lächerlichsten äußeren Formen verbinden sich bei ihr mit vollendeter geistiger Unfruchtbarkeit. Die jungen Leute überschwemmen das Theater, die Gesellschaft, die öffentlichen und die privaten Versammlungsorte. Arrogant, wie alle Unwissenden, halten sie sich für Philosophen, weil sie die Masse verachten, und weil sie sich eine Art von gutem Ton geschaffen haben, der im Grunde genommen nichts anderes als absolute Nichtachtung alles Guten und Nützlichen zum Inhalt hat. Kommt man mit diesen Anakreons der Gosse in Berührung, so könnte man fürchten, daß Geschmack und die Höflichkeit alsbald aus Frankreich vollständig verbannt sein werden. Hat es auch seine Richtigkeit damit, daß Gesetze ohne Sitten nichts sind (Quid leges sine moribus?), so bleibt es doch ebenso wahr, daß schlechte Gesetze gute Sitten ver-

derben. Neben der Abschaffung der Religion — denn das Geschwätz der Philanthropen hat das Evangelium nicht ersetzt — ist das Strafgesetzbuch zur Quelle der schlimmsten Übelstände geworden. Als alle Leiden entfesselt waren, schuf man ein Gesetzbuch, das für Engel gemacht zu sein schien; ja man könnte meinen, die Gesetzgeber hätten an der Möglichkeit eines Verbrechens gezweifelt. Lepelletier de St. Fargeau, der Verfasser dieses Kodex, wurde denn auch ermordet, aber der Thäter wurde nach seinem Gesetze begnadigt. Ich habe von Gohier, dem Exminister und Präsidenten des Kassationshofes, sagen hören, daß die Unzulänglichkeit des neuen Gesetzbuches derartig sei, daß es fast unmöglich werde, den Schuldigen zu bestrafen. Verbrechen, die jeden Menschen mit Wut erfüllen, werden nach den „Intentionen" ihrer Thäter beurteilt, und diese werden freigesprochen. Kleinere Einbruchsdiebstähle werden strenger geahndet als entsetzliche Verschleuderungen und skandalöse Betrügereien. Die erbärmliche Organisation der Gendarmerie und die noch schlechtere Zusammensetzung der Gerichte, in denen schlecht bezahlte, absetzbare Richter in der steten Furcht leben, sich Feinde zu machen, haben die Unordnung auf die Spitze getrieben. So muß man alle Augenblicke das morsche Gebäude neu verkitten, harte Gesetze schaffen, um dem Übel zu steuern, das allzu milde Gesetze herbeigeführt haben. Die Vorschriften des bürgerlichen Gesetzbuches sind aber nicht minder schädlich als diejenigen des Strafkodex. Die Leichtigkeit der Ehescheidung, die Abschaffung des freien Testierungsrechtes, das den Vätern möglich machte, ihre Kinder in Zucht zu halten, und eine Anzahl anderer geradezu widersinniger Gesetze schädigen den Gang der Justiz, ziehen die Prozesse in die Länge und tragen dazu bei, die Bande zu lösen, die die Familie zusammenhielten. Die von geschiedenen Eltern erzeugten, verwahrlosten und von gewissenlosen und lasterhaften Vätern verlassenen Kinder wachsen heran und fühlen für die, die sie in die Welt gesetzt haben, Verachtung und Gleichgültigkeit. Das Glück der Familie aber ist der beste Bürge für die Wohlfahrt des Staates!

Dieser kurze Abriß wird genügen, um einen Begriff von der moralischen und politischen Lage Frankreichs zu geben. Das Bild

ist sicherlich nicht glänzend. Trotz aller Schäden, die an ihm nagen, geht der französische Staat aber durchaus nicht dem Untergange entgegen. Es bedürfte im Gegenteil mehr denn einer Herkuleskraft, um die heutige Ordnung der französischen Dinge umzustürzen. Die Aufhebung der Zehnten und Feudalabgaben und der Verkauf der Nationalgüter haben den Bauern vom Pächter zum Grundbesitzer gemacht und die Zahl der kleinen Eigentümer ungeheuer vermehrt. Da es vornehmlich Besitzlose sind, die die Steuern dekretieren, so werden diese den Reichen aufgelegt: die große Masse leidet also nicht. Es giebt fast nirgend eigentlichen Reichtum, während ein ziemlich allgemeiner Wohlstand herrscht, natürlich diejenigen Landesteile ausgenommen, in denen der Bürgerkrieg gewütet hat. Die Masse der Staatsbürger ist demgemäß der heutigen Regierung wohl geneigt. Käme es endlich zum Frieden, so würde der Handel, von dem erstaunlichen französischen Gewerbfleiß unterstützt, alsbald wieder den Überfluß ins Land bringen.

Die Regierung beurteilt diese Lage der Dinge durchaus richtig. Ihre ganze Politik geht dahin, den Besitz soviel als möglich zu teilen und so die größte Zahl von Staatsbürgern durch ihre materiellen Interessen an das neue Regime zu fesseln. Diese Regierung, die aus waghalsigen und energischen Männern zusammengesetzt ist, hat seit dem 18. Fructidor ihre Machtbefugnisse bedeutend erweitert. Die beiden Räte sind ihr unterstellt, alle Verordnungen gehen von ihr aus, und diese Verordnungen sind an sich Gesetze. Ihre Macht über die Armee ist unendlich viel größer und absoluter, als es je die eines Königs von Frankreich gewesen ist. Die Regierung kassiert und ernennt ganz nach ihrer Willkür, ohne Ansehen des Ranges, des Alters und der Anciennität, sie verteilt die Heereskräfte, gebietet über alle Fonds der Republik und annulliert die Volkswahlen, sobald es ihr gefällt. In den Departements hat die Regierung bei jedem Gericht ihren Kommissar — energische Richter schüchtert sie durch Anklagen auf Bestechlichkeit ein, wie das noch neulich in La Dyle geschehen ist. Obgleich im Besitze der legislativen Gewalt, greift sie doch täglich auf das Gebiet der Justiz hinüber. Die Teilung der drei Gewalten, die der Schutzbrief der Freiheit sein sollte, ist vollkommen illusorisch geworden.

Eine Regierung, die im Innern des Staats über eine solche Machtfülle gebietet, muß nach außen hin eine Gefahr sein. Das Direktorium hat nur zu wohl den Vorteil seiner Stellung erkannt, und seine Mitglieder spekulieren auf Europa, wie sie auf Frankreich spekuliert hatten. Die verschiedenen Staaten sind die Spielbälle ihrer habsüchtigen und wilden Leidenschaften geworden. Wie die römischen Triumvirn haben sie sich die Welt im voraus geteilt und sich einander gegenseitig die Verpflichtung auferlegt, sich Vorschub zu leisten. Die ungeheuerlichsten politischen Pläne sind der Gegenstand ihrer Erwägungen. Der hartnäckige Widerstand Englands hat ihren Hochmut aufs äußerste verletzt. Sie haben sich gesagt, daß man diese rebellische Insel erobern müsse. In ihrer blinden Wut legen sie sich nicht einmal Rechenschaft darüber ab, daß die Waffen, mit denen sie ihre Feinde bekämpfen, ihnen selbst verderblich werden müssen: z. B. das Gesetz über die Schiffahrt der Neutralen, die schlechte Behandlung der englischen Gefangenen und alle die willkürlichen Maßregeln, mit denen Frankreich das übrige Europa in Schrecken setzt.

Diese Lage der Dinge, mag sie auch nicht allzu lange andauern, stellt viel Unglück in Aussicht. Zwei Regierungen sind schon unter den Schlägen des Direktoriums zusammengebrochen; aus den Kabinetten der Großmächte hat sich zu ihren Gunsten kein Laut vernehmen lassen.[1])

Das Direktorium glaubte den Sturz der Schweizer Republiken ohne Krieg herbeiführen zu können. Man hatte es glauben gemacht, daß bloße Demonstrationen genügen würden, und nur wider Willen hat es Gewalt angewandt. Nicht aus Schonung oder aus Humanität, sondern nur, um nicht den Schleier zu zerreißen, der die Augen der übrigen Staaten täuscht. Welche blutigere Beleidigung könnte man Europa zufügen, als die, daß man ein friedliches Volk angreift, weil seine Regierungsform Frankreich mißfällig erscheint? Wenn man dies offen zugeben wollte, so hieß es den anderen sagen, welches

1) Es sind die Einnahme und Brandschatzung Berns, der Umsturz der alten Schweizer Verfassung (März 1798) und die Verwandlung des Kirchenstaats in eine römische Republik gemeint (18. Februar 1798).

Schicksal auch ihnen bevorstehe. Es ist zweifellos eine der bedeutendsten geschichtlichen Erscheinungen, daß sich keine einzige Regierung bei der Vergewaltigung Roms und der Schweiz auch nur gerührt hat. Daß ein freches Possenspiel mit den zwölf Lastern der Päpste genügt hat, Autoritäten zu stürzen, die durch Jahrhunderte von allgemeiner Ehrfurcht umgeben waren, ist unerhört.

Der Erfolg, der diese beiden Unternehmungen begleitet hat, schließt die Hoffnung auf künftige Mäßigung des Direktoriums aus. Voll Verachtung dessen, was es umgiebt, wird das Direktorium jeden seiner Wünsche zum Gesetz erheben und ein System daraus machen. Diesen Leuten dient der Krieg zum Kitt ihrer Autorität, er stellt ihnen eine Fülle von Mitteln zu Gebote, deren sie sich ohne ihn entschlagen müssen. Inmitten eines monarchischen Europa werden sich die Männer des 18. Fructidor immer in Gefahr glauben, inmitten eines der Anarchie preisgegebenen Europa wird Frankreich dagegen das einzige Land sein, das eine fest organisierte Regierung hat. Auf diesem Gedanken ruht ihre ganze Politik. Sie denken gar nicht ernsthaft daran, „mit den Königen" Frieden zu schließen, denn die letzten Ereignisse haben ihnen deutlich gezeigt, bis zu welchem Punkte sie den Königen Trotz bieten können.

Hätte das Direktorium den Frieden gewollt, so wäre derselbe längst geschlossen. Vor dem 18. Fructidor wünschte die Pariser Regierung den Krieg, weil ihre Kräfte aufs äußerste angespannt waren. Nach dem 18. Fructidor wollte diese Regierung den Frieden nur zum Teil und unter sehr harten Bedingungen. Bonaparte ist beim Abschluß des Friedens über seine Instruktionen hinausgegangen.[1]) Seitdem hat er das Vertrauen der Regierung eingebüßt. Dieser große Mann hat vergessen, daß Revolutionen ihre Helden wie Glas zerbrechen. Er hat die herrschende Partei bekämpfen wollen, nachher aber erkannt, daß er isoliert ohnmächtig sei. Heute ist er allen Pfeilen des Neides

1) Es sind der Frieden von Campo Formio und die Überlassung Venetiens an Österreich gemeint, welch' letztere vom Direktorium und der öffentlichen Meinung in Überschätzung der Machtmittel Frankreichs mißbilligt wurde. (Vergl. über die Richtigkeit der Anschauungen Napoleons „Häusser, Deutsche Geschichte", Bd. II, S. 13.) Zur Zeit der Abfassung des Brayschen Berichts bereitete Napoleon die Expedition nach Ägypten vor.

ausgesetzt. Und doch hat man nicht gewagt, Hand an ihn zu legen, denn sein Sturz, inmitten seines Ruhmes, wäre eine Schande für ganz Frankreich. Doch, wie Treilhard sagte: „Wer sich zum Idol macht, verurteilt sich dazu, zerbrochen zu werden.“ Unter dem Vorwande, ihn mit Ehren zu überhäufen, hat man damit begonnen, ihn von den Verhandlungen in Rastatt fernzuhalten. Seitdem ist der Plan gefaßt worden, ihm den Zug gegen England nicht anzuvertrauen.

Hätte das Direktorium gewagt, der Nation den Frieden vorzuenthalten, so hätte es den Frieden von Campo Formio nicht ratifiziert. Hat das Direktorium ihn dennoch ratifiziert, so geschah das mit dem Hintergedanken, die Vertragsbedingungen, sobald es ihm paßte, zu verletzen. Kaum sind einige Monate verflossen, und schon ist dieser Plan zur Wirklichkeit geworden.

Wer könnte jetzt noch daran zweifeln, daß die französische Regierung den Plan verfolge, die Revolution zu generalisieren? Italien, Spanien, Portugal sind ihr preisgegeben, selbst Deutschland ist in einen Zustand von Gärung versetzt und über das Resultat der Rastatter Verhandlungen im unklaren gelassen, Österreich wird mit neuen Rekriminationen überschüttet und mit einer Art von Raffinement in seinen gerechtesten Ansprüchen verletzt werden.

Aus dem Vorhergesagten geht also hervor, daß Frankreich heute in politischer Beziehung eine imposante Macht ist, die um so gefährlicher ist, als ihre Kräfte gänzlich außerhalb der Grenzen liegen, die den übrigen Regierungen gezogen werden, also vollkommen unberechenbar sind. Ihre Mängel geben der französischen Regierung mehr Energie, als irgend welche Vollkommenheiten es vermöchten. Sie greift ohne Kriegserklärung an, sie zerstört ohne andern Grund, als weil ihr das beliebt, sie spricht von Einheit und stiftet allenthalben Unfrieden. Schwere Schäden lasten allerdings auf dem französischen Volke, seine physischen Kräfte werden dadurch aber nicht beeinträchtigt, ja seine militärische Organisation wird dadurch noch gehoben.

Mit diesem Volk und dieser Regierung hat das römisch-deutsche Reich (sc. in Rastatt) zu verhandeln — dieses Reich, das einst so gewaltig war, heute aber zerrissen, geteilt und verarmt ist. Seit vier Monaten ist der Kongreß eröffnet, der ihm den Frieden sichern soll,

und kaum daß zwei streitige Punkte erledigt sind. Es scheint fast, als hätten die Deputierten hier nichts anderes zu thun, als den französischen Vorschlägen beizustimmen. Das Reich ist so offenbar ohne alle Widerstandskraft, und die Franzosen sind der Uneinigkeit der großen Höfe so sicher, daß es kaum ein Opfer oder eine Demütigung giebt, die sie ihnen nicht aufzuerlegen gesucht hätten. Ihr ganzer Plan geht augenscheinlich darauf hin, alle Eifersüchteleien aufzustacheln, dem einen zu versprechen, dem andern abzuschlagen, die Gemüter zu bearbeiten und allenthalben Keime des Unfriedens und der Zwietracht zu säen. Nur ein schneller und aufrichtiger Zusammenschluß der großen Höfe, nur ein absoluter Verzicht auf alle Vergrößerungspläne vermöchte die Franzosen zum Abschluß einer Verhandlung zu zwingen, die sie ins unendliche hinausziehen wollen. Dadurch aber wird es ihnen ein leichtes werden, die großen und die kleinen Staaten einzeln zu vernichten, nachdem sie dieselben durch lügnerische Versprechungen und falsche Freundschaftsbezeigungen geteilt und in die Irre geführt haben."

III.

Der Rastatter Gesandtenmord

(April 1799).

Alsbald nach der Rückkehr aus Frankreich war Bray durch einen Erlaß des Großmeisters Hompesch als zweiter Vertreter des Ordens und Legationsrat nach Rastatt gesendet worden, um an den Verhandlungen des dort versammelten Kongresses teil zu nehmen.

Worum es sich bei diesem Kongreß und bei dem auf diesen folgenden Verbrechen gehandelt hat, ist der Hauptsache nach allgemein bekannt. Vom 9. Dezember 1797 bis zum 23. April 1799 waren wegen der Wiederherstellung des Friedens zwischen dem römischen Reich deutscher Nation und der französischen Republik zu Rastatt Verhandlungen gepflogen worden, deren Ergebnislosigkeit einerseits durch die Schwerfälligkeit der entwürdigten alten Reichsmaschine und die Zwiespältigkeit der deutschen Fürsten und Stände, andererseits durch die Maßlosigkeit der französischen Ansprüche und die Brutalität der Pariser Bevollmächtigten Roberjot, Bonnier und Jean Debry verschuldet worden war. Während die Mehrzahl der auf dem Kongresse vertretenen deutschen Regierungen mit dem gemeinsamen Feinde Geheimverhandlungen über die Erwerbung säkularisierter geistlicher Stifter unterhielt, schraubten die Franzosen ihre Ansprüche beständig in die Höhe und verlangten schließlich die Abtretung des gesamten linken Rheinufers. Obgleich sich das ohnmächtige Reich zu diesem schmählichen Zugeständnis bequemen mußte, konnte eine Verständigung auch jetzt nicht erzielt werden; bei dem Ausbruch des zweiten Koalitionskrieges waren die Kongreßmitglieder noch mit ihrer Penelopearbeit

beschäftigt. Die Fäden sollten jedoch bald zerrissen werden. Nachdem die österreichischen Bevollmächtigten den Kongreß am 13. April 1799 verlassen hatten, erklärte die Reichsdeputation am 23. April ihre Thätigkeit für suspendiert, zugleich aber wurde die Umgegend Rastatts von österreichischen Truppen besetzt. Daraufhin erklärten die französischen Gesandten am 25. April, daß sie binnen drei Tagen abreisen würden. Aber noch vor Ausführung dieser Absicht, am 28. April, ging ihnen ein Schreiben des Kommandierenden der heranrückenden k. k. Truppen, des Obristen Barbaczy (vom Szekler-Husarenregiment) zu, das ihnen die Abreise binnen vierundzwanzig Stunden vorschrieb. Der Überbringer dieses Schreibens war ein Szekler-Husarenrittmeister Burkhard gewesen, der mit einigen Reitern in Rastatt eingetroffen war. — Über die folgenden Ereignisse, die Abreise der Franzosen, den gegen sie ausgeführten mörderischen Überfall, die Ermordung Bonniers und Roberjots und die Rettung Jean Debrys liegt eine Anzahl zeitgenössischer Berichte vor, unter denen der in der Nacht vom 28. auf den 29. April redigierte „Gemeinschaftliche Bericht der Gesandtschaften deutscher Höfe“ der älteste und zuverlässigste ist. Dieses von dem preußischen Gesandten von Dohm verfaßte Aktenstück trägt die Unterschrift der Gesandtschafter Preußens (Graf von Görtz, von Jacobi, von Dohm), Braunschweig-Lüneburgs (von Reden), Holstein-Dänemarks (von Rosenkranz), der Kurpfalz (Freiherr von Rechberg), Hessen-Darmstadts (Freiherr von Gelzert), Hessen-Kassels (Graf Taube), der wetterauischen und westfälisch-protestantischen Grafen (Graf Solms-Laubach), der nassauischen Häuser (Freiherr von Cruse) und der freien Stadt Frankfurt (Schweizer) und ist für alle auf den Gegenstand bezüglichen späteren Erörterungen und Darstellungen die Grundlage gewesen. Die Zahl dieser Auseinandersetzungen ist zu groß, als daß auch nur die hauptsächlichsten aufgeführt werden könnten. H. Hüffert, K. Mendelssohn-Bartholdy, von Helfert, Georg Müller u. a. haben in ihren dem „Rastatter Gesandtenmorde“ gewidmeten Schriften die Summe der wirklich oder angeblich festgestellten Thatsachen zu ziehen versucht, abschließende Resultate aber nicht zu gewinnen vermocht, sondern die auf die Sache bezüglichen Hypothesen gegen einander abgewogen. Bis zur Stunde

wird darüber gestritten, ob das von Husaren des Barbaczyschen Szekler-Regiments ausgeführte Verbrechen auf österreichische, englische oder französische Veranlassung zurückzuführen ist, ob Graf Lehrbach, die Königin Karoline von Neapel, Bonaparte, das Pariser Direktorium oder eine Gruppe französischer Emigranten dahinter gestanden haben. Für keine dieser Auffassungen sind bündige Beweise beigebracht worden — auch nicht für die von gewissen Historikern besonders bevorzugte Aufstellung einer Anstiftung durch die Emigranten. Die ungleich näher liegende Meinung, daß eine Verkettung von Umständen vorgelegen habe, und daß es ursprünglich nicht auf die Ermordung, sondern auf eine Ausplünderung der vermeintlich in den Besitz wichtiger Papiere gelangten Franzosen abgesehen gewesen sei — diese Meinung ist zuerst von einem Teilnehmer des Kongresses, dem dänischen Legationsrat Eggers (in den Briefen über die Auflösung des Rastatter Kongresses, Braunschweig, 1809) ausgesprochen, von der Mehrzahl späterer Historiker jedoch beiseite gelassen worden.

Eine Antwort auf die Frage, wo die wahren Schuldigen zu suchen seien, vermag auch das nachstehend wiedergegebene, unter den Papieren Brays aufgefundene, von ihm geschriebene Dokument nicht zuerteilen. Dafür enthält dasselbe außer einer Anzahl bisher nicht bekannt gewordener, immerhin beachtenswerter Einzelheiten eine Schilderung des Verhaltens der Beteiligten und des von der Sache geübten Eindrucks, wie sie gleich lebensvoll bisher nicht vorgelegen hat. In der Meinung, daß er zur Ablegung eines Zeugnisses aufgefordert werden würde, hatte der Verfasser seine Wahrnehmungen sofort niedergeschrieben: Form und Inhalt verraten, daß er bei dieser Niederschrift noch in dem Affekt war, in den der Vorgang ihn wie die übrigen Zeugen versetzt hatte. Die Glaubwürdigkeit dieses Berichts erhellt aber ebenso aus den Übereinstimmungen, wie aus den kleinen, aber bedeutsamen Abweichungen von der offiziellen Dohmschen Darstellung.

Darüber, daß Bray zu den bestunterrichteten Mitgliedern der Rastatter Diplomatenversammlung gehörte, liegen verschiedene Zeugnisse vor. Die Rolle, die der von ihm vertretene Orden auf dem Kongresse spielte, war allerdings eine bescheidene, weil die weiland

berühmte Brüderschaft lediglich als deutscher Reichsstand, nicht als Inhaberin von Souveränitätsrechten zugelassen worden war. Wenn der zweite Ordensdeligierte nichtsdestoweniger von den geführten Verhandlungen mehr erfuhr, als die Mehrzahl seiner Kollegenschaft, so hatte er das seinen persönlichen Eigenschaften, seiner französischen Herkunft und den vertrauten Beziehungen zu danken, in welche er zu den ihm von Regensburg her befreundeten Vertretern Bayerns getreten war. Diese Beziehungen waren so intimer Natur, daß man Bray vielfach als Vertreter bayrischer und pfälzischer Interessen ansah und daß einer der in der Folge am häufigsten genannten Zeugen der Rastatter Verhandlungen, der bekannte Ritter von Lang im ersten Bande seiner „Memoiren" (S. 316) das Folgende über ihn bemerken konnte:

„Der bayrischen Gesandtschaft hatte sich in Art eines diplomatischen Cavaliere serviente der Chevalier de Bray (nachher Graf und Gesandter) angeschlossen, ein kluger Kopf, geschmeidig, aufpassend, ursprünglich ein Emigrant, ... der in Regensburg bei dem Grafen Görz und durch diesen bei seinem Schwiegersohn, dem Grafen Rechberg, große Protektion gefunden, die er ihm durch die Arbeiten seiner französischen Feder, die er wohl zu führen wußte in Fassung von französischen Noten und Memoiren, zu vergelten gesucht. Bei den französischen Gesandten war er, ungeachtet seiner angenommenen Rolle als Emigrant,[1]) sehr wohl gelitten und hat auch, wie ich glaube, durch seine geschickten Insinuationen und Informationen dem bayrischen Interesse und für den Grafen Görz auch dem preußischen Vorschub geleistet."

Die vorliegende Übersetzung der Brayschen „Déposition" schließt sich dem französischen Texte so genau an, daß sie seine stilistischen Unvollkommenheiten teilt. Sie lautet:

„Folgendes ist meine Aussage: Als ich (28. April 1799) etwa um $7^1/_2$ Uhr bei dem Minister Debry war, sah ich die Herren von Albini und von Edelsheim, sowie den Minister Bonnier an-

1) Langs Abneigung gegen Bray macht sich in den Memoiren wiederholt geltend. Daß er den Chevalier, der als Malteserritter sechzehn Ahnen nachweisen gemußt und (wie wir wissen) einer alten normannischen Adelsfamilie entstammte, für einen angeblichen Emigranten hielt, ist auf diese Feindseligkeit zurückzuführen.

langen; diese teilten mit, daß ein an die französische Gesandtschaft gerichtetes Schreiben des Obersten Barbaczy von einem Offizier überbracht worden sei. Als die Herren eintraten, zogen wir uns, ich und der Frankfurter Minister Schweizer, zurück. Durch den Hof auf die Straße gelangend sah ich eine Abteilung von Szekler-Husaren einrücken, die vor dem großen Thor des Schlosses defilierten. Einen Augenblick darauf eilte ich zu dem Minister Roberjot, der sich zu seinem Kollegen Debry begeben hatte, und dessen Gemahlin ich in der Gesellschaft zahlreicher diplomatischer Vertreter verschiedener Länder antraf. Wenig später trat der Minister Roberjot ein und erklärte den anwesenden Personen, daß er und seine Kollegen beschlossen hätten, sogleich abzureisen. Er nahm von den Anwesenden, die ihm den lebhaftesten Anteil bewiesen, Abschied. Sie alle bedauerten die Trennung von einem braven Manne, der sich in Rastatt wie in Hamburg immer bemüht gezeigt hatte, Andern Dienste zu erweisen und Gutes zu thun.

Nachdem sich die Gesellschaft entfernt hatte, blieb ich zurück. Roberjot umarmte mich mit den Worten, daß er immerdar und überall derselbe für mich bleiben werde. Frau Roberjot erklärte jetzt, daß sie den Beschluß, so spät abends abzureisen, mißbillige, daß das mißverstanden werden könnte, und daß es überdies noch tausend Dinge zu erledigen gebe, deren Ende nicht abzusehen sei. Es werde besser sein, die Abreise auf morgen zu verschieben. Ich trat dieser Meinung entschieden bei — Roberjot aber erklärte, daß er, da seine Kollegen die Abreise einmal beschlossen hätten, nicht allein zurückbleiben könne, weil das in Paris einen schlechten Eindruck hervorrufen könne. E i n e Nacht werde bald überstanden sein, und es erscheine zweckmäßig, daß die französische Gesandtschaft durch einen sofortigen Aufbruch ihr Versprechen einlöse, binnen drei Tagen abzureisen und dadurch zugleich der durch den österreichischen Offizier überbrachten Ordre zu entsprechen. Die Vorbereitungen für die Abreise müßten demnach möglichst beeilt werden. — Etwa nach einer halben Stunde nahm ich schweren Herzens und nicht ohne Bedauern Abschied. Während ich einige Wege durch die Stadt machte, begegneten mir etwa um $^{1}/_{2}9$ Uhr Baron Jacobi und Herr

von Dohm,[1]) die aus dem Schloßhof kamen und mir sagten, daß die Franzosen am Thor aufgehalten worden und zu Herrn von Albini[2]) zurückgekehrt seien. Albini habe zu dem kommandierenden Offizier geschickt, der sogleich Aufhebung der Schwierigkeiten angeordnet habe. Darauf hätten die Franzosen wieder ihre Wagen bestiegen. Gleich darauf hörte ich, daß die Franzosen doch noch in der Stadt seien, und so begab ich mich an die Barriere, die sie passieren mußten. In der That traf ich die Wagen der französischen Gesandtschaft noch an, und zwar in folgender Ordnung: im ersten Wagen saßen Debry, dessen Frau und seine zwei Töchter; in einem Kabriolett der Gesandtschaftssekretär Rosenstiel und sein Bedienter, sodann folgten die Wagen Bonniers und Roberjots; in Roberjots Wagen saßen er, seine Frau, sein Hausmeister und sein Kammerdiener. In einem fünften Wagen fuhren der ligurische (Genuesische) Minister Bossardi und dessen Brüder. Einige Karren mit dem Gepäck der Gesandten folgten. Ich trat an den Wagen Roberjots, der mir sagte, daß sie schon lange warten müßten, ohne zu ahnen, was dies bedeute. Ich und Herr von Eggers,[3]) der mit mir war, blieben noch längere Zeit vor dem Wagen Roberjots stehen, dann traten wir zu Debrys Wagen heran. Dieser sagte uns, daß sie zwar abreisen dürften, daß sie aber um eine Eskorte gebeten, jedoch noch keine Antwort erhalten hätten. Um die Wagen waren viele Menschen angesammelt, unter anderen die Herren von Rosenkranz[4]) und von Edelsheim.[5]) Rosenkranz und ich kehrten zu dem Wagen Roberjots zurück, der seinem Unwillen Ausdruck gab, sich für einen Gefangenen erklärte und sich darüber ereiferte, daß er, der abreisen gewollt, an dem Thor unter dem Vorgeben aufgehalten wurde, man dürfe die Franzosen nicht abreisen lassen. In der That ließ man niemand, auch keine Fußgänger, passieren. Zu Debry zurückkehrend erfuhr ich, daß unterdessen eine Antwort des Kommandanten eingetroffen sei, wonach er aus Mangel

1) Beide der preußischen Gesandtschaft angehörig.
2) Kurmainzischer Hofkanzler und Direktorialgesandter.
3) Königlich dänischer Legationsrat.
4) Königlich dänischer Gesandter.
5) Badischer Minister.

an Ordre keine Eskorte bewilligen könnte. Die französischen Herren könnten übrigens in Ruhe abreisen, da der Weg frei sei. Ich riet Debry hierauf, bis zum andern Morgen zu warten, die Nacht sei stockfinster, es beginne in Strömen zu regnen, die Wege seien schlecht, und die Passage über den Rhein schwierig. Alles das werde noch durch die Anwesenheit der Damen erschwert. Debry erwiderte, daß sie während der Revolution schon bei schlechteren Wegen gereist seien, und daß es den Damen an Mut nicht fehle. Er besprach sich aber noch einmal mit seinen Kollegen. Bonnier wollte sogleich weiterreisen, und Roberjot erklärte, er werde sich den Beschlüssen der übrigen fügen. So reisten sie denn ab. Ich nahm von Roberjot nochmals Abschied und ging nach Hause mit der Absicht, nicht mehr auszugehen. Es war neun Uhr vorüber. Etwa eine halbe Stunde später meldete mir mein zum Tode erschreckter, kaum der Sprache mächtiger Diener, daß ein großes Unglück geschehen und Bonnier in Stücke zerhauen worden sei. Tödlicher Schrecken ergriff mich — ich konnte an die Wahrheit dieser Mitteilung nicht glauben und warf mich in meine Kleider, um zu erfahren, was geschehen sei. Alsbald hörte ich, daß der Wagenzug der Franzosen durch Österreicher angehalten worden sei, daß die Minister ermordet seien, und daß ich Rosenstiel bei dem badischen Minister finden würde. Ich eilte sogleich dorthin. Der unglückliche Rosenstiel saß auf einem Lehnstuhl und war in einem Zustande von Schreck und Aufregung, der ihn fast seiner Vernunft beraubte. Bei ihm saßen die Herren von Meyer, Kepler (?) und von Edelsheim. Als ich mich ihm näherte, gab er Zeichen des Entsetzens — ich rief ihn bei seinem Namen, erinnerte ihn daran, daß wir Freunde seien, und sagte ihm: „Erkennen Sie mich doch, Rosenstiel" — er aber schrie: „Man will mich töten, ich bin ein verlorner Mann, ich bin kein Mensch mehr, in Gottes Namen: tötet mich nicht." Und dies wiederholte er, sobald sich ihm neue Personen näherten. Endlich erkannte er mich, und ich fragte ihn sogleich, was denn geschehen sei. Er erzählte, daß man den Wagen Debrys angehalten habe, daß er die Schüsse der Angreifer und das Geschrei der Sterbenden gehört habe. Voller Entsetzen sei er entflohen, wohin, wisse er selbst nicht. Er sei erst zur Besinnung gekommen, als

er auf dem protestantischen Kirchhofe angelangt, von wo er längs der Mauer hin- und hergeirrt und über verschiedene Hecken gesetzt sei, bis er endlich zu Herrn von Meyer gelangt sei. Einen Augenblick später wurde gemeldet, daß Roberjots Wagen im Geleit von Husaren angefahren komme. Ich stürzte hinaus in der Richtung der Großen Straße und sah in der That den Wagen herankommen — er war von Szeklern begleitet, die Fackeln trugen, und näherte sich langsam. Die berittenen Husaren suchten uns zurückzuhalten, und erst auf die heftigen Vorstellungen, die Graf Bernstorff,[1]) Herr von Jordan und ich erhoben, ließ man uns an den Wagen herantreten, in welchem der Diener Roberjots mit seiner Herrin saß. Er erkannte mich und rief mir zu: Ah monsieur, sauvez Madame — ich rief sie bei Namen, sie vermochte aber nur durch Schluchzen zu antworten und drückte meine dargereichte Hand, brach aber in erneutes Schluchzen aus. Durch Zeichen gab der Diener mir zu verstehen, daß sein Herr in Stücke gehauen sei, daß er das selbst mit angesehen habe, sich aber nicht habe entschließen können, seinen Herrn zu verlassen und zu fliehen.

Inzwischen erschien ein Husarenoffizier, der die Weiterfahrt des Wagens anordnete und hinzufügte, daß die Damen am Schloßthor aussteigen müßten, und daß der Wagen ihnen folgen werde. Ich bestand darauf, daß Frau Roberjot den Wagen verließe und in das Haus des preußischen Gesandten von Jacobi trete, vor dem der Wagen gerade hielt. Baron Edelsheim, der hinzukam, unterstützte mich mit allem Nachdruck und fragte den Offizier, wer er sei. Dieser erwiderte, er sei Leutnant, habe bestimmte Befehle und müsse sich nach diesen richten. Als wir mit unseren Vorstellungen fortfuhren, sagte er endlich, „Nun wohl, führen Sie die Damen, wohin Sie wollen.“ Graf Bernstorff, Jordan und ich traten an den Wagen, öffneten den Schlag und wollten einiges herausnehmen, um es vor der Raubsucht der Soldaten zu retten. Bernstorff hatte schon ein nécessaire und einen Sack mit 2000 Franks in der Hand, die Husaren aber zwangen ihn, diese Gegenstände in den Wagen zurück-

1) Königlich preußischer Legationsrat.

zulegen; sie sprachen untereinander ungarisch, was ich nicht verstand; ich unterschied nur die Worte: „Die Damen, die Damen.“

Bernstorff, Jordan und ich ließen nunmehr Frau Roberjot aus dem Wagen steigen — sie war in einem Zustand entsetzlicher Schwäche; ich begleitete sie in die Jordansche Wohnung, wo wir die nahezu Bewußtlose auf ein Kanapee legten; sie vermochte nur einige Worte hervorzubringen: „Er ist tot, die Ungeheuer haben ihn vor meinen Augen in Stücke gehauen; ich habe ihn in Blut gebadet gesehen.“ Wir versuchten ihr Beruhigung und Trost zuzusprechen; die Erregung, in der sie sich befand, war aber so groß, daß sie anfangs keine Thräne vergoß. Sie nannte immer wieder den Namen des Toten. Frau von Jacobi und ihre Tochter thaten ihr möglichstes, sie zu trösten, und das Zimmer füllte sich allmählich mit aufgeregten und entsetzten Menschen.

Um meinen Bericht nicht zu unterbrechen, muß ich hinzufügen, daß ich, während ich vor Roberjots Kutsche stand, den Wagen Debrys von der Straße des Franziskanerklosters her herankommen sah. Ich lief darauf zu, Debrys Frau und Töchter stürzten auf mich los und baten mich schluchzend, sie zu retten, indem sie versicherten, daß sie verloren seien. Unterdessen kamen die Husaren, die den Wagen begleiteten, auf mich los und trieben mich mit ihren Pferden derartig in die Enge, daß ich mich nicht rühren konnte. Meine Entrüstung gab mir indessen Kraft, und als Herr von Albini in demselben Augenblick herankam, sprach dieser so nachdrücklich zu den Soldaten, daß sie uns an den Wagen heranzutreten erlaubten. Wir suchten die unglücklichen Opfer so gut wie möglich zu trösten und führten sie in das Schloß.

Während wir noch bei Baron Jacobi waren, kam der Diener Roberjots, dem der Kutscher Bonniers folgte; beide suchten hier Sicherheit. Der Kutscher erzählte, daß er seinen Herrn habe massakrieren sehen, indes er inmitten des Handgemenges entkommen sei. Jetzt schritt ich zu einem Verhör mit dem Diener, der Folgendes aussagte: Noch nicht vierhundert Schritt von der Stadt entfernt, hätten sie aus der Richtung der Rheinauer Brücke Lärm und Geschrei gehört. Im ersten Augenblick wollten Herr und Frau Roberjot

aussteigen und fliehen, sie waren aber erst einige Schritte gegangen, als nichts mehr deutlich zu hören war. Das machte den Minister andern Sinnes. Er sagte seiner Frau, es sei wohl nichts vorgefallen — wahrscheinlich sei man ausgestiegen, um die Brücke zu passieren, es sei nichts zu fürchten, und sie könnten zum Wagen zurückkehren. Das geschah denn auch — während sie aber noch vor dem Wagen standen, kamen Husaren herbei, die sie umringten, ihnen ihre Uhren und ihr Geld abforderten und dasselbe von dem Diener und dem Kutscher verlangten, indem sie sie zugleich fragten, wo der Minister Roberjot sei. Dann zeigten sie auf diesen hin und richteten die Frage: „Minister? Minister?“ an ihn. Roberjot antwortete: „Ja meine Freunde, ich bin der Minister Roberjot.“ Sie ließen ihn sodann wiederholen, daß er der Minister sei, als sie dessen aber sicher geworden waren, rissen sie ihn aus den Armen seiner Frau, die ihn nicht verlassen hatte, packten ihn am Kragen und an den Haaren, um ihn zwei Schritte fortzuschleppen und sodann unbarmherzig niederzusäbeln. Roberjot stieß keinen andern Laut als den Ruf: „Meine Frau, meine Frau“ aus, und wiederholte das bis zu seinem letzten Atemzuge. Als er in Blut gebadet auf der Erde lag, stürzten sich die Barbaren auf ihn, um auf ihn loszuhacken, bis er zu atmen aufgehört hatte. In höchster Verzweiflung verlangte Frau Roberjot das Los ihres Mannes zu teilen, und mit dem wenigen Deutsch, was sie konnte, bat sie die Ungeheuer zu wiederholten Malen, sie zu töten. Der Postillon und der Diener haben das ausdrücklich bezeugt. Der Diener, der seine Herrin nicht verlassen wollte, zerrte sie in den Wagen, sprang selbst hinein und schloß den Wagen zu, während die Niedermetzelung des Ministers noch fortdauerte. Er hielt ihr die Ohren zu, damit sie die gegen den Leichnam geführten Hiebe nicht höre. Frau Roberjot rief immer wieder, sie wolle sterben — „Laßt uns gemeinsam den Tod erleiden!“ Nach beendeter Blutthat ließ man indessen den Wagen umwenden, der unter dem Geleit derselben Leute eintraf, die den Mord begangen hatten. — Diese Aussage habe ich mir von dem Diener viermal wiederholen lassen, ohne daß er an derselben das geringste verändert hätte. Seine Uhren und sein Gepäck hatte man ihm abgenommen.

Ich blieb bei der unglücklichen Frau, obgleich sie alle ihr angebotene Hilfleistung ablehnte. Sie glaubte, daß auch die Brüder Boccardi umgekommen seien, erfuhr durch mich aber, daß diese am Leben seien — einige Augenblicke später traten die Herren ein. Inmitten ihrer entsetzlichen Seelenqualen sprach die großherzige und seltene Frau kein Wort von Rache und keine Verwünschung gegen die Mörder aus — sie wiederholte immer nur, daß sie bedaure, nicht auch den Tod erlitten zu haben. „Wenn ich auch tot wäre, würde ich ihm folgen und glücklich sein — was wird aus mir werden? Bis zuletzt hat er meinen Namen gerufen — ich werde ihm folgen und dann Ruhe finden.“ . . . Die beiden Boccardi sagten in Übereinstimmung mit dem Diener aus, daß ihr Wagen, der der letzte gewesen war, etwa dreihundert Schritt von der Stadt entfernt gewesen sei, als sie das Geschrei hörten.

Herr und Frau von Reden[1]) waren inzwischen auf dem Schloß gewesen, um die Debryschen Damen in ihre Wohnung zu geleiten. Ich suchte sie dort auf und traf sie in einem Zustande an, der nicht erst beschrieben zu werden braucht. Es mußten jetzt Schritte gethan werden, um Debry aufzufinden und zu ermitteln, ob er sich habe retten können. Seine Tochter Fräulein Eleonore klammerte sich an diese Hoffnung und erklärte für feststehend, daß er nicht auf dem Platze geblieben sei. Sie sagte, daß man den Vater aus ihren Armen gerissen habe, daß sie ihm nachgestürzt sei, daß ein Husar ihr Shawl und Tuch abgerissen habe, und daß man sie mit Gewalt wieder in den Wagen gesetzt habe. Ich sprach auch den Sekretär Debrys, Blin, der gleichfalls zu entrinnen vermocht hatte. Man hatte ihn für Bonnier gehalten, er aber hatte erwidert: „Nicht Bonnier, nicht Bonnier — ein Diener.“ Als er darauf zu fliehen gesucht, sei er bei den Haaren gepackt worden. Ein großer und sehr starker Kerl stürzte sich auf ihn, so daß er in einen Graben fiel; dann bemächtigte man sich seiner und setzte man ihn allein in einen Wagen. — Da Blin sehr angegriffen und erregt war, bot ich ihm meine Hilfe, Geld, und was ich sonst zur Verfügung hatte, an.

1) Braunschweig-Lüneburgischer Gesandter.

Dann verließ ich ihn. Es war eine entsetzliche Nacht, der Regen floß in Strömen. Ich kehrte zu Jacobi zurück, um Frau Roberjot beizustehen, die beiden Boccardi und der Diener waren auch noch dageblieben, und wir blieben bis 3½ Uhr morgens zusammen. Sodann teilte Baron Jacobi uns mit, daß die im Kasino versammelten Minister einen Brief an den Obristen Barbaczy aufgesetzt hätten, in welchem man ihm das gegen die französische Gesandtschaft verübte Attentat zur Kenntnis brachte, Sicherheit für die geretteten Personen verlangte und zugleich hervorhob, daß sich die Minister an einem Orte, wo ein solches Verbrechen verübt werde, nicht mehr sicher glaubten. Sie hätten beschlossen, im Laufe des Tages in zwei Abteilungen abzureisen und Geleitmannschaften sowohl für die Überlebenden der französischen Gesandtschaft, als für die übrigen Minister zu verlangen. Herr von Jordan wurde beauftragt, diesen Brief zu überbringen, Baron Jacobi aber gab der Frau Roberjot die Versicherung, daß man sie nicht verlassen werde, und daß sie wegen ihres Loses ruhig sein könne.

Da die Abreise beschlossen war, kehrte ich gegen vier Uhr in meine Wohnung zurück, um meine Sachen zu packen. Um fünf Uhr war ich bei dem Grafen Görtz, der mir sagte, daß man Debry zu finden hoffe, und daß Graf Solms[1]) und Major Harrant[2]) ihn mit Zustimmung des Rittmeisters und unter Bedeckung von Husaren suchen würden. Sodann zu Frau Roberjot zurückgekehrt fand ich sie in tiefer Niedergeschlagenheit über alles, was sie hatte durchmachen müssen. Sie sprach nicht mehr und sah aus, als ob sie dem Tode nahe sei. Um 6½ Uhr erfuhr ich, daß Debry aufgefunden sei und sich zum Grafen Görtz begeben habe. Dort angelangt, fand ich ihn im Zimmer des Grafen: sein Gesicht war mit Blut und Rissen bedeckt, das vom Regen durchnäßte Haar fiel auf das Gesicht herab, der Hemdkragen war mit Blut gefärbt, seine Kleidungsstücke zerrissen und zerschnitten. Er war indessen völlig bei Sinnen, erkannte mich sogleich und reichte mir die Hand, indem er sagte, daß diese noch

---

1) Kaiserlicher Reichshofrat (Wien).
2) Badischer Major und Stadtkommandant von Rastatt.

brauchbar sei: „Ja, es ist gekommen, wie Sie es erwartet haben.“ Obgleich Thränen meine Stimme erstickten, vermochte ich ihn doch zu fragen, durch welches Wunder er gerettet worden sei. „Ja,“ erwiderte er, „durch ein Wunder. Wenn ich nicht immer an eine Vorsehung geglaubt hätte, so hätte dieses letzte Erlebnis mir solchen Glauben mit unverlöschlichen Buchstaben ins Herz gegraben. Ja! wie hat man uns behandelt, und was haben wir denn eigentlich gethan?“

Dann erzählte er, daß man ihn aus den Armen seiner Frau und seiner Töchter gerissen und sodann mit Hieben überdeckt habe, bis er sich tot gestellt. Er habe sich in einem Graben auf der Seite des der Murg und der Rheinaubrücke gegenüberliegenden Wäldchens gerollt, als seine Mörder von ihm abließen, um sich zu den übrigen Wagen zu begeben. Dann war er im Schutz der Nacht in das Wäldchen geflüchtet, mit Hilfe der einen unverletzt gebliebenen Hand auf einen Baum gestiegen, auf dem er etwa eine Viertelstunde verblieben, sodann heruntergeklettert und nachdem er einige Zeit gegangen, eingeschlafen. Bei seinem Erwachen sei der Tag schon angebrochen, und habe er die Richtung nach Rastatt eingeschlagen. Seinen Hut, seine Ohrgehänge, seine Schuhe und das Halstuch habe er weggeworfen und halbtot einen ihm begegnenden Bauern[1]) um Kleider gebeten. Auf dem Wege habe er die Leichen seiner unglücklichen Kollegen gesehen, ein Bild, das ihn beständig verfolge. „Im Namen Gottes, rief er aus, man nehme diese Leichen fort! Sind sie denn noch immer nicht zufrieden, haben sie ihre Wut noch immer nicht gestillt? Welche Opfer verlangt man denn noch?“ Alle Anwesenden wurden zu Thränen gerührt, der würdige Graf Görtz wußte sich kaum vor Bewegung zu lassen. Debrys Wunden, die übrigens nicht gefährlich waren, wurden in Behandlung genommen: eine leichte und eine schwere Wunde auf dem linken Arm und mehrere Kontusionen auf dem Rücken.

Ich begab mich zu den Debryschen Damen, um ihnen die Nachrichten über ihn mitzuteilen. Sie waren von der Rührung und

1) In Wahrheit war es ein Schuhmacher Otto.

Freude erfüllt, die man empfindet, wenn man einem großen Unglück entronnen ist. Eine von ihnen behauptete, einer der Husaren habe Debry französisch ausgefragt, sich erkundigt, ob er Debry sei, und auf die bejahende Antwort mit dem Säbel auf ihn losgeschlagen, ihr, der Dame, aber gesagt, sie könne ruhig sein, man werde ihr nichts thun. Als ich zurückgekehrt war, fand ich Debry, der sich die Wunden verbinden ließ; zahlreiche Minister hatten sich zu ihm begeben, um ihn zu sehen und ihrem Entsetzen sowie ihrem Unwillen Ausdruck zu geben, was Debry sichtlich wohlthat. Frau Roberjot verfiel, als ich ihr die Nachricht von Debrys Rettung brachte, aufs neue dem tiefen Schmerz über den erlittenen Verlust. Sie brach abermals in Thränen und Schluchzen aus und rief, sie wolle sterben. „Wie glücklich sind sie, während ich das unglücklichste Geschöpf von der Welt bin — ich will ihn wiedersehen und bei ihm sterben.“ Als man die Glocken läuten hörte, rief sie aus: „Es ist sein Begräbnis — wo ist er?“ Als Graf Solms eintrat, fragte sie, wo ihr Mann sei. Er antwortete, daß er es nicht wisse, und daß wir nur mit ihr gemeinsam klagen könnten. . . .

Später teilte ich ihr mit, daß ihr Wagen in Sicherheit, und daß ein großer Teil ihres Gepäcks gerettet worden sei, und daß ihr alles wiedergegeben werden würde. „Was geht mich das an, gab sie zur Antwort, ich brauche nichts mehr.“ Gegen zehn Uhr fuhr man den Wagen in den Hof des Hauses von Baron Jacobi, dessen Kammerdiener einige Effekten wiederbrachte, darunter einen Sack mit 2400 (Franks) und 97 Louis in Thalern, die man ihm übergeben hatte. Man sandte einen andern Sack mit ungefähr 900 Franks, der Rest bestand aus vier Säcken zu 2400 Franks, die alle geplündert worden waren. Auch das Necessaire wurde wiedergebracht, das man weggenommen hatte, um zu sehen, ob es nicht Papiere enthalte. Unberührt war die Vache (der Behälter auf der obern Decke der Kutsche) geblieben, in die sie (die Frau Roberjot) 800 Louisdor in Gold und zahlreiches Silberzeug gethan hatte; dieser Behälter war abgenommen, aber nicht geöffnet worden. Danach betrug der Schaden (einschließlich der Uhr und des Geldes, die ihr während der Mordthat von den Husaren abgenommen worden

waren) zwischen fünf- und sechshundert Louis; an Gepäck hatte sie weniger (als die übrigen) eingebüßt. . . . Morgens erschienen auch noch ihr Koch und der Hausmeister, die sich zu retten gewußt hatten. Sie brach in neue Klagen aus, die sich wiederholten, als Debry und Blin sie besuchten.

Als endlich erreicht worden war, daß die geretteten Franzosen von einer doppelten Eskorte, den markgräflichen Truppen und dem Major Harrant, begleitet werden sollten, machte ich ihr (Frau Roberjot) und den beiden Boccardi, die sie nicht verlassen hatten, darüber Mitteilung. In meiner und der übrigen Minister Gegenwart verlas Graf Görtz sodann die Antwort, die von dem Obristen Barbaczy auf das von den Ministern während der Nacht abgelassene Schreiben eingegangen war. Der Obrist sprach darin seinen Abscheu über das Vorgefallene aus. Mit von Thränen erstickter Stimme beschwor Graf Görtz Herrn Debry namens der deutschen Nation, das entsetzliche Verbrechen nicht dieser zuzuschreiben, der französischen Nation die Wahrheit zu sagen und Ausbrüche der Leidenschaft zurückzuhalten, die durch dieses Ereignis hervorgerufen werden könnten, und die sie, die deutsche Nation, nicht verdient habe.

Debry, der von diesen Teilnahmebezeigungen mit gutem Grunde ergriffen war, versprach das in feierlichster Weise, seine Unruhe dauerte indessen fort. „Wollen sie, die Mörder, ihr Werk wieder beginnen, so mögen sie gleich kommen. Es wäre zu entsetzlich, durch ein Wunder entronnen zu sein, um nochmals zum Richtplatz geschleift zu werden.“ Major Harrant beruhigte ihn, indem er sagte, daß er das Ehrenwort sämtlicher Offiziere habe, daß er ihn nicht verlassen werde, und daß er bereit sei, eventuell mit ihm zu sterben. Ich teilte die getroffenen Anordnungen den beiden Boccardi und Frau Roberjot mit. Die Boccardi bezeigten lebhafte Unruhe, Frau Roberjot aber sprach die Überzeugung aus, daß alle Männer massakriert und die Frauen weggeschleppt werden würden, sie blieb aber auf alles gefaßt.

Der Wagen stand zur Abfahrt bereit, die Bedeckungsmannschaft versammelte sich, und um zwei Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, wobei Debry vorausfuhr. Dann stieg Frau Roberjot, die etwas Nahrung zu sich genommen hatte, in den Wagen, an den ich und

Louis Boccardi sie führten. Ich nahm von ihr Abschied und trat an den Wagen Debrys. Ich reichte den Damen die Hand, er saß im Hintergrunde des Wagens und war in großer Erregung. Die Bedeckungsmannschaft bestand aus sechs markgräflichen Husaren, die unter Führung des Majors Harrant vorausritten, Herrn von Jordan, der neben Debrys Wagen ritt, und aus weiteren zwölf Husaren und einem Offizier — sechs ritten voraus und sechs hinterher. So habe ich sie zuletzt gesehen."

In allen wesentlichen Punkten mit dem Dohmschen „Gemeinschaftlichen Bericht" übereinstimmend, enthält die vorstehende Darstellung gleichwohl eine Zahl Angaben, die in dem ersterwähnten Aktenstück fehlen. Zunächst wird über das Verhalten der geretteten Franzosen mit größerer Ausführlichkeit und Lebhaftigkeit berichtet, als in irgend einer der übrigen bisher bekannt gewordenen Versionen. Von Interesse ist namentlich, was über Frau Roberjot berichtet wird, deren Fernbleiben von der zu Paris veranstalteten Totenfeier vom 20. Prairial in der Folgezeit zu Konjekturen der wunderlichsten Art Veranlassung geboten hat. Die unter anderem auch von Helfreich erwähnte Fabel, daß die unglückliche Frau den Gesandten Debry im Verdacht der Mitschuld an der Ermordung ihres Mannes gehabt und ihm aus diesem Grunde jede Zusammenkunft verweigert habe (Helfreich S. 135), wird durch Brays Angabe darüber, daß Frau Roberjot bei Empfang der Besuche Blins und Debrys in erneute Klagen und Thränen ausgebrochen sei, direkt widerlegt.

Erwähnenswert ist ferner, daß Bray über Aussagen von Debrys Sekretär Blin berichtet, deren sonst nirgends Erwähnung geschieht. Während Dohm Blins gar keine Erwähnung thut, Helfert diesen Sekretär Debrys hartnäckig „Belin" nennt und nur beiläufig anführt, giebt unser Gewährsmann die Umstände, unter denen Blin angefallen, und nachdem er anfänglich für Bonnier gehalten worden, gerettet wurde, genau an. Von besonderer Wichtigkeit aber sind die Angaben des zu vier Malen von unserem Berichterstatter ausführlich vernommenen Dieners des ermordeten Roberjot. Davon, daß der Minister in französischer Sprache angeredet und nach seiner Person gefragt

worden war, hat der nächste Zeuge seiner Ermordung nicht nur nichts verlautbart, sondern im Gegenteil ausdrücklich gesagt, die Mörder hätten zu wiederholten Malen das eine Wort „Minister" fragend wiederholt, Frau Roberjot aber habe sie in dem wenigen ihr geläufigen Deutsch um den Tod gebeten — ein Umstand, der die Möglichkeit, daß die entscheidenden Fragen französisch gethan worden, geradezu ausschließt. Auch von den Husaren, die den Debryschen Wagen überfallen und dann nach Rastatt zurückbegleitet hatten, versichert Bray ausdrücklich, daß sie ungarisch, das er nicht verstand, gesprochen und nebenher einige deutsche Worte gebraucht hätten. Daß unter den Angreifern französisch gesprochen worden sei, hat nach Brays Zeugnis überhaupt nur eine Zeugin, eine der beiden Debryschen Töchter behauptet. „Une d'elle", heißt es in unserem Bericht, „prétendait qu'un des hussards avait questionné le Ministre Debry en français" — ein Ausdruck, der darauf schließen läßt, daß diese Angabe eine unsichere gewesen sei. Irgend welche Bedeutung scheint dieser Behauptung des zum Tode erschreckten Mädchens von keiner Seite beigelegt worden zu sein. Wie hätte der Gedanke an einen unter französischer oder emigrantischer Mitwirkung verübten Mord auch bei Männern aufkommen sollen, die, wie Bray ausführlich berichtet, die Wagen der Opfer des Mordanschlags unter der Bedeckung der blutbefleckten Szekler-Husaren und unter Führung eines deutschredenden Leutnants hatten in die Stadt zurückkommen sehen? Die sich darauf beziehende Schilderung Brays ist die genaueste, die überhaupt vorliegt, thut der von Helfert erwähnten Zeugen Eggers und Gemmingen übrigens keine Erwähnung, sondern nennt statt dieser die Herren Graf Bernstorff, von Jordan und Edelsheim und — soweit der Wagen Debrys in Betracht kommt — den Freiherrn von Albini; die sich darauf beziehenden Umstände sind so präzis angegeben, daß Zweifel an der Richtigkeit der Schilderung nicht aufkommen können. Als Zeuge dieses Auftrittes wird Bray auch bei Helfert genannt (a. a. O. S. 102). In den eigentlich entscheidenden Thatsachen den übrigen Berichten konform, beschränken sich die Abweichungen auf die als Zeugen genannten Personen und auf die Angabe, daß der kommandierende Leutnant den Vorstellungen Edelsheims schließlich nachge-

geben und das Aussteigen der Frau Roberjot erlaubt habe. — Die zu ungezählten Malen gemachte Erfahrung, daß zwischen sonst zuverlässigen Zeugenaussagen einzelne Diskrepanzen übrig bleiben, hat sich auch in diesem Falle wiederholt.

Einiges Gewicht wird endlich auf die — sonst nirgend gemachten — genauen Angaben über die Wiedererstattung eines Teils der aus dem Wagen Roberjots geraubten Gegenstände zu legen sein.[1]) Wie der als Überbringer der verschiedenen Beutel bezeichnete Bediente des Barons Jacobi zu den Beuteln gekommen war, und woher die Angabe stammt, daß diese Behälter nach Papieren durchsucht wurden, wird bedauerlicherweise nicht gesagt. Im übrigen handelt es sich hier um präzise Daten, nach denen angenommen werden darf, daß die Absicht vorgelegen habe, den Mördern den gemachten Raub wieder abzunehmen, daß das aber nur unvollständig gelungen sei.

Alles zusammengenommen, kann die Braysche déposition als ein Beleg mehr dafür angesehen werden, daß keiner der näheren oder entfernteren Zeugen der Mordnacht vom 28. April 1799 an etwas anderes, als eine von den Szekler-Husaren ausgeführte Blutthat gedacht hat, und daß die damals festgestellten Thatsachen für keine der in der Folge aufgetauchten mehr oder minder gewagten Hypothesen Anhaltepunkte geliefert haben. Wäre die Mitwirkung von Emigranten von den Überlebenden auch nur als Möglichkeit angesehen worden, so müßten irgend welche Spuren davon in den ausführlichen Berichten über die Aussager und über die mit diesen geführten Gespräche Rosenstiels, Brays, der Frau Roberjot und den Debryschen Damen zurückgeblieben sein. Unbegreiflich würde in solchem Falle auch sein, daß die einzige sich auf französische Reden der Mörder beziehende Andeutung nur beiläufig erwähnt wird, und daß Bray, der als Freund der Ermordeten, wie als Franzose an einem gegen seine Landsleute gerichteten Verdacht besonderes Interesse hätte nehmen müssen, für die bezügliche Aussage nicht mehr als ein bloßes „elle prétendait“ übrig gehabt hat.

1) Daß ihnen ein Teil der geraubten Habe in der Folge wiedergegeben worden sei, haben die Beteiligten bei ihrer Vernehmung angegeben und dabei den Major Harrant als Vermittler genannt (vergl. G. Müller a. a. O. S. 12).

IV.

Aus den letzten Tagen des Malteserordens.

Die erste Kunde von der am 11. Juni 1798 erfolgten Besitznahme Maltas durch die Franzosen traf drei Wochen später, am 2. Juli, bei dem zu Rastatt versammelten Kongresse ein. Bray befand sich an dem Tage des Eingangs dieser Nachricht zu Diffingen, einer in dem heutigen Jagstkreise des Königreichs Württemberg belegenen Herrschaft seines Freundes und Gönners, des Fürsten von Thurn und Taxis. Hier erreichte ihn am 5. Juli das nachstehende, vom 2. desselben Monats datierte Schreiben eines Freundes, des Ritters von Loë:

Rastatt, den 2. Juli 1798.

Mein lieber Freund!

Ihre Befürchtungen, betreffend Maltas, haben sich leider nur allzu vollständig erfüllt. Bei den hier anwesenden französischen Gesandten ist ein Gendarm aus Sulz mit der Nachricht eingetroffen, daß Malta durch Bonaparte weggenommen worden sei. Die bezügliche Meldung war auf telegraphischem Wege nach Paris übermittelt worden und von dort nach Straßburg und Sulz gesendet worden. Rosenstiel[1]) und Gaudin haben diese Nachricht den hier anwesenden Ministern offiziell zur Kenntnis gebracht. Die Einzelheiten sollen durch einen zweiten, mit der nächsten Post und für morgen angekündigten Kurier überbracht und von mir

1) Der uns bereits bekannte Sekretär der französischen Kongreßgesandtschaft.

nach Heitersheim [1]) weitergegeben werden, von woher ich den Groß-Bailli täglich erwarte. Außerdem ist mir eine vom 26. April datierte chiffrierte Depesche des Großmeisters zugegangen. — Ihrem eigenen Urteil überlasse ich es, ob notwendig sein werde, daß Sie sofort herkommen, um mir in der kritischen Lage, in welcher ich mich befinde, mindestens mit Ihrem Rate beizustehen. Ich zweifle daran nicht, daß der Groß-Bailli gleichzeitig mit Ihnen eintreffen werde. — Ihre Bücher habe ich dem Grafen Görtz pünktlich übergeben. Leben Sie wohl u. s. w.

Daß die aus Malta eingelaufene Kunde Herrn de Bray keine Überraschung bereitete, wissen wir auch unabhängig von der bezüglichen Anspielung in dem Briefe des Ritters von Loë. Unter den Warnungen vor der am 9. Mai von Toulon abgegangenen französischen Expedition, die dem Großmeister von Hompesch zugegangen waren, und von denen der fünfte Band der Schollschen „Histoire des traités de paix" berichtet, werden die Depeschen der Herren von Schönau, Ferreti und de Bray ausdrücklich erwähnt. Bray wußte aber noch mehr, als daß Frankreich gegen den Orden Böses im Schilde führe und daß eine Klausel des Friedens von Campo Formio nicht dem Orden, sondern lediglich dem Großprior von Heitersheim als deutschem Reichsfürsten die Absendung von Bevollmächtigten zu dem Rastatter Kongreß gestattet habe. Ihm war nicht unbekannt geblieben, daß der Nachfolger seines Gönners, des Großmeisters Prinzen von Rohan, der Kurpfälzer Ferdinand von Hompesch, ein schwacher, entschlußunfähiger und haltungsloser Herr sei, der allen durch die Zeitverhältnisse bedingten Reformen der Ordenseinrichtung hartnäckig widerstrebt und die ihm aufgezwungene Würde nur ungern und zögernd angenommen hatte. Diese Zögerung hatte ihre guten Gründe gehabt. Die innere Auflösung der weiland berühmten

1) In dem (gegenwärtig zum badischen Kreise Freiburg gehörigen) Fürstentum Heitersheim residierte seit dem 16. Jahrhundert der Großprior (Grand bailli) und oberste Meister der deutschen Zunge des Malteserordens. Inhaber dieser Würde war seit dem Jahre 1796 Ignaz Bartholomäus, Freiherr Rinck von Baldenstein.

Brüderschaft war im Laufe der letzten Jahre so weit vorgeschritten, daß allein ein Mann von genialer Thatkraft sie hätte abwenden können.

Seit Jahr und Tag befanden sich die Finanzen des Ordens in höchst bedenklichem Zustande. Die Einnahmen aus Frankreich waren seit dem September 1792 vollständig ausgeblieben, die Intraden aus den Gütern am linken Rheinufer, aus der Schweiz und den Ländern der neuen Republiken Cisalpinien und Ligurien von den siegreich vordringenden Franzosen beschlagnahmt, ferner die Priorate spanischer Zunge, sowie diejenigen Siciliens als Teilnehmer an den Kriegen gegen Frankreich zahlungsunfähig geworden. Weder die im Lande aufgenommene Zwangsanleihe, noch die an der Verwaltung vorgenommenen Ersparnisse hatten auch nur die dringendsten Bedürfnisse des Ordens zu decken vermocht. Indessen Hunderte aus der Heimat vertriebener Ritter nach Malta gekommen waren und dort Unterstützung in Anspruch genommen hatten, verschlangen die Spitäler, die angeworbenen Regimenter und die Schiffe des Ordens die sämtlichen demselben übrig gebliebenen Mittel. — Schlimmer noch als um die äußeren, war es um die inneren Verhältnisse bestellt. Daß es mit dem kriegerischen Geiste der Ritter beständig zurückgegangen sei, „daß Zwistigkeiten und Insubordinationen, luxuriöses Leben, Sittenverderbnis und die geringe Bedeutung der zu unwesentlichen Streifzügen herabgesunkenen kriegerischen Dienste den Orden um das beste Teil seines alten Rufes gebracht hatten“, ist selbst von einem so entschiedenen laudator temporis acti wie Alfred von Reumont (Beiträge zur italienischen Geschichte, Bd. IV) anerkannt worden. Noch verhängnisvoller war freilich, daß sehr zahlreiche, insbesondere französische Ritter an ihren Beruf selbst nicht mehr glaubten, daß sie die Überlebtheit dieser Schöpfung des Mittelalters empfanden und daß sie denselben in Frankreich zur Herrschaft gelangten „philosophischen Ideen“ huldigten, die sie als Mitglieder des Ordens bekämpfen mußten. Unter den 332 Rittern, die im Sommer 1798 am Sitze des Ordens und auf den zwei Nachbarinseln anwesend waren, befanden sich mehr als 200 Franzosen, darunter viele, denen jede Gelegenheit zur Aussöhnung mit ihrem Vaterlande, bezw. zu ungefährdeter Rückkehr in dasselbe im voraus willkommen war. Diese

Männer sollten die Befehlshaber für 2000 Mann angeworbener Soldaten abgeben, zu denen noch einige hundert Garden und die auf 12000 Köpfe geschätzte eingeborene Miliz kamen. Was wollte diese relativ starke Truppenmacht, was der intakte Zustand der sprichwörtlich starken Befestigungen von La Valetta, was die Ausrüstung mit reichlichen Munitionen bedeuten, seit auf die Zuverlässigkeit der Führerschaft nicht gerechnet werden konnte und seit notorisch war, daß die Parteien der Alten und der Jungen einander mit tödlichem Hasse befehdeten! Seit der „Bruder dem Bruder" nicht mehr trauen konnte, war das Geschick des Ordens entschieden.

Dem Scharfblick des Großmeisters Rohan war diese innere Aushöhlung des seiner Leitung unterstellten Gemeinwesens nicht entgangen. Um einer Prüfung der mehr als zweifelhaften militärischen Leistungsfähigkeit des Ordens aus dem Wege zu gehen, hatte der alte Herr in Veranlassung der dritten Teilung Polens und behufs Ordnung der Verhältnisse des dortigen Priorats einen im russischen Seedienst stehenden Ordensbruder, den Bailli Grafen Litta, nach St. Petersburg gesendet und zuerst mit Katharina II., dann mit deren Nachfolger über den Abschluß eines Bündnisses mit Rußland verhandeln lassen. Kaiser Paul, der seit seiner Jugend romantisch-ritterlichen Ideen zuneigte, hatte so bereitwilliges Entgegenkommen gezeigt, daß er nicht nur der Begründung eines neuen, reich ausgestatteten russisch-polnischen Großpriorats zustimmte, sondern daß er dem Orden in Person beitrat. Dabei war ers indessen nicht geblieben, sondern nach dem Tode Rohans von Herrn von Hompesch ein neuer Vertrag (vom 29. November 1797) abgeschlossen worden, welcher dem Kaiser und Selbstherrscher des schismatischen Rußland die Würde eines Protektors der berühmtesten aller katholischen Brüderschaften übertrug und denselben mit dem Kreuze schmückte, das der verdienteste Meister derselben, der große Jean Parrisot de La Valette, getragen hatte.

Daß eine solche, allen Traditionen des Ordens, der katholischen Kirche und des abendländischen Rittertums zuwiderlaufende Unterordnung unter einen fremden und dazu akatholischen Souverän einer moralischen Bankrotterklärung der einst waffengewaltigen und

stolzen Brüderschaft ähnlich sehe, hatte für einen Mann von der Weltkenntnis und nüchternen Urteilskraft Brays nicht mehr zweifelhaft sein können. Längst auf das Schlimmste gefaßt, nahm er die Trauerkunde von den Vorgängen des 10. und 11. Juni als Bestätigungen dessen auf, was er vorausgesehen hatte. So dunkel diese Voraussichten auch gefärbt gewesen sein mochten, — sie wurden durch das noch übertroffen, was Herrn de Bray einige Zeit später aus La Valetta direkt gemeldet wurde. Das darauf bezügliche, von einem deutschen Ritter verfaßte Schreiben, das sich in dem als „Affaires de l'ordre de Malte" bezeichneten Konvolut des Brayschen Nachlasses vorgefunden hat, lautet wörtlich folgendermaßen:

„Malta, den 20. Juni 1798.[1])

Hier weht seit dem 12. d. M. die französisch-republikanische Flagge. Was in mehreren Jahrhunderten die Macht der türkischen Waffen gegen Malta nicht thun konnte, that diesmal in wenigen Tagen eine schwarze und unblutige, aber wohlvorbereitete Verräterei.

Am 6. dieses zeigte sich vor Malta die große Expeditionsflotte des Mittelländischen Meeres, ein für Europa schon lange erwartetes Rätsel, 30 Kriegs- und über 300 Transportschiffe an der Zahl. Zu gleicher Zeit mit dieser Erscheinung kamen zwei Kauffahrteischiffe mit griechischer Flagge in den Hafen von Malta. Sie gaben an, mit Getreide beladen zu sein. Erst in der Folge, als die Franzosen ihre feindseligen Absichten nicht mehr verbargen, entdeckte sich, daß diese zwei Transportschiffe mit Kriegsleuten und Waffen beladen und von den Franzosen zu der Absicht vorausgeschickt waren, um die innerliche Empörung, die schon lange entworfen war, zu guter Zeit zu unterstützen.

1) Zum Verständnis der auf die Einnahme Maltas und der Hauptstadt La Valetta bezüglichen Schilderungen bedarf es einer Bekanntschaft mit der Lage und Beschaffenheit der Insel, die durch bloße Notizen nicht vermittelt werden kann. Wir verweisen darum auf die ausführliche Darstellung in der „Deutschen Rundschau" 1893, Band LXXV und LXXVI: „Eine Frühlingsfahrt nach Malta". Dort findet man auch Näheres über die zum Teil heute noch erhaltenen Kirchen und Paläste des Ordens.

Bald begehrten die Franzosen die Aufnahme in den Hafen mit der ganzen Flotte. Es wurde ihnen geantwortet, daß man sie nach dem Nationalrechte und den Gesetzen von Malta nur zu vier an der Zahl und so nach einander alle abwechslungsweise herein lassen könnte.

Dieser Erklärung folgte die Landung der Franzosen nach und nach bis zu 15000 Mann in einem entvölkerten Teil der Insel, welcher Platz ihnen mittelst gegebener Zeichen durch übelgesinnte Leute vom Lande angewiesen wurde. Man würde die ersteren gelandeten Truppen vertrieben haben, wenn nicht die Verschworenen in der Stadt eine abscheuliche List gebraucht hätten, um es zu verhindern. Sie sandten nämlich zu dem Landvolk, das von Rittern befehligt war, geheime Boten aus, um es in den Wahn zu setzen, daß es von dem Ritterstande verraten und schon verkauft sei.

Das Landvolk selbst in dem Gefühle der Treue zu dem Fürsten und der Religion wurde verblendet. Anstatt den Befehlen zu den Angriffen zu gehorchen, war es wütend gegen die verschwärzten Anführer. Sie marterten und mordeten verschiedene französische Ritter; andere, ebenso unschuldig wie diese, wurden verwundet, mit Hohn und grausamer Behandlung in die Stadt geschleppt und alles das in der vermeinten guten Absicht, Verräter zu bestrafen.

Die Griechen, teils die, wie vorgemeldet, auf ihren Schiffen, teils jene, die in der Stadt ansässig waren, wollten diese Verwirrung benutzen, um die Empörung loszubrechen. Sie wurden aber vom Volk teils niedergemacht, teils verhaftet. Indessen mußten diese verschiedenen blutigen Auftritte die Stadt mit Angst und Verwirrung erfüllen.

Auch waren unterdessen die verschiedenen Landtruppen und Milizen von Malta am Seegestade und in den Dörfern größtenteils versprengt worden, nicht sowohl aus Mangel an Mut als wegen des Mißtrauens, das ihnen gegen ihre Befehlshaber eingeflößt worden war und sie an der gehörigen Folgsamkeit hinderte.

Die Regierung begnügte sich also mit dem Vorsatz, die Stadt zu verteidigen, wenn schon darin die obgemeldeten Greuel den äußersten Mißmut verbreitet hatten. Es stieg aber Verwirrung und Drangsal aufs höchste, als sich zeigte, daß, während die festesten Punkte der Stadt mit Überfluß an Kriegsvorrat sich gegen die heran nahenden Feinde zu wehren anfingen, zu gleicher Zeit die minder festen Punkte Mangel an Geschütz und Vorräten litten oder verfälschte Patronen empfingen. Dies war die entscheidende List der Häupter der Artillerie, die mit verschworen waren. Zugleich bemühten sich Leute, falschen Lärm von feindlichen Stürmen in der Stadt auszustreuen.

Die getäuschten Patrouillen schossen in den Straßen aufeinander. Das Volk lief truppenweise umher, konnte nicht mehr in Ordnung gebracht werden, und jeder glaubte, einem Feinde zu begegnen.

Sogar des Großmeisters Palast wurde mit einem herbeigestürmten Schwarm von demokratischen Schreiern erfüllt, die keine Gewalt zur Ruhe bringen konnte. Einige Adelige vom Lande und übelgesinnte Magistratspersonen benutzten diese Vorfälle, um der Regierung des Ordens durch eine Abgesandtschaft dringend vorzustellen, wie unmöglich die Verteidigung der Stadt sei, da der Verrat offenbar, die Spaltung der Gesinnungen durch viele Mordthaten erprobt und eine blutige Gärung augenblicklich zu erwarten wäre. Nach vielem Hin- und Widerreden zwang diese Abgesandtschaft, gestützt durch die verschworenen französischen Ritter, dem Rate der Ältesten die Einwilligung ab, mit den Franzosen zum Vorteil der Eingeborenen zu unterhandeln.

Am 11. ging also die Kapitulation dahin, daß der ganze Orden die Insel verlassen und der französischen Republik übergeben werde. Die Franzosen nahmen am 12. Besitz von den Festungswerken, wo man viele Mühe hatte, die Truppen, die von der Revolution der Stadt nichts wußten, zur Übergabe zu bereden. Denn eigentlich war nur das Innere der Stadt durch Empörung des französischen Anhangs übervorteilt worden.

Der gute Wille der Regierung zu Verteidigung der Stadt hatte daher unwirksam werden müssen, weil die Verschworenen

es so weit gebracht hatten, daß sowohl die Lebensmittel als auch die abgeschickten Befehle durch verschiedene List und Gewalt abgeschnitten wurden. Auf diese Art eroberte und überlistete Bonaparte die Insel, doch nicht ohne Verlust an Leuten. Dieser General behandelte die Häupter des Ordens ohne Edelsinn und als rächender Sieger; hingegen setzte er die Verräter des Ordens an die Spitze der neuen Regierung.

Dies ist der Überblick von der Einnahme oder vielmehr von der Revolution von Malta. Nur der allergeringste Teil der verschiedenen Stände, aber zum Unglück Häupter, waren die Verschworenen. Im Durchschnitt waren Ritter und Volk gut gesinnt gewesen. Nur eins hätte Malta vielleicht noch retten können, die geschwinde und gänzliche Vernichtung aller Verräter im rechten Augenblick. Ein hartes, aber notwendiges Heilmittel in solchem Fall. Vielleicht wäre es aber auch schon zu spät gewesen. Man entdeckte nach der Hand, daß die französisch Gesinnten im Falle der Weigerung der Regierung entschlossen waren, ein Blutbad unter den Rittern zu machen.

Die Namen der Verräter werden in mehr ausführlichen Relationen erscheinen. Sonderbar, daß einer Namens Poussielque, in Malta geboren und durch die Wohlthaten des Ordens bereichert, einer der Rädelsführer war, und noch sonderbarer, daß dieser der Kaiserliche Konsul ist!“

Obgleich der vorstehend wiedergegebene Bericht in den Hauptpunkten mit den bisher bekannt gewesenen Versionen der schmählichen Vorgänge vom 10. und 11. Juni 1799 übereinstimmt, ist derselbe als neuer Beleg für die Verwirrung der Köpfe, die damals in La Valetta Platz gegriffen, von Interesse. Der Hauptverräter an der Sache des Ordens, des Kommandeurs Bosredon de Transijat, des Befehlshabers bei der Bucht von San Giorgio de Préville, und des Bailli de Suffren St. Tropez (Befehlshaber der Vorstadt La Sangle und des Fort Michele), geschieht ebensowenig namentliche Erwähnung, wie der nicht eben ehrenwerten Rolle, die ein vierter Franzose, der Ritter Dolomier gespielt hatte. Dagegen werden unter den Schuldigen zwei Männer erwähnt, die in den

übrigen Darstellungen als Nebenpersonen behandelt worden sind: der am angeführten Orte nicht mit Namen genannte, aber im übrigen genau bezeichnete „Chef der Artillerie“ Bordonanche, und der „Kaiserliche Konsul“ Poussielque. Allein der Name dieses letzteren wird genannt, — denn hier handelt es sich um einen roturier, dort um vornehme Herren, die man schonen wollte. — Die Personen des Ordensmeisters von Hompesch und seiner Berater nach Möglichkeit aus dem Spiel zu lassen und so zu thun, als sei die Übergabe der stärksten Feste Europas das Werk einer verschwindend geringen Minderheit der Verteidiger gewesen, scheint freilich auch von anderen Zeugen dieses unerhörten Vorgangs als Pflicht angesehen worden zu sein. In einem „Précis historique de la prise de Malte par les Français“ überschriebenen Aktenstücke des Brayschen Nachlasses tritt diese Tendenz noch deutlicher zu Tage, als in dem deutschen Berichte. Während die von der Besetzung und Übergabe der Insel handelnden Ausführungen von den Hauptpunkten der obigen Darstellung nur rücksichtlich gewisser Einzelheiten abweichen, enthält das „Précis“ Angaben über die Vorgeschichte und die Hauptfiguren dieses Ereignisses, die interessant genug sind, um ausführlich wiedergegeben zu werden.

„Seit ihrem Beginn“, so heißt es am angeführten Orte, „hatte die französische Revolution auf Malta und unter den dortigen Rittern Anhänger gefunden. Drei derselben, der Kommandeur de Ransijat, der Chevalier de Fay und der Abbé Breuvart, bekannten sich öffentlich und bedingungslos zu den revolutionären Grundsätzen; sie fügten indessen hinzu, daß die Hinneigung zu den Formen und Einrichtungen der Demokratie sie nicht verhindern werde, gegebenen Falls ihre Pflicht zu thun und sich dabei zu betragen, als seien sie Aristokraten. An diese Versicherung, die man für aufrichtig hielt, hat die Regierung sich anscheinend genügen lassen. Haben die Genannten auch wohl in der Stille Propaganda getrieben, so steht doch fest, daß sie und ihre Schüler keinerlei Achtung genossen.

Als eine von Korfu kommende französische Flottenabteilung während des Mai 1798 vor Malta erschien und die Regierung Verteidigungsmaßregeln ergriff, nahmen die Häupter der französischen Partei daran Anteil und zeigten sich beflissen, dabei mög-

lichsten Eifer zu bethätigen. Aus dem späteren Verlauf der Dinge hat sich ergeben, daß eine Wegnahme damals noch nicht geplant war und daß das damalige Verhalten (sc. der Verräter) darauf berechnet gewesen war, die Regierung einzuschläfern und in Illusionen zu wiegen. Hatte dieses Erscheinen des von Korfu kommenden Geschwaders doch ein lebhaftes Sicherheitsgefühl verbreitet, nachdem die Bevölkerung bei Gelegenheit derselben die beste Gesinnung gezeigt und in unzweideutiger Weise zum Ausdruck gebracht hatte!

Die erste Division der von Bonaparte kommandierten Flotte erschien am Mittwoch, den 6. Juni, vor Malta ... und entsendete allmählich mehrere Fahrzeuge in den großen Hafen, um frische Lebensmittel zu kaufen. Was sie bestellten, bezahlten sie reichlich, indem sie dabei jedermann Höflichkeit und Rücksicht bewiesen. Obgleich sie sich über den Zweck ihrer Expedition geheimnisvoll aussprachen, gaben sie doch zu verstehen, daß dieselbe nach Ägypten bestimmt sei. — Die zweite Division erschien am Sonnabend, den 9. Juni, vor dem großen Hafen, worauf beide Abteilungen sich vereinigten. (... Folgen eingehende Ausführungen über die Zahl der französischen Schiffe und die Stärke ihrer Besatzungen ....) Dem Erscheinen der französischen Flotte war das Eintreffen einiger griechischer Schiffe vorhergegangen, die, nachdem sie hin- und hergeirrt waren, in den großen Hafen einliefen und die Erklärung abgaben, daß sie aus der Levante kämen, daß sie Getreide geladen hätten und daß sie, da dieses bereits verkauft sei, weder in Malta bleiben noch daselbst Quarantäne halten könnten. — In Wahrheit führten diese Schiffe Waffen, Munitionen und Soldaten an Bord und waren dazu bestimmt, die auf Malta lebenden Griechen bei Ausbruch des im voraus geplanten Aufstandes zu unterstützen.

Noch bevor der französische General seine Absichten ausgesprochen hatte, teilte der Kommandeur de Ransijat dem Großmeister mit, es sei ihm ein Schreiben des an Bord eines der französischen Schiffe befindlichen Kommandeurs Chevalier Dolomier[1]) zugegangen. Er

1) Der als Geologe berühmt gewordene Chevalier de Dolomier (geb. 1750, † 1802), — von dem die Bezeichnung „Dolomiten" stammt, — war im Jahre 1769 wegen eines Totschlages zum Tode verurteilt und dann vom Großmeister begnadigt worden. Abwechselnd in französischen und maltesischen Militärdiensten,

verlas einen Absatz desselben, nach welchem weder für die Regierung noch für den Orden irgend ein Grund zur Beunruhigung vorhanden sein sollte und die Expedition nicht gegen Malta ausgesandt worden sei.

Am Sonnabend Nachmittag ließ Bonaparte dem Großmeister durch den französischen Konsul ankündigen, daß er für die gesamte Flotte freie Einfahrt und für die Besatzung derselben Quarantänefreiheit verlange. Als Bonaparte durch den französischen Konsul die (sc. ablehnende) Antwort des Ordensrats an Bord seines Schiffes erhielt, bekundete er sofort seine feindlichen Absichten. Der Großmeister erteilte seinerseits die Befehle, welche notwendig erschienen, um diejenigen Punkte, an denen gelandet werden konnte, mit Mannschaften zu besetzen und in Verteidigungszustand zu bringen. Während der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag wurden auf der französischen Flotte Signale gewechselt und Befehle erteilt. Man hat beobachtet, daß gleichzeitig in der Stadt Signale aufgesteckt wurden, die aus dem Garten zu kommen schienen, den der servant d'armes P o u s s a r t in einem für die Flotte sichtbaren Teile der Befestigungen angelegt hatte. Dieser Poussart bekleidete den Posten eines obersten Ingenieurs des Platzes; man hat in der Folge für ausgemacht gehalten, daß die gegebenen Signale mit Bonaparte vereinbart waren und Mitteilungen an denselben zum Gegenstand hatten.

Während der Großmeister und der Ordensrat die Verteidigungsmaßregeln ergriffen, ging dem ersteren ein Schreiben des Kommandeurs de Ransijat (der zugleich Sekretär des Schatzes war) zu, in welchem derselbe erklärte, daß er sein Amt niederlege, da er nicht Willens sei, für seine Person an der Verteidigung der Insel gegen die Franzosen, seine Landsleute, teil zu nehmen.[1]) Die folgende Nacht über erschienen die mit der Leitung der Verteidigung betrauten Personen der Reihe nach bei dem Großmeister, um ihm zu berichten,

---

ging er in den achtziger Jahren zu mineralogischen und geologischen Studien über, um nach Beendigung größerer wissenschaftlicher Reisen, Professor und Mitglied des Instituts zu werden und Napoleon auf der Expedition nach Ägypten zu begleiten. Obgleich Dolomier Mitglied des Ordens geblieben war, hat er gegen denselben konspiriert.

1) Ransijat wurde auf diese Erklärung hin verhaftet.

daß alle Befehle ausgeführt und die nötigen Maßregeln getroffen worden seien. Gleichzeitig aber begannen die Sendlinge der französischen Partei das Volk zu bearbeiten und dabei mit einer unglaublich erscheinenden Präzision vorzugehen. Dem Volke Übergabe an die Franzosen zu raten, hüteten sie sich wohl, denn sie wußten, daß man sie in solchem Falle totgeschlagen haben würde. Statt dessen ließen sie sich angelegen sein, den Soldaten, den Milizen und dem übrigen Volke einzureden, daß sämtliche französische und spanische Ritter und ebenso die meisten italienischen Ritter, d. h. alle Kommandeure und Offiziere, mit Bonaparte im Einverständnis stünden. Demgemäß seien die erlassenen Befehle verräterischer Art und allein darauf gerichtet, den Schein zu retten: die Folge davon werde ein Blutbad unter dem maltesischen Volke sein. Diese Einflüsterungen blieben anfänglich ohne Eindruck und vermochten die Stimmung des Volks gegen die Offiziere nicht zu beeinflussen.

Als Chef des gesamten Artillerie- und Munitionswesens fungierte der Kommandeur Chevalier de Bardonanche. Diejenigen Punkte, rücksichtlich welcher alles dafür sprach, daß sie von den Franzosen nicht angegriffen werden würden, wurden auf das stärkste besetzt und überreichlich mit Munition ausgestattet, während die zumeist exponierten Punkte unberücksichtigt und widerstandsunfähig blieben. Die Kanonenkugeln hatten nicht das gehörige Kaliber, das Pulver war mit Kohlen und Staub versetzt und den Patronen — die zu zwei und drei pro Mann verteilt wurden — fehlten die Kugeln. Als die Mannschaften dieses Verfahren des obersten Artilleriechefs am Sonntag morgen gewahr wurden, konnte nicht ausbleiben, daß die ausgestreuten Gerüchte Konsistenz erhielten und nicht mehr zu widerlegen waren.

Die erregten Volksmassen, die in den Offizieren lauter Verräter sahen, gaben namentlich an den zumeist dem feindlichen Angriff ausgesetzten Punkten ihrem Mißtrauen und ihrer Verachtung deutlichen Ausdruck. In Wut geraten, erschlug das Volk eine Anzahl Ritter, andere wurden verwundet, wieder andere gefesselt, unter Geschrei und Beschimpfung in die Stadt geführt und des schändlichsten Verrats beschuldigt. Dabei muß erwähnt werden, daß die meisten dieser der

Volkswut zum Opfer gefallenen Ritter als entschiedene Royalisten bekannt waren. Den ganzen Sonntag über wußten die Übelgesinnten dafür zu sorgen, daß die vom Großmeister-Palais ausgehenden Anordnungen ihren Bestimmungsort gar nicht oder in entstellter Form erreichten. Demselben Geschick verfielen die von außen eingehenden Berichte."

Von wörtlicher Wiedergabe der zunächst folgenden Ausführungen des „Précis" kann abgesehen werden, weil dieselben in der Hauptsache nur wiederholen, was anderweit bekannt ist: daß die den Forts und Außenwerken bestimmten Proviantvorräte, — dank den Veranstaltungen der Übelgesinnten — nicht an ihre Bestimmungsorte gelangten, daß die am Sonntag Vormittage an zwei Punkten bewerkstelligte Landung der Franzosen und die Wegnahme der Türme St. Georg und St. Julian ohne jeden Widerstand erfolgte, weil die von dem verräterischen Chef der Artillerie getroffenen Anordnungen einen solchen materiell unmöglich gemacht hatten und daß die Soldaten dadurch in dem Glauben an den Verrat ihrer Vorgesetzten bestärkt wurden. Bis zur Mittagsstunde waren etwa 15000 Franzosen gelandet worden. Dieselben rückten gegen die Forts St. Pigné und St. Manuel vor und pflanzten daselbst Mörserbatterien auf, die sich drohend ausnahmen, rücksichtlich deren aber nachträglich durch Sachverständige festgestellt wurde, daß sie nicht den geringsten Schaden anzurichten vermocht haben würden. Ein Erhebungsversuch der durch Emissäre der beiden griechischen Fahrzeuge aufgehetzten griechischen Bewohner der Insel scheiterte an dem Widerstande der loyal gebliebenen Volksmassen, welche einen Teil dieser Meuterer töteten und den andern gefangen einbrachten. „Dann aber verkündete der Oberingenieur Poussard allenthalben und mit lauter Stimme, daß die Einschließung der Stadt bis zum Abend vollendet sein werde und daß die Franzosen dieselbe während der folgenden Nacht von ihren Batterien aus mit Bomben und Kanonenkugeln überschütten würden." Vergebens wurde von sachverständiger Seite geltend gemacht, daß eine Beschießung der Stadt unmöglich sei und daß die Vorbereitung eines wirksamen Bombardements mindestens zwei Monate in Anspruch nehmen würde —

das einmal mißtrauisch gewordene Volk stand unter dem Eindruck der Ausstreuungen Poussards und ließ sich nicht mehr beruhigen. Zur Schürung der Erregung trug auch noch bei, daß während der Nachmittagsstunden zahlreiche Landleute in die Stadt stürmten und jammernd von den Plünderungen und Gewaltthaten berichteten, welche die gelandeten und in das Innere des flachen Landes vorgedrungenen Franzosen verübt hatten. Bei Sonnenuntergang waren Bestürzung und Todesangst der Volksmassen so hoch gestiegen, daß bereits Gerüchte von der unmittelbar bevorstehenden Besetzung gewisser Stadtteile im Schwange gingen, und daß die planlos und tumultuarisch in den Gassen und Plätzen auf und nieder wogenden Pöbelmassen bereits hier und da Franzosen zu sehen glaubten.

Nachdem es soweit gekommen war und das Mißtrauen gegen die Regierung den denkbar höchsten Grad erreicht hatte, glaubten die Verschworenen den Augenblick zu einem entscheidenden Schlage gekommen zu sehen. Sie stellten sich an die Spitze der bethörten und geängstigten Volksmassen, marschierten auf das Großmeister-Palais und umschlossen dasselbe so vollständig, daß die Aus- und Eingänge so gut wie besetzt waren. „Alsbald (so heißt es in unserm Bericht) war die Verwirrung eine vollständige geworden, indessen die Volksleidenschaft doch jedes bestimmten Zieles entbehrte. Das Volk wollte die Franzosen zurückwerfen, verhinderte aber nichtsdestoweniger die Ausführung der auf dieses Ziel gerichteten Anordnungen der Regierung; es bezeigte das Verlangen, die bestehende Ordnung und Herrschaft des Ordens aufrecht erhalten zu sehen und die entschiedenste Abneigung gegen ein französisches Regiment, glaubte aber gleichwohl in seiner Stupidität, daß es möglich sein werde, die Franzosen als Gäste zu empfangen und dabei die Souveränität des Ordens unangetastet zu lassen! Man wollte die Stadt verteidigen und es auf eine Belagerung ankommen lassen, während man gleichzeitig dem Wahne huldigte, die Franzosen seien bereits eingedrungen und in den Besitz der wichtigsten Punkte gelangt, so daß jeder Widerstandsversuch zu unnützem und massenhaftem Blutvergießen führen müsse.

„Alsbald nachdem die Franzosenfreunde und die von diesen irregeleiteten Massen in das Großmeister-Palais eingedrungen waren,

erschien eine Anzahl maltesischer Edelleute und städtischer Magistratspersonen in demselben, um unter dem Vorgeben, sie seien Vertreter des Volks, in heftiger und stürmischer Weise den Abschluß einer Kapitulation zu verlangen. Sie beriefen sich dabei auf die folgenden Umstände: auf die Unzweifelhaftigkeit des geübten Verrats — auf die Nichtausführung der angeordneten Verteidigungsmaßregeln, — auf die Entwendung der versendeten Lebensmittel- und Munitionsvorräte, so wie darauf, daß die Ermordung verschiedener Ritter und einer Anzahl von Griechen den Ausbruch der Volkswut als unmittelbar bevorstehend erscheinen lasse. Weiter wurde geltend gemacht, daß die französische Partei eine allgemeine Volkserhebung herbeiführen könne und daß die Folgen einer solchen unberechenbar sein würden. —"

Was weiter folgte, wissen wir bereits. Großmeister und Ordensrat ließ sich zum Abschluß einer Kapitulation bestimmen, der Napoleon in der Folge den besser lautenden Namen einer Konvention gab. In unserem Bericht wird besonders hervorgehoben, daß die Vermittelung des spanischen Gesandten Don Philipp Amat in Anspruch genommen und seitens desselben in die denkbar ungünstigsten Bedingungen gewilligt worden sei. Daß Hompesch den aus dem Gefängnis geholten notorischen Verräter Ransijat und die diesem gesinnungsverwandten Baillis de Frisan und de Sousa mit dem Abschluß der Kapitulation beauftragte und sich nicht einmal die Genehmigung der mit den Franzosen vereinbarten Bedingungen vorbehielt, — wird von dem Verfasser unseres „Précis" wohlweislich verschwiegen. Er glaubt die Ehre des Ordens retten zu können, indem er versichert, die „Verräter" hätten einen verschwindend geringen Teil der ritterlichen Brüderschaft gebildet, unglücklicherweise aber die wichtigsten Ämter bekleidet — und indem er zum Schluß seines Berichtes die sämtlichen „Verräter und Verdächtigen" aufzählt. Außer den uns bereits bekannten Namen der Ritter Ransijat, Fay, Bardonanche Dolomien und Abbé Breuvart, des Ingenieurs Poussard und des kaiserlichen Konsuls Poussielque werden andere von untergeordneter Bedeutung aufgeführt —, darunter derjenige des Sekretärs

Doublet,[1]) eines Mannes, den Hompesch als Vertrauensperson behandelte und als solche an den Kapitulationsverhandlungen teilnehmen ließ. Dieser letztere Umstand wird indessen ebenso verschwiegen wie die allen Glauben übersteigende Thatsache, daß der Großmeister, als er am 17. Juni Malta verließ, den „Verräter“ Poussielque mit der Wahrnehmung seiner Privatinteressen betraute. Daß die bezügliche Vollmacht in der Folge zurückgenommen wurde, kommt für die moralische Beurteilung der Sache nicht in Betracht.

Weitere Nachweise dafür, daß der „Précis“ eine einseitige Parteischrift darstellt, erscheinen ebenso entbehrlich wie Hindeutungen auf die Punkte, in denen derselbe von dem Inhalt des oben wiedergebenen deutschen Berichts abweicht. Beiden Versionen liegt die Absicht zu Grunde, die von Verrat kaum zu unterscheidende Haltungslosigkeit des Großmeisters und der übrigen Würdenträger des Ordens zu bemänteln. Den entgegengesetzten Standpunkt nimmt eine dritte von Bray aufbewahrte Denkschrift ein, in welcher ein Augenzeuge, der sich als „Grand croix qui était à Malte à cette epoque“ bezeichnet, gegen den Großmeister und dessen Vertraute eine direkte Anklage auf Verrat erhebt. Dieses breit und schwerfällig gehaltene, siebenunddreißig eng geschriebene Seiten umfassende Aktenstück führt den bezeichnenden Titel „Relation de ce qui a occasionné la honteuse reddition de Malte le onze de Juillet 1798“ und sucht nachzuweisen, daß die Übergabe der Insel das Werk eines Verrats gewesen sei, an welchem die Mehrzahl höherer Würdenträger des Ordens, den Großmeister nicht ausgenommen, mittelbar oder unmittelbar Anteil gehabt haben sollen. Unter Berufung auf die Zeugnisse und Denkschriften anderer Ritter — darunter der HH. de Verme, de Thuisy und de Bataille — wird behauptet:

---

1) Die vor einigen Jahren veröffentlichten Denkwürdigkeiten Doublets enthalten einen eingehenden Bericht über die der Kapitulation vorhergegangenen Verhandlungen mit Napoleon, erscheinen wegen ihrer tendenziösen Verschleierung der Mitschuld Hompeschs und der übrigen Beteiligten indessen wenig zuverlässig.

1) daß trotz gehöriger Benachrichtigung über die Absichten der Franzosen, schlechterdings keine Vorsichtsmaßregeln getroffen worden;
2) daß nichts dafür geschehen sei, anerkannte und öffentliche Anhänger der revolutionären Grundsätze von der Insel zu entfernen;
3) daß man Malteser, die überwiesene und gerichtlich verurteilte Verräter gewesen, nicht nur auf der Insel belassen, sondern in öffentliche Stellungen gebracht habe;
4) daß den berufenen Verteidigern aller Mut gefehlt habe;
5) daß eine die Souveränität Maltas (sc. des Ordens) aufhebende Übergabe (cession) unterzeichnet, und
6) daß dafür Geldzahlungen, bezw. Anstellungsversprechen entgegengenommen worden seien.

Die bemerkenswertesten Ausführungen dieser wegen seiner Weitschweifigkeit und Breite nicht wohl mitteilbaren, in schlechtem Französisch geschriebenen und als greisenhaft zu bezeichnenden Darstellung werden auf den nachstehenden Blättern wiedergegeben.

Nach einer Bemerkung darüber, daß der würdige und thätige Großmeister Rohan zufolge eines im Jahre 1791 erlittenen Schlaganfalls während der letzten sechs Jahre seines Lebens von nur beschränkter Leistungsfähigkeit gewesen sei, heißt es weiter:

„Der Kommandeur de Bosredon Ransijat, der als Sekretär des Schatzes die gesamte Finanzverwaltung des Ordens unter sich hatte und der mit der Beaufsichtigung der Befestigungen und der Wasserversorgung betraute Ritter de Fay waren die ersten, die sich öffentlich zu den revolutionären Grundsätzen bekannten. Dieselben unterhielten einen Briefwechsel mit dem gelehrten, aber gefährlichen Kommandeur Dolomien, den der Großmeister Rohan aus Malta entfernt hatte und der aus dem Königreich Neapel vertrieben worden war.“ Unter geschickter Benutzung der Schwäche und Hinfälligkeit Rohans, und unter Berufung darauf, daß jede Provokation Frankreichs vermieden werden müsse, wußten die zum einen Teil schwachen und zum andern Teil revolutionär gesinnten Mitglieder des Ordensrates (der „Kongregation“) und der übelgesinnte Präsident des Tribunals

der Insel Skembri zu bewirken, daß von den Sicherheitsmaßregeln, welche der Großmeister nach den französischen Ereignissen von 1793 ergreifen wollte, die meisten unausgeführt blieben, indessen die Großkreuze und Ritter der spanischen Zunge das von dem Meister verlangte Vorgehen gegen den „Revolutionsprediger“ Ransijat verhinderten. — Die Erwählung Hompeschs zum Nachfolger Rohans wird als Werk der Ritter deutscher und bayrischer Zunge bezeichnet und hinzugefügt, dieser als höflich und freigebig bekannte Herr habe sich durch Geld und „Versprechungen“ zahlreiche Anhänger zu verschaffen gewußt, — nach der einen Seite Ausrottung, nach der anderen Förderung der französischen Grundsätze verhießen, auf die Unterstützung notleidender und durch die Revolution verarmter Ritter 20000 Louisdor verwendet u. s. w. (Nach einer Version, der Canzavecchia, Miège, Reument u. s. w. gefolgt sind, soll die Erwählung Hompeschs nicht sowohl dessen eigenes Werk als dasjenige ehrgeiziger Freunde gewesen sein.) — Weiter wird behauptet, Hompesch habe in sträflichster Weise die ihm gemachten Anzeigen über Begründung eines revolutionären Klubs durch den genannten Poussielque, — sowie über verräterische Beziehungen einzelner Ritter zu den Häuptern der französischen Regierung u. s. w. unberücksichtigt gelassen und den Feinden des Ordens dadurch in die Hände gearbeitet. Dann heißt es weiter: „Zu jener Zeit hatten der deutsche Kaiser und der König von Neapel mit der französischen Republik Frieden geschlossen und derselben den Süden Europas preisgegeben — auch gewann es den Anschein, als ob England sich vom mittelländischen Meere zurückziehen wolle. — Die schlauen Verräter (die mit dem inzwischen wieder nach Frankreich gegangenen Poussielque und mit dem Direktorium in Briefwechsel standen) wußten den schwachen Hompesch glauben zu machen, daß jeder Widerstand vergeblich sein würde und daß von keiner Seite Unterstützung erwartet werden dürfe. Sie wußten ihn auch dadurch einzuschüchtern, daß sie auf das Schicksal des Herzogs von Modena und des Papstes hinwiesen, die ohne jede Provokation ihrer Staaten beraubt und ohne jede Entschädigung gelassen worden seien. Wahrscheinlich hätten sie den Großmeister zugleich bestimmt, sich beizeiten ein „sort“ von der Art desjenigen zu sichern, das ihm später in dem Art. 2

des niederträchtigen Vertrages vom 12. Juni versprochen worden ist, um ihm ein gleichwertiges Fürstentum, und bis zur Beschaffung eines solchen eine jährliche Pension zu versprechen.[1]) Zur Erhärtung dieser schwerwiegenden Anklagen beruft der Verfasser sich darauf, daß Hompesch sich ergeben, „bevor er eigentlich angegriffen worden“ und daß er kapituliert habe, ohne auch nur eine derjenigen Personen zu Rate zu ziehen, die er als Gegner eines solchen Verhaltens kannte.

Weiter wird gegen den spanischen Gesandten (dessen Vermittelung bei Abschluß der „Konvention“ bereits erwähnt worden ist) die Anklage auf Teilnahme an dem „Komplott“ erhoben und das zweideutige Verhalten, das die spanischen Ritter beobachtet hätten, auf den vorwiegenden Einfluß dieses Diplomaten zurückgeführt. Mitschuldig seien auch die reichen Geschäftsleute von La Valetta gewesen, während die Bewohner des flachen Landes und der Dörfer sich durchweg loyal verhalten hätten. — Die Versammlungen des von Poussielque begründeten revolutionären Klubs, bezw. die Beschlüsse über einen nach Landung der Franzosen zu erregenden Aufstand seien zu jener Zeit regelmäßig am Montagabende abgehalten worden und zwar im Schatzhause, in einem Zimmer Ransijats, das dem Großmeister-Palais direkt gegenüber gelegen. „Die Briefe trafen Sonnabends ein und Sonntags wurden Versammlungen in engerem Kreise abgehalten und zwar um die Stunde der Hauptmesse in einem abgelegenen, dem Festungswalle benachbarten Hause bei Herrn de Fay. Die meisten der von dem Pariser Direktorium abgesendeten Briefe nahmen den Weg über Tunis und Livorno; der damals in Livorno komman-

1) In dem Art. 2 heißt es: „Auf dem Rastatter Kongreß wird die französische Republik ihren Einfluß dazu benutzen, dem Großmeister für die Dauer seines Lebens eine unabhängige Herrschaft zu verschaffen, welche derjenigen gleichkommt, die er aufgiebt. Sie verpflichtet sich ferner, ihm eine jährliche Pension von 300000 Franks zu zahlen und ihm für sein Mobilar eine Entschädigung im doppelten Betrage dieser Pension zu gewähren. Während seines Verbleibens in Malta wird er die ihm gebührenden militärischen Ehrenbezeigungen weiter genießen.“ Daß keine dieser Bedingungen eingehalten wurde, ist ebenso bekannt wie, daß die Ritter sich mit einer jährlichen Pension von 700 Franks begnügen mußten, die für die älteren Ritter auf 1000 Franks erhöht werden sollte.

dierende, mit der Sache vornehmlich befaßte General Vaubois schrieb gewöhnlich an seinen Bruder, den Abbé Belgrave, wobei die Vermittelung der Kanzlei des Großmeisters, bezw. des Sekretärs Doublét eintrat. Durch den die Aufsicht über den Platz führenden Ordensmarschall wurde der Großmeister über alle diese verdächtigen Anzeichen unterrichtet, ohne daß er gegen dieselben eingeschritten wäre."

Die auf das erste Erscheinen französischer Schiffe und deren friedlichen Abzug bezüglichen Vorgänge werden wesentlich in Übereinstimmung mit der Darstellung des „Précis" berichtet; besonderer Erwähnung bedarf indessen eine Notiz, nach welcher die spanischen Ritter — von vier löblichen Ausnahmen abgesehen — bereits damals ein verdächtiges Verhalten beobachtet hätten. — Wenig später traf eine ganze Anzahl von Briefen ein, welche den Großmeister davon benachrichtigten, daß das in Toulon versammelte französische Geschwader in erster Linie gegen Malta ausgesendet werden würde. Besonders eindrucksvoll war ein Schreiben des Chevalier Lommelin, das bei einem großen Teile der in Malta anwesenden Ritter schwere Besorgnisse hervorrief, den von den Ordensbrüdern immer wieder bestürmten Großmeister indessen nicht aus seiner Lethargie zu reißen vermochte. Statt den von den Baillis Belmont, Latour und du Tillet dringend empfohlenen und als kriegstüchtig bekannten Grafen Narbonne nach Malta zu berufen und mit dem Oberbefehl zu betrauen, begnügte Hompesch sich mit der Zuziehung einer Anzahl von Personen zum Kriegsrate, von denen die einen unfähig, die anderen rücksichtlich ihrer Gesinnung verdächtig waren und sich in der Folge als Verräter entpuppten. Unter diesen nahm der Oberingenieur Poussard eine besonders sichtbare Stellung ein, indem er die Verwerfung der von den patriotischen und einsichtigen Baillis Latour und du Tillet gemachten Vorschläge durchsetzte und den gutgesinnten Teil der Bevölkerung und der Truppen dadurch im voraus entmutigte, daß der Großmeister selbst sich außerhalb seines Palais nur sehen ließ, wenn es die Teilnahme an Prozessionen galt: daß er dabei auch am 7. Juni, d. h. dem Tage der Meldung über die Annäherung der französischen Flotte verharrte, mußte diesen ungünstigen Eindruck verstärken. Als ob Hompesch und dessen Ratgeber sich

absichtlich täuschen lassen wollten, folgerten dieselben aus der Thatsache, daß das französische Geschwader eine ihm begegnende, auf der Rückreise aus Sicilien begriffene Fregatte des Ordens unbehelligt gelassen hatte, sofort und ohne weiteres, daß Bonaparte feindliche Absichten gegen Malta überhaupt nicht hege. Die ihm vorgelegten Anträge auf Ernennung von Offizieren für die Miliz und auf Entsendung von Munition nach Gozzo lehnte der Großmeister unter Berufung darauf ab, „daß kein Angriff zu berichten sei."

Rücksichtlich der am 9. Juni von Bonaparte ausgesprochenen Forderung einer sofortigen Zulassung der Flotte in den Hafen von La Valetta und rücksichtlich darauf ablehnender Antwort äußert der Verfasser des vorliegenden Aktenstücks sich wesentlich in Übereinstimmung mit den früher wiedergegebenen Darstellungen, nur daß er behauptet, die Ritter der spanischen Zunge hätten bereits damals für Unterwerfung unter das Verlangen Bonapartes gestimmt. — Auch was weiter über den Verlauf der militärischen Vorbereitungen berichtet wird, bestätigt die Darstellung des „Précis", nur daß unser Berichterstatter die Mitschuld Hompeschs an der Sinnlosigkeit der getroffenen Anordnungen, insbesondere an der Unterlassung gehöriger Verproviantierung der Außenwerke besonders nachdrücklich betont und daß er die Stärke der zur Verfügung des Ordens stehenden Streitkräfte auf 9700 Mann präzisiert. Besonderes Gewicht wird darauf gelegt, daß der Großmeister nur einen der Ritter, welche jede Teilnahme an der Verteidigung verweigerten, verhaften, die übrigen aber auf freiem Fuß bleiben ließ und daß er während des entscheidenden Tages (des Sonnabends) kein einziges der bedrohten Forts besuchte, von jeder persönlichen Aufsicht unter Ausführung der getroffenen Maßregeln absah und sein Palais überhaupt nicht verließ. Der verhaftete Ritter war — wie wir wissen —, der Verräter Ransijat, der auf solche Weise in Sicherheit gebracht und wieder in Freiheit gesetzt wurde, als es den Abschluß der Kapitulation galt.

Entsprechend dem Vorstehenden setzt der folgende Bericht sich aus einer Reihe von Anklagen gegen den unglücklichen Großmeister zusammen, der allen Vorschlägen zu mannhafter Verteidigung

unzugänglich blieb und den — gleichviel wie es um seine letzten Absichten bestellt war — Kopflosigkeit und Kleinmut zum Spielball der verräterischen Partei und damit zum Mitschuldigen derselben gemacht haben. „Tout est perdu“ soll der haltungslose Mann dem tapferen, von tiefem Unmut erfüllten Bailli Latour tags nach Abschluß der Kapitulation zugerufen und von diesem die nur allzu zutreffende Antwort erhalten haben: „Oui Monseigneur, mais surtout l'honneur.“ — Weitere Ausführungen darüber, daß es an energischen und verteidigungslustigen Elementen weder unter den Ordensrittern, noch unter den denselben unterstellten Truppen und der Bevölkerung der Insel nicht fehlte und daß es lediglich des Willens und der Fähigkeit zur Zusammenfassung dieser Kräfte bedurft hätte, um den Franzosen Widerstand zu leisten und das Erscheinen der Flotte Nelsons abzuwarten, — solcher Ausführungen bedarf es für uns nicht mehr. Wie reichlich die materiellen Mittel zur Verteidigung vorhanden waren, erhellt aus einer beiläufigen Notiz unserer Handschrift, nach welcher 1500 Geschütze, 30 000 Gewehre, 12 000 Barils Schießpulver und 100 000 Louisdors in Gold und Silber auf Malta vorgefunden wurden. Rücksichtlich der vorhandenen Mundvorräte wird versichert, daß dieselben für sechs Monate ausreichend gewesen wären. — Daß in der Folge sechsundvierzig jüngere Ritter („von denen etwa zehn schlechte Subjekte waren, während die Tüchtigkeit und gute Führung der übrigen nicht bestritten werden kann“) in die Armee Bonapartes traten, führt unser Berichterstatter darauf zurück, daß diese Leute sich in äußerster Not befanden und daß Hompesch selber ihnen den Rat erteilt habe, in der Armee des Siegers Unterkunft zu suchen!

Außer diesen auf die letzten Tage der Selbständigkeit des Malteserordens bezüglichen Berichten, befindet sich unter den als „Affaires de Malte“ bezeichneten Papieren des Brayschen Nachlasses noch ein viertes, die fernere Geschichte der Insel betreffendes Aktenstück von allgemeinem Interesse. Dasselbe ist als „Lettre de Pise en date du 2. Nov. 1798“ bezeichnet und enthält einen Brief, in welchem (wie aus dem Inhalt hervorgeht) nach den Angaben eines Augenzeugen die

Ereignisse beschrieben worden waren, die sich drei Monate nach Bonapartes Landung an der ägyptischen Küste und vier Wochen nach Nelsons Sieg von Abukir vollzogen. Mit ihnen hing zusammen, daß der französischen Herrschaft über den alten Sitz des Ordens vom heiligen Johann von Jerusalem ein unerwartet rasches Ende bereitet wurde. Es hatte damit die folgende Bewandtnis.

In dem siebenten Punkte der die Abdankung des Ordens besiegelnden Konvention vom 11. Juni war ausgemacht worden, „daß die Bewohner von Malta und Gozzo wie bisher fortfahren sollten, die freie Ausübung der katholisch-apostolisch-römischen Religion zu genießen, sowie die ihnen gehörenden Besitzungen und Privilegien zu bewahren, und daß sie mit außerordentlichen Abgaben nicht belastet werden sollten." Gleich den übrigen Bestimmungen des Vertrages waren auch diese von den französischen Gewalthabern schmählich verletzt worden. Der militärische Befehlshaber General Vaubois und der Civilkommissar Regnauld de St. Angely wetteiferten in Maßregeln, die das dem neuen Herrn von Hause aus feindliche und dabei fanatisch-katholische Landvolk aufbrachten und denen die bei der Abreise Bonopartes eingesetzte „Regierungskommission" (an deren Spitze der Verräter Ransijat stand) teilnahmslos zugesehen hatte. Die außerhalb des Landes geborenen Geistlichen und Mönche wurden gewaltsam von der Insel entfernt, die Klöster (von einer Ausnahme abgesehen), geschlossen, die Schatzkammern des Ordens und schließlich auch die Kirchen geplündert und aller Wertgegenstände beraubt. Den durch diese Gewaltthaten empörten Landleuten bedeutete die im Laufe des August eingetroffene Kunde von der Vernichtung der französischen Flotte demgemäß eine Aufforderung zu gewaltsamer Empörung und diese kam zum Ausbruch, als die französischen Behörden die Thorheit begingen, die Plünderung eines besonders hochgehaltenen Heiligtums, der Karmeliterkirche zu Rabatto, anzuordnen (2. Sept.). Der erwähnte Bericht aus Pisa läßt sich über das einzelne dieses Vorgangs ausführlich vernehmen:

„Sie wissen ohne Zweifel bereits, daß das maltesische Landvolk sich am 2. September gegen die Franzosen erhoben hat, als diese den Tapetenschmuck einer Kirche wegnehmen wollten. Das Volk

rottete sich zusammen, erschlug alle Franzosen, die sich im Innern der Insel vorfanden, und erstürmte die Citadelle (sc. von Città nobile), deren Besatzung niedergemacht wurde, ohne daß ein einziger Mann übrig geblieben wäre. Als das Landvolk sich andern Tages weigerte, Lebensmittel in die Stadt (sc. La Valetta) zu bringen, befahl General Vaubois, die Thore zu schließen und gegen die Empörer mit einer ziemlich zahlreichen Truppe auszufallen. Diese Truppe stieß auf die bei St. Joseph verschanzten Malteser, wurde geschlagen und mußte sich mit empfindlichem Verlust in die Stadt zurückziehen. Das nämliche Schicksal hatten die übrigen Ausfallversuche, welche von den bei Corradin, Sulieva und St. Joseph wohlverschanzten Landleuten siegreich zurückgeworfen wurden.

Vaubois sah jetzt ein, daß zu Lande nichts auszurichten sei, und versuchte sein Glück auf dem Meere. Er ließ eine Fregatte und zwölf Kanonier-Schaluppen ausrüsten, um eine Landung bei St. Paul zu versuchen und von dort aus die von den Maltesern besetzten Punkte erstürmen zu lassen. Aber auch das scheiterte vollständig. Die Malteser erwarteten die Angreifer kalten Blutes, verhinderten sie an der Landung und nahmen ihnen drei Schaluppen ab, so daß die Franzosen völlig unverrichteter Sache abziehen mußten. Jetzt beschloß Vaubois, es mit Güte zu versuchen. Er entsendete zwei Großvikare des Bischofs und einige beim Landvolke wohlangesehene Stadtbewohner, die demselben sagen sollten, daß der General eine allgemeine Amnestie erlassen wolle, wenn ihm drei von den Anführern ausgeliefert würden. — Die Malteser gaben zur Antwort, daß sie sämtlich unter die Waffen getreten seien, um ihren Gott, ihre Religion und ihr Eigentum zu verteidigen und sich der französischen Tyrannei zu entziehen. Sie seien ihrer zwanzigtausend und entschlossen, bis auf den letzten Mann zu kämpfen. Weiter ließen sie dem General sagen, sie verlangten von ihm die Auslieferung der (mit Namen bezeichneten) Verräter, Ritter wie Malteser, die ihr Land preisgegeben hätten, und außerdem die Auslieferung des Civil-Kommissars Regnauld de St. Angely. — Sie werden sich denken können, daß in keine dieser Auslieferungen gewilligt wurde. Die Thore wurden wieder geschlossen, und aller Verkehr blieb unterbrochen.

Zu diesem Zeitpunkte waren noch zahlreiche Ritter, die ihrer Angelegenheiten wegen nicht hatten abreisen können, in der Stadt anwesend. Der französische General ließ dieselben im Interesse der Sicherheit verhaften und in das Kloster des heil. Franz abführen, wo man sie zweiundzwanzig Tage gefangen gehalten und erst zum Behuf der Abreise nach Livorno und Genua auf freien Fuß gesetzt hat.

So war die Sachlage am 22. September, dem Tage der Absendung der hierher gelangten Mitteilung. Auf die Richtigkeit der mitgeteilten Einzelheiten können Sie sich verlassen, — ich habe dieselben von Soubeyras, einem der gefangen gewesenen Ritter, auf den man sich verlassen kann. Hinzugefügt hat er, daß er und seine Gefährten alsbald nach der Abfahrt von einer aus vier Kriegsschiffen und Fregatten bestehenden portugiesischen Flottenabteilung angehalten worden seien, und daß der portugiesische General ihnen angeboten habe, sie nach Malta zurückzubringen, wo sie sich den Aufständischen anschließen könnten. Da sie das ablehnten, habe der General sie bis zum Eintreffen Nelsons zurückgehalten. Dieser sei denn auch nach zwei Tagen an der Spitze von vierzehn Kriegsfahrzeugen erschienen. Dann sei der nämliche Vorschlag noch einmal gestellt und abermals abgelehnt worden, worauf man ihnen die Weiterreise gestattet habe. Dann seien sie bei ihrem Eintreffen am Kap Carbonaro (Sardinien) von einem Korsaren mit unbekannter Flagge untersucht, übel behandelt, ihres Gepäcks und ihres Geldes beraubt worden und schließlich in eine vierzigtägige Quarantäne geraten.

Die Franzosen auf Malta leiden — vom Getreide abgesehen — an allem Mangel und haben bereits angefangen, Balkons, Fenster und Thüren wegzunehmen und mit diesen die Öfen zu heizen. Frauen und Kinder hat man als unnütze Mäuler fortgeschickt. Die hundert französischen Ritter, die seit drei Monaten zu Antibes (an der Südküste der Provence) der von Bonaparte verheißenen Kommission zur Prüfung ihrer Gesuche um die Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich harren, haben lediglich den nachstehenden Erlaß des Direktoriums erhalten:

„Abschrift des Schreibens des Polizeiministers an den Kommissar bei der Exekutivgewalt zu Antibes:

Bürger, wir haben die verschiedenen Briefe erhalten, welche Sie mir in Sachen der in Antibes eingetroffenen ehemaligen Malteserritter geschrieben haben. Das Direktorium hat bestimmt, daß dieselben vorläufig und bis zum Eintreffen der vom General en chef Bonaparte zu erwartenden Auskünfte eingeschifft und in einen der französischen Seehäfen gesendet werden sollen, den der Marineminister zu diesem Behufe bezeichnen wird. Ihrem Kollegen für das Departement Var habe ich durch einen heute entsendeten Kurier den Betrag von (die folgende Ziffer ist unleserlich) zur Verfügung gestellt, damit er denselben unter diese Individuen je nach dem Bedürfnis derselben verteile. Über das in dieser Beziehung Veranlaßte wollen Sie mir Rechenschaft ablegen. NB. Vor dem Hafen von Toulon kreuzt eine englische Division, von der behauptet wird, daß sie sich der Hyerischen Inseln bemächtigt habe."

Nachschrift. Ich möchte Ihnen noch über ein kleines Gespräch berichten, das zwischen zwei Offizieren der republikanischen Marine geführt worden ist. Dieselben waren durch das Geschwader Nelsons gefangen genommen und auf dem Landwege nach Frankreich zurückgesendet worden. In Livorno waren sie mit anderen gefangenen Offizieren zusammengetroffen und beim Besuch des dortigen Café des Grecs ins Gespräch gekommen. Einer dieser Republikaner berichtete von den Dingen, wie sie wirklich waren, und durchaus bona fide. Als auf die Niederlage ihres Geschwaders die Rede kam, sagte er: „Man kann nicht bestreiten, daß wir, wenn die alten Offiziere unserer Marine uns kommandiert hätten, nicht wie dumme Teufel (imbéciles) gefangen genommen worden wären, ja daß die Engländer uns in solchem Falle gar nicht angegriffen haben würden. Gestehen wir darum rund heraus, daß diese Herren davon mehr verstanden als wir, und daß der Befehl über Kriegsschiffe unsere Sache nicht ist." — Der andere gab zur Antwort, daß die alten Offiziere doch Aristokraten und Royalisten gewesen seien. „Jawohl," lautete die Erwiderung, „aber sie verstanden, sich zu schlagen. Als ich gefangen genommen und an Bord eines englischen Kriegs-

schiffes geführt wurde, wollte ich dem Kapitän meinen Degen überreichen: er gab ihn mir zurück, indem er sagte, daß der Degen in meinen Händen nicht gefährlich sei."

Das portugiesische Geschwader, dem der Chevalier Soubeyras begegnet war, begann am 18. September eine Blockade Maltas, an welcher in der Folge auch Nelson teil nahm, um, als er weiter nach Neapel gehen mußte, den Commodore Sir Alexander Ball zurückzulassen. Diesem mußte Gozzo[1]) sich am 27. Oktober ergeben, in La Valetta aber setzte Vaubois trotz Hunger und Not den Widerstand noch elf Monate lang fort. Erst als es nur noch für vier Tage Brot gab, schloß der General mit den Belagerern eine Kapitulation ab, die der Besatzung freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren sicherte. Am 5. September (1800) hielt Sir Alexander seinen Einzug in die Hauptstadt Maltas, um als „Gouverneur des Königs von Neapel" die Verwaltung zu übernehmen und (wie allbekannt) aus der französischen eine britische Erwerbung zu machen.

Obgleich Herr de Bray an den ferneren Geschicken des rettungslos der Auflösung zueilenden Ordens vollen Anteil nahm und während der Jahre 1799 und 1800 bei dem Projekt der Übertragung der Würde des deutschen Großpriors (Grand prieur d'Allemagne) auf ein Mitglied des pfälzischen Fürstenhauses thätig war, hatte er den Glauben an die Lebensfähigkeit der berühmten Brüderschaft längst aufgegeben. Und wie hätte dem anders sein können, wo der letzte diesen Namen verdienende Großmeister, der greise Prinz von Rohan, ihm bereits vor Jahr und Tag geraten hatte, sich nach Stellungen umzusehen, die sein Verhältnis zum Orden zu einem bloß scheinbaren gemacht haben würden? Bray hatte dem alten Herrn bereits zu Ende des Jahres 1794 gemeldet, daß er Aussicht habe, in der diplomatischen Vertretung Pfalz-Bayerns Verwendung zu finden, und darauf eine (vom 22. Januar 1795 datierte) Antwort erhalten, in welcher es u. a. hieß: „Sollten Sie Gelegenheit haben, eine passende Heirat zu schließen und sich dadurch in Deutschland fixieren zu können, so würden Sie Unserer Meinung

1) Eine kleine Insel gegenüber Malta.

nach weise thun, zuzugreifen. Im voraus erteilen Wir Unsere Zustimmung dazu, daß Sie in solchem Falle das Recht behalten, Kreuz und Uniform Unseres Ordens weiter zu tragen, wobei Wir nur voraussetzen, daß eine solche Heirat Ihrer Herkunft und Ihrem gegenwärtigen Stande entsprechend sein werde (conforme à votre naissance et à votre état actuel). Es würde Uns zur Genugthuung gereichen, Ihnen dadurch ein Zeichen Unserer Zuneigung und Zufriedenheit geben zu können" u. s. w. Ein Jahr später wurde ihm eine analoge Eröffnung namens des Großmeisters durch einen der höheren Würdenträger des Ordens, den Grafen de Royer, mit dem Hinzufügen gemacht, daß es sich bei Erteilung dieser Erlaubnis um einen Gnadenakt handle, wie er bisher noch nicht vorgekommen sei. — „Ehrenritter", die sich „devotionis causa" hatten einschreiben lassen, und von denen man die Ablegung der Gelübde nicht verlangte, waren neben den — allein zu den höheren Würden zugelassenen — „Rechtsrittern" (chevaliers de droit) und den wegen besonderer Verdienste um den Orden diesem beigeordneten chevaliers de grâce allerdings auch früher vorgekommen: gegen alle Tradition aber verstieß es, daß die Ehrenrechte des Ordens einem „in die Welt" zurückgekehrten, der Gelübde ledig gewordenen Mitgliede belassen werden sollten. Während der klassischen Zeiten des Ordens war jeder Austritt aus demselben als Akt der Felonie angesehen worden.

Auf die verschiedenen Phasen einzugehen, welche der Malteserorden während der Jahre der Großmeisterschaft des Kaisers von Rußland (1798 bis 1801) und der Weiterfristung seiner Scheinexistenz durch die (von Pius VII. am 9. Februar 1803 vorgenommene) Erwählung des Bailli Tommasi zu durchlaufen hatte, fehlt uns die Veranlassung, weil Brays Beziehungen zu der Brüderschaft allmählich erloschen. Eine Weile scheint er mit dem genannten Tommasi noch in Verbindung gewesen zu sein. In seinem Nachlaß hat sich ein (undatiertes) Aktenstück aus der Feder dieses Herrn vorgefunden, das für die Beschränktheit und Urteilslosigkeit des zur Zeit seiner Erwählung in das zweiundsiebzigste Lebensjahr getretenen letzten Großmeisters in hohem Grade charakteristisch ist. Als ob man sich

noch in den Tagen L'Isle Adams und des großen Lavalette lebte, wird von den Heldenthaten des Ordens und von den Verdiensten desselben um die Sache der Christenheit in der denkbar anspruchsvollsten Weise gehandelt und unter Hinweisung darauf, daß allein genaue Aufrechterhaltung der alten Satzungen und Traditionen zum Ziele führen könne, in eine Prüfung gewisser Reformvorschläge eingetreten. Auf fünfundzwanzig Folioseiten sucht Tommasi den Nachweis zu führen, daß die von den Eingeborenen der Insel geforderte Begründung einer neuen „maltesischen Zunge" unberechtigt und unerfüllbar sei. Daß die Forderung, neben den „Zungen" der Provençalen, Auvergnaten, Franzosen, Italiener, der vereinigten Arragonier, Navarrer und Katalonier, der Deutschen und der Kastilianer (zu denen auch die Portugiesen gezählt wurden), sowie der vereinigten Engländer und Bayern — eine maltesische „Zunge" begründet werde, eben so alt war wie die Besitznahme der Insel durch den Orden und daß unter den gegebenen Umständen nicht weniger als alles darauf ankam, die unter englische Herrschaft geratenen Malteser für Wiederherstellung der alten Zustände zu gewinnen —, das alles wird hartnäckig übersehen. In feierlichen und langatmigen Sätzen hält der venerabilis magister den Bewohnern des Eilandes vor, daß ihr Zustand zur Zeit der Niederlassung des Ordens ein ärmlicher und trauriger gewesen sei, daß die Bevölkerung sich im Laufe der seitdem verflossenen dreihundert Jahre verdreifacht, der Wohlstand beträchtlich gehoben habe und daß eine Körperschaft, die sich so großer Verdienste rühmen dürfe und ihre politische Weisheit so glänzend bewährt habe, zu dem Anspruch berechtigt sei, ihre glorreiche Verfassung unverändert aufrechterhalten zu sehen.

„Sint ut sunt", damit war über dieses in die Neuzeit hineinragende Stück Mittelalter das letzte Wort gesprochen.

V.

St. Petersburg

(1799/1800).

Ein Lustrum vor Wegnahme Maltas durch Napoleon und vor Übertragung der Großmeisterwürde auf den Kaiser Paul I. von Rußland und noch bei Lebzeiten Karl Theodors von Bayern (des ersten und letzten der Sulzbacher Linie entsprossenen Kurfürsten) hatte der Erbe der bayrischen Krone, der damalige Herzog von Pfalz-Zweibrücken, spätere Kurfürst und König Max I. einen Gewaltstreich gegen die bayrischen Güter des Johanniterordens in die Wege gerichtet. Während eines Besuchs, den er seiner künftigen Hauptstadt im Jahre 1795 machte, hatte er eine „Akte" hinterlassen, welche die sofortige Beschlagnahme und Einziehung sämtlicher Besitzungen des (von Karl Theodor gestifteten) bayrischen Großpriorats des Ordens anordnete. Ohne Rücksicht darauf, daß die Verhältnisse sich inzwischen verändert hatten und daß dem Orden in der Person seines neuen Großmeisters, des russischen Kaisers (11. November 1798) ein mächtiger Beschützer erwachsen war, hatte der Bruder und Vertreter des neuen Kurfürsten diesen gewaltthätigen Akt sofort nach dem Tode Karl Theodors († 12. Februar 1799) in Ausführung bringen lassen. Pauls I. Zorn über diesen Eingriff in Rechte, die er für seine eigenen hielt, kannte keine Grenzen. Der bayrische Gesandte in St. Petersburg, Baron Porsch, wurde in einer „Kibitke" über die russische Grenze geschafft, bei sämtlichen befreundeten Höfen geharnischter Protest eingelegt und dem zur Bekämpfung der Franzosen an den Rhein marschierenden russischen Armeekorps die Anweisung

erteilt, Bayern als Feindesland zu behandeln. Dem geängstigten Kurfürsten blieb nichts übrig als nachzugeben, die beschlagnahmten Ordensgüter wieder herauszugeben, den russischen Zorn durch das Versprechen bayrischer Teilnahme an dem Kriege gegen Frankreich zu beschwichtigen und außerdem die Entsendung einer Obedienzdeputation bayrischer Ordensritter zuzusagen, die nach St. Petersburg reisen, um dem kaiserlichen Johanniter-Großmeister ihre Huldigung darzubringen. Ein darauf bezüglicher Vertrag wurde am 17. Juli 1799 (nicht 29. Juli) von dem zum leitenden Minister Bayerns gewordenen Grafen Montgelas und dem mit einer entsprechenden Vollmacht versehenen Bailli von Flachslanden zu München abgeschlossen; so eilig hatte man es mit der Erfüllung der gegen den gefürchteten russischen Herrscher übernommenen Verpflichtung, daß die „Obedienzdeputation“ ihre Reise nach St. Petersburg bereits wenige Tage später antreten mußte. Zu Deputierten waren der genannte Bailli von Flachslanden und Herr de Bray bestimmt worden — eine Wahl, bei welcher der mit Brays diplomatischer Geschicklichkeit bekannte Minister Montgelas die Hand im Spiel gehabt hatte. Daß der Chevalier in den diplomatischen Dienst Bayerns eintreten solle, war bereits damals beschlossene Sache. Der Form nach scheint dieser Eintritt erst nach seiner Rückkehr aus St. Petersburg stattgefunden zu haben.

Reisen in die weltentlegene russische Residenzstadt waren bei der Wende des 18. Jahrhunderts noch mit denselben Schrecken umgeben, die Diderot in der Beschreibung seiner — einige Jahrzehnte früher ausgeführten — Fahrt an die Newa geschildert hat. Ja, diese Schrecken hatten sich noch erhöht, seit auf dem Throne der sogenannte Semiramis des Nordens, der unberechenbarste und gewaltsamste aller Monarchen der neuern Zeit saß. Auch im günstigsten Falle hatte der Reisende sich auf Strapazen einzurichten, wie sie in der damaligen Kulturwelt unerhört waren. Eine wochenlange Räderfahrt, die zum größern Teile durch Länder ging, die dem westlichen und südlichen Europa für Stätten ungebrochener Barbarei galten, wenn man von ihnen überhaupt etwas wußte! Wurden doch mit den Namen Ostpreußen, Littauen, Kur- und Livland, Ingermanland nur unklare Vorstellungen

verbunden! — Damit mag zusammengehangen haben, daß Bray für diese Reise ein förmliches Tagebuch einrichtete. Stoff zu Aufzeichnungen in dasselbe sollte er während der nahezu sechswöchentlichen Fahrt von Regensburg nach St. Petersburg in reichlichem Maße finden.

Gleich der Anfang der Reise war ein höchst beschwerlicher. Dank der schlechten Beschaffenheit der Wege, der Langsamkeit der Expeditionen und der schlechten Qualität des Vorspanns, langten die Reisenden erst nach mehr als zweiwöchentlicher Fahrt in Leipzig an. Die während der letzten Decennien des Jahrhunderts zu Wohlstand und höherer Kultur gelangte, damals von etwa 35000 Menschen bewohnte Pleißenstadt machte auf die Reisenden, und insbesondere auf den mit dem Norden Deutschlands bisher unbekannt gebliebenen Tageschreiber einen so überraschenden Eindruck, daß derselben ein mehrtägiger Aufenthalt gegönnt wurde. „Es kann," so schreibt der Mann, der Paris und Rom kannte, auf den ersten der dem Leipziger Aufenthalt gewidmeten Blättern seines Reisejournals, „nichts Anmutigeres geben als einen Spaziergang um diese mittelgroße, ein unregelmäßiges Viereck bildende Stadt. Noch vor wenigen Jahren war dieselbe von ihren ausgedehnten Vorstädten durch einen schmucklosen Baumgang getrennt; der jetzige Bürgermeister Müller[1]) hat denselben in einen öffentlichen Spaziergang verwandelt. Einzelne Teile desselben tragen den Charakter eines englischen Parks und sind so sorgfältig angelegt, mit so geschmackvollen Anpflanzungen und so schönen Gewächsen geziert, wie ich sie in diesen Ländern noch nie gesehen habe. Die ehemaligen Wälle tragen geschmackvolle Bauten, — die Vorstädte besitzen schöne Gärten, die an die Promenade stoßen, — alles atmet Gesundheit und guten Geschmack, und hat auf die Bevölkerung wohlthätig eingewirkt. Die Leipziger zeigen denn auch ein sehr anständiges Betragen, wie Handel, Wohlstand und Gewerbefleiß es zu entwickeln pflegen. Eigentümer des schönsten im

1) Die Verwandlung der Leipziger Wälle und Gräben in Promenaden (1786 begonnen) war das Werk des (zum „Kriegsrat" ernannten) Bürgermeisters Müller, dem die Dankbarkeit seiner Mitbürger ein noch gegenwärtig vorhandenes Denkmal setzte.

französischen Stil angelegten Gartens ist der Finanzrat Hermann... Einen herrlichen im englischen Stil geordneten Garten, in dessen Mitte ein mit dorischem Portikus geschmücktes Haus sich erhebt, besitzt der Bankier Löhr.[1])

Abends speisten wir in einem Klub, der bis zum Michaelistage an jedem Mittwoch zusammentritt. Das Abendessen kostete zwölf Groschen (ohne Wein) und hatte 500 Personen versammelt, die sich durch ein so feines Betragen und so gute Ordnung auszeichneten, wie ich sie kaum irgendwo gefunden habe. Hier herrschen noch gute Sitten, Achtung vor dem Landesherrn und der Religion."

Den zweiten Tag ihres Leipziger Aufenthaltes widmeten die Reisenden der Besichtigung der zahlreichen Buchdruckereien und Buchhandlungen der Stadt, „deren bedeutendste diejenige des Herrn Breitkopf ist. Während der Messe kommen Buchhändler aus den verschiedensten Städten, die hier Büchereinkäufe machen, deren Wert 18000 Thaler betragen soll." Als Mann von Urteil bemerkt der Verfasser, daß der Anfang dieser (seitdem um mindestens das zwanzigfache gewachsenen) Ernte von Geistesprodukten nicht ganz unbedenklich sei. „Die meisten Schriftsteller arbeiten nicht für die Unsterblichkeit, sondern für die Messe, und sinken dadurch zu Spekulanten herunter ... Zum Durchlesen aller der Bücher, welche eine Messe auf den Markt bringt, würde das Leben eines Menschen nicht ausreichen ... An tüchtigen Schriftstellern auf dem Gebiete der Medizin und der exakten Wissenschaften mangelt es den Deutschen übrigens nicht."

„Den Abend brachten wir im Theater zu, wo ein Trauerspiel von Spieß, „Marie Stuart" aufgeführt wurde — ein schlechtes Stück, das überdies schlecht gespielt wurde." — Der Verfasser dieses „schlechten Stückes" Johann Caspar Spieß (geb. 1755 und seines Zeichens Schauspieler) starb wenige Tage nach der Aufführung seiner Tragödie, der das im folgenden Jahre (1800) erschienene

1) Auf dem Grund und Boden dieses später in das Eigentum der Familie Keil übergegangenen Gartens erhebt sich gegenwärtig ein mehrere Hunderte von Gebäuden umfassender Stadtteil. Den Namen des früheren Eigentümers trägt ein daran stoßender öffentlicher Platz (Löhrs Platz).

Schiller'sche Trauerspiel den Rest ihrer zeitweiligen Beliebtheit nahm. Als Schauspieldichter hatte der erfindungsreiche Hauptvertreter des deutschen Ritter- und Schauerromans trotz des Erfolges der „Klara von Hohenstein“ niemals die gleiche Popularität erlangt, wie durch seine Jahrzehnte lang vielgelesenen Erzählungen, von denen „Die zwölf schlafenden Jungfrauen“, der „Löwenritter“ und „Das Petermännchen“ — Schauergeschichten, die den Rinaldo Rinaldini weit übertreffen, — in der Litteraturgeschichte und in gewissen Leihbibliotheken übrigens noch heute ihr Wesen treiben. — Für den damaligen Zustand der deutschen Schaubühnen erscheint bezeichnend, daß Stücke solchen Schlages auch in größeren Theatern gegeben werden konnten. Leipzig brachte es zu einem eignen Schauspielhause allerdings erst ein Vierteljahrhundert später, sein Theater galt indessen für eines der besseren des mittleren Deutschland. Goethes wenig später ausgesprochenes Urteil über dasselbe lautete allerdings ebenso ungünstig wie dasjenige Brays: die seitdem oft gebrauchte Formel, „die Schauspieler thaten auch nicht im geringsten, als wenn Zuschauer gegenwärtig wären“, stammt aus dem Bericht, den Goethe Schillern über einen Leipziger Theaterabend vom April 1800 erstattete.

Am Morgen des 3. August von Leipzig aufgebrochen, trafen die Reisenden nach langer und mühsamer Fahrt durch sandige Einöden und über schlechte Wege am Abend des 4. August in Potsdam ein, wo sie sich der Königin Luise vorstellten. Am Nachmittage des folgenden Tages ging es weiter nach Berlin, dieses Mal auf einer vortrefflichen Chaussee, „die dreißigtausend Thaler per Meile gekostet hat.“ Die Gegend machte einen „wüstenartigen Eindruck“ — erst nachdem die Reisenden zwei Poststationen zurückgelegt hatten und in die unmittelbare Umgegend der preußischen Hauptstadt gelangt waren, zeigten sich einzelne schöne Gebäude. Abends angelangt, nahmen die Herren im Hôtel de Russie Wohnung, „einem gut ausgestatteten Gasthof, der an einer Straße liegt, welche die Linden heißt.“ Der folgende Tag verging mit Besuchen bei Ministern und Gesandten — „abends gingen wir in die Oper, deren Saal indessen viel zu klein ist. Wir trafen die Gräfin Panin (Gemahlin des russischen Gesandten), den Minister Lucchesini und Herrn v. Kleist

— es wurde die Oper „Das unterbrochene Opferfest“ von Winter gegeben.“ — Auf diese flüchtige Notiz beschränkt sich das Berliner-Tagebuch desselben Reisenden, den die Reize des viermal kleineren Leipzig zu einer nahezu enthusiastischen Schilderung und zu mehrtägigem Aufenthalt an der Pleiße bestimmt hatte. Daß das nicht allein an dem Beschauer gelegen, geht aus dem Umstande hervor, daß das Berlin des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fremden und insbesondere südeuropäischen Besuchern so gut wie niemals Sympathien einflößte, ja daß es nicht selten abstoßend wirkte. Goethes Meinung, daß der vieljährige Aufenthalt in dieser „prosaischen Stadt“ und unter dem dortigen „so verwegenen Menschenschlag“ an der Derbheit im Wesen seines Freundes Zelter die Schuld getragen habe, erscheint in dieser Rücksicht ebenso typisch wie Humboldts ein Vierteljahrhundert später ausgestoßener Stoßseufzer:

„Berlin, ick hew' di dick und satt,
Du bist und bliwst en Bärenstadt.“

Hinweisungen auf die Charakterlosigkeit dieser größten der mitteleuropäischen Hauptstädte[1]) und auf den Mangel an Spuren alter, geschichtlich entwickelter Kultur kehren in einer erheblichen Zahl älterer Urteile über Berlin stereotyp wieder. — Daß mindestens diese letztere Ausstellung keine ganz ungegründete war, erhellt aus dem Umstande, daß das alte Berlin oasenhaft aus einer halb barbarischen Umgegend hervorragte.

Das sollten auch unsere Reisenden von 1799 erfahren, als sie am 8. August den Gasthof verließen, der „in der Straße liegt, die Unter den Linden“ heißt, um die mühsame, achtundzwanzig Stunden in Anspruch nehmende Fahrt in das kaum zwanzig Meilen entfernte Küstrin anzutreten. Die Mark machte ihnen den Eindruck einer Wüstenei. „Sobald wir Berlin verlassen hatten, gelangten wir auf sandigen Wegen in eine völlig verödete Landschaft, in der es nur vereinzelte elende Dörfer giebt. Die uns begegnenden Bauern sahen wie Barbaren aus, denen der traurige Charakter der Landschaft sich

1) Berlin zählte bei Ausgang der Regierung Friedrichs des Großen 114 000, zwanzig Jahre später 188 000 Einwohner.

mitgeteilt zu haben schien. Die Langsamkeit, mit welcher wir von der Stelle kamen, war wahrhaft entsetzlich — alle Augenblicke hielt der Postillon, und als wir schließlich Hunger verspürten, mußte in einer elenden Hütte Rast gehalten werden; daß wir überhaupt etwas zu essen bekamen, hatten wir allein den mitgenommenen Lebensmitteln zu verdanken. Der Wirt sah wie ein unheimlicher Geselle, das Haus wie eine Räuberhöhle aus, Kartoffeln und schlechtes schwarzes Brot, waren die einzigen Dinge, die man haben konnte. Und das in der unmittelbaren Nähe einer Hauptstadt! Immer wieder weißer hoher Sand, als ob man sich in einer vorsintflutlichen Welt befände."

Endlich war Küstrin erreicht. „Wir fanden in einem der Festung benachbarten Flecken Unterkunft. Die Herberge war ziemlich gut; des eingetretenen Regenwetters wegen war sie aber von einem förmlichen Kotmeer umgeben, das jeden Schritt vor die Thür unmöglich machte." — Jenseit Küstrin wurde die Gegend anmutiger, an Ärger und Strapazen fehlte es aber auch hier nicht. An manchen Orten verlangten die Postmeister (vielfach pensionierte Offiziere) erhöhtes Fahrgeld, an anderen waren die Pferde schlecht oder mußten die Lebensmittel zu exorbitanten Preisen bezahlt werden — zuweilen kam es auch vor, daß der Postmeister abwesend war und daß seine Rückkehr stundenlang erwartet werden mußte, weil erträgliche Fahrpreise nur mit ihm persönlich vereinbart werden konnten. Mühselig geht es weiter nach Bromberg, das am Abend des zehnten Tages nach der Abreise von Berlin erreicht und von dem Tagebuchschreiber als der erste Ort bezeichnet wird, „der wieder den Namen einer Stadt verdient." Besonderes Interesse nahm der unter Friedrich dem Großen begonnene Kanal in Anspruch, — im übrigen machte das Land einen halbpolnischen Eindruck, obgleich die Stadt sich sichtlich gehoben hatte (von 600 Einwohnern im Jahre 1772 auf 7000 im Jahre 1799) und obgleich der durch den Netze-Weichsel-Kanal geförderte Getreidehandel im Aufschwung begriffen war. — Im wesentlichen sah es in der ehemaligen Hauptstadt der Neumark wenig anders aus als zur Zeit des alten Reisenden Merian. „Wenn man von Mittag oder von Frankfurt an der Oder sicher reisen will, muß man über siebenunddreißig Brücken, und

kann deshalben ein solcher Weg wohl eine Maußfallen genannt werden. Und da man über den Morast kommt, läuft zunächst an der Festung Küstrin der starke Oderstrom fürüber. Wenn man dann zum andern Thor wieder hinaus will, muß man zum wenigsten auch über sieben Brücken reisen, obwohl der Morast an selbigem Ort am schmälsten ist."

Die weitere Reise ging durch die Weichselniederung, deren morastiger Boden nur langsame Fortbewegung gestattete. Als eifriger Botaniker benutzte Bray diesen Umstand, um Studien über die Flora des Landes anzustellen und die vorzugsweise verbreiteten Pflanzen zu registrieren. An Zeit dazu fehlte es nicht, denn die Fahrt von Bromberg bis Königsberg nahm volle fünf Tage in Anspruch und der Zustand der Wege blieb selbst in der unmittelbaren Nähe der zweiten Stadt Preußens ein höchst fragwürdiger. — Mit der Topographie Königsbergs hatte der Reisende sich im voraus bekannt gemacht und die von Büsching und anderen entworfenen Beschreibungen derselben so eingehend studiert, daß er einigen Bescheid besaß. Er wußte, daß die Zeiten vorüber seien, von denen Merian erzählt hatte, „daß die Bürger so große Hoffart treiben, daß auch die Handwerksleute zobelne Mützen tragen und Manns= wie Weibspersonen täglich in Sammet und Seiden gehen, alles aufs Schönste gebrämet." Das Tagebuch berichtet, daß die (heute von 170000 Menschen bewohnte) Stadt an 60000 Einwohner zähle und eine Anzahl älterer Häuser aufzuweisen habe. Im ganzen aber sei sie häßlich. „Es giebt hier kein bemerkenswertes Gebäude, sondern zumeist unschöne Häuser von sieben Fenstern Breite. Die Moralität ist eine schlechte und arge Sittenlosigkeit weit verbreitet. . . . Der Handel geht zurück und zwar in demselben Maße, in welchem derjenige Rigas Fortschritte gemacht und die Ausfuhr russischen Flachses an sich gezogen hat. Ein gewisser Stock von Wohlstand hat sich noch erhalten, es fehlt aber jede Industrie." Dann heißt es weiter: „Es giebt hier auch eine Universität, bei welcher der Professor Kant angestellt ist. Fremde dürfen ihn besuchen, — er ist recht zusammengefallen und von schlechter Haltung. Er ist schlecht einquartiert (mal logé) — seine Wohnung und seine äußere Erscheinung entsprechen durchaus nicht seiner

Berühmtheit. Er ist sechsundsiebzig Jahre alt und sein Geist hat sichtbar gelitten. Lieber als von anderen Dingen redet er von Politik, indem er sich zu republikanischen Ideen bekennt und von der Monarchie, auch der konstitutionellen, behauptet, daß sie mit einem dauernden Friedenszustande unvereinbar sei. Er hat einen alten Diener, der Lampe heißt, mit dem er sich unaufhörlich zankt und der ihn seinem Willen zu unterwerfen weiß. Nach fünf Uhr nachmittags nimmt er keinen Besuch mehr an und um sieben Uhr geht er zu Bette."

Und doch war Kants gesellschaftliche Liebenswürdigkeit und Frische ihrer Zeit allgemein anerkannt worden: „Er war im Umgange ein so lebhafter und artiger Mann, daß man den tiefforschenden Geist nicht so leicht vermutet hätte", heißt es in einem Reiseberichte vom Ende der 70er Jahre des 18. Jahrhunderts.

Zur Zeit von Brays Aufenthalt in Königsberg hatte der Vater der neueren Philosophie seine wissenschaftliche Thätigkeit beschlossen. Sein letztes Buch „Der Streit der Fakultäten" war allerdings erst ein Jahr zuvor erschienen, Vorlesungen hielt der früh gealterte Herr aber schon seit geraumer Zeit nicht mehr und der Verfall seiner geistigen Kräfte ist auch anderweit bezeugt. Der „Entwurf zum ewigen Frieden", auf welchen unser Reisender anzuspielen scheint, war im Jahre 1797 erschienen, „die Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" ein Jahr später. Von einem gewissen Interesse ist die Notiz über den vieljährigen Diener des großen Mannes, den alten Lampe, zu dessen Entlassung Kant einige Jahre vor seinem am 12. Februar 1804 erfolgten Tode schreiten mußte.[1])

---

1) Zu einer Berühmtheit ist der Mann, der seinem Herrn auf dem täglichen Spaziergang nach der (regelmäßig achtmal durchschrittenen) „Kleinen Lindenallee" mit dem langen Regenschirm folgte, durch Heins Ausführungen über die Entstehung der „Kritik der praktischen Vernunft" geworden: „Immanuel Kant hat den Himmel gestürmt und die ganze Besatzung desselben über die Klinge springen lassen . . . . ., es giebt keine Allbarmherzigkeit mehr, keine Vatergüte, keine jenseitige Belohnung für diesseitige Enthaltsamkeit, die Unsterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen. Das röchelt, das stöhnt und der alte Lampe steht dabei mit seinem Regenschirm unter dem Arm als betrübter Zuschauer. Da erbarmt sich Immanuel Kant und zeigt, daß er nicht nur ein

Nach zweitägigem Aufenthalt in der preußischen Krönungsstadt setzten Bray und Flachslanden ihre Reise nach Nordosten weiter fort (20. August). Der Landweg von Königsberg nach Memel stand der schlechten Straßen wegen in so üblem Ruf, daß damals üblich war, diese Strecke zu Wasser zurückzulegen. Eine bezügliche Gelegenheit wollte sich indessen nicht finden und da die Reisenden überdies an ihren Wagen gebunden waren, mußten sie sich zu einer Landreise entschließen, die den mühseligsten Teil der gesamten Fahrt durch Preußen bilden sollte. Bis zu zwölf Pferden mußten vor das Gefährt gespannt werden, denn die sogenannte kurische Nehrung war weit mit Sandmassen bedeckt, die an einzelnen Punkten zu Bergen aufstiegen. „In der Nacht hörten wir die Wogen der Ostsee an den sandigen Strand donnern, als wir uns dem Haff näherten, um spät abends an demselben einzutreffen. Bald von der rechten, bald von der linken Seite schimmerten die brausenden Wellen des Meeres und nur mühsam vermochten die Pferde uns fortzuschleppen. . . . Rositten, wo wir endlich anlangten, ist ein elendes Nest und das sogenannte Posthaus, in dem wir ausruhten, ein bloßer Krug. Die ganze Gegend bildet eine einzige große Wüstenei. . . . Niemals hätte ich geglaubt, daß es in einem zivilisierten Lande so abscheuliche Wege geben könne wie bei Königsberg — sie sind die schlechtesten auf der gesamten Strecke bis Kurland und St. Petersburg. Es kam vor, daß wir neun Stunden brauchten, um vier Meilen zurückzulegen. Vor Memel mußte über einen Kanal gesetzt werden, in Memel selbst aber verbrachten wir einen ganzen Tag (23. August) in einer schlechten Schenke, um die Gräfin Panin passieren zu lassen, weil es an Pferden zu gleichzeitiger Weiterbeförderung mehrerer größerer Fahrzeuge fehlte." Die Stadt mit den „schönen geraden Straßen" war noch ebenso schlecht bebaut wie zwanzig Jahre zu-

---

großer Philosoph, sondern ein guter Mensch ist. Er überlegt und halb und halb gutmütig, halb ironisch spricht er: „Der alte Lampe muß einen Gott haben, sonst kann der arme Mensch nicht glücklich sein. Der Mensch soll aber auf der Welt glücklich werden — das sagt die praktische Vernunft — meinetwegen, so mag auch die praktische Vernunft die Existenz Gottes verbürgen." (Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, Erster Teil, Drittes Buch.)

vor, als der gelehrte Schweizer Bernoulli ihr einen mehrtägigen Besuch hatte widmen müssen. — Gewohnt aus der Not eine Tugend zu machen, benutzte Bray die unfreiwillige Muße zu Studien über Handel und Schiffahrt des damals von 7000 Menschen bewohnten ostpreußischen Städtchens, das seit den Tagen, zu denen der gelehrte Magister Reimers die „Merkwürdigkeiten" des Orts beschrieben hatte, auf dem nämlichen Fleck stehen geblieben war. — Darüber brach der Morgen des 24. August (des vierten Tages nach der Abreise von Königsberg) herein und noch immer mußten die Reisenden Geduld üben. Just als sie abreisen wollten, traf ein Herzog von Bayern ein, der sämtliche verfügbaren Pferde mit Beschlag belegte. Als es endlich weiter ging, geriet man auf Wege, deren Unfahrbarkeit diejenige der Strecke Königsberg-Memel noch übertraf. Die Fahrt in den nur drei Meilen entfernten Flecken Nimmersatt nahm acht Stunden in Anspruch und die von dort, sonst in einer Stunde erreichbare Grenzstadt Polangen konnte — wiederum der schlechten Wege halber — erst spät in der Nacht gewonnen werden. Trotz des Besitzes gehörig visierter Pässe konnten die Reisenden die Erlaubnis zur Überschreitung der russischen Grenze erst gegen Übernahme der Verpflichtung zur Meldung bei dem Herrn Gouverneur in Mitau erlangen.

Kurland, dessen Grenze nunmehr erreicht war, stand anno 1799 erst seit wenigen Jahren unter russischer Botmäßigkeit und machte noch den nämlichen Eindruck wie zur Zeit seiner Herzoge. (Der letzte Herzog, Peter Biron, hatte am 25. März 1795 abdiziert.) Dieser Eindruck war ein wesentlich günstiger und von demjenigen, den das benachbarte deutsche Grenzland gemacht hatte, vorteilhaft unterschieden. Die Wege waren fahrbar, der Zustand der Felder und menschlichen Wohnungen, an denen man vorüberkam, ließ auf einen gewissen, bescheidenen Wohlstand schließen und die Wirtshäuser („Krüge") erwiesen sich als wohleingerichtet. Jahrzehntelang hatte der Weg durch Kurland die hauptsächlichste Verkehrsader für die Verbindung Berlins mit St. Petersburg gebildet und eine große Zahl zwischen Königsberg und Riga zirkulierender Fracht- und Fuhrmannsgefährte die entsprechende Einrichtung der Unterkunfts-

gelegenheiten bedingt. „Die Wirtsleute“, heißt es in der Aufzeichnung über das erste, zu Rutzau genommene Nachtquartier, „sind reinlich und artig“ und Urteile der nämlichen Art kehren in den Berichten über die folgenden Reisetage wieder. „Es ging durch ein flaches Land und durch ausgedehnte Wälder, — den Postdienst besorgen Bauern, die zuweilen einige Werste weit hergeholt werden müssen.“

Wegen der Ungunst der Witterung und der schweren, für die Landstraße verhängnisvollen Regengüsse konnte die alte Herzogsstadt Mitau erst am 29. August erreicht werden. Neben der Meldung bei dem Gouverneur, einem aus preußischen in kurländische, später in russische Dienste übergetretenen Baron Driesen, galt es hier die Erfüllung einer Ehrenpflicht, die Vorstellung bei dem seit dem März 1798 in Mitau residierenden, von einem förmlichen Hofstaat umgebenen Allerchristlichsten Könige Ludwig XVIII., dessen Sohn und Erbe, der Herzog von Angoulême einige Wochen zuvor (10. Juni 1799) die unglückliche Dauphine, Tochter Ludwigs XVI. geheiratet hatte. — Durch Herrn von Driesen erfuhr Bray, daß dem Könige außer freier Wohnung und Beheizung eine jährliche Pension von 200000 Rubeln ausgesetzt worden. Was er sonst über den Aufenthalt in Mitau zu sagen gehabt, beschränkt sich auf wenige Zeilen. „Die Umgegend dieser Stadt ist sumpfig und unschön, das Hôtel de Russie, in welchem wir Wohnung nahmen, höchst mittelmäßig. Nachdem wir uns dem Könige vorgestellt hatten, der in dem alten Schlosse der Herzoge wohnt, besahen wir die Stadt, die unsauber ist, und zumeist aus hölzernen Gebäuden besteht. Hier wird der Landtag abgehalten, die Zahl ansehnlicher Häuser ist aber nur gering. Das Regime ist ein feudales, da alle Güter entweder dem Adel oder der Krone gehören, — die Bevölkerung beschränkt sich auf 150000 Menschen.“ [1])

Wenige Stunden später war nach der Überschreitung der 800 Schritte langen Floßbrücke über die Düna Riga erreicht, dessen Einwohnerschaft auf 30000 Köpfe (heute über 200000 Be-

1) Hundert Jahre später zählte Kurland eine um nahezu das Fünffache vermehrte Bevölkerung.

wohner) geschätzt wird, auf dessen nähere Beschreibung der Tagebuchschreiber sich indessen nicht einläßt. Um den durch die Langsamkeit der Reise verschuldeten Zeitverlust einzuholen, setzten die Reisenden ihre Fahrt fort, sobald die mitgebrachten Dukaten in Rubel umgesetzt und einige andre geschäftliche Angelegenheiten geordnet worden waren. Abermals geht es auf einer sandigen, durch ausgedehnte Wälder geführten Landstraße langsam weiter nach Norden. Um die Zeit nicht ungenützt zu lassen, sucht Herr de Bray sich während dieser Fahrt nach Möglichkeit über Land und Leute zu orientieren. Über Bevölkerung, agrarische Organisation, Forstwesen, Steuereinrichtungen, Frondienste und andere bäuerliche Leistungen werden so ausführliche Daten gesammelt, daß die bezüglichen Tagebuchaufzeichnungen, zu einer kleinen Abhandlung anschwellen. Verglichen mit der Ausführlichkeit derselben nehmen die direkten Wahrnehmungen des aufmerksamen Beobachters sich ziemlich flüchtig aus, obgleich die in Betracht kommenden Punkte mit erstaunlicher Sicherheit getroffen werden. „Die höher gelegenen Landschaften erscheinen anmutig und gut bevölkert, die Bauern aber machen einen wenig zivilisierten Eindruck, Wagen und Pferde derselben sind ärmlich, die Sprache klingt grob und das Nationalkostüm ist unschön. Arme und Reiche schienen gleich bescheiden zu leben." Der Boden schien leicht zu sein, die Humusschicht nur acht Zoll zu umfassen u. s. w. Einen stattlichen Eindruck empfangen die Reisenden von dem an der Landstraße belegenen Schloß Roop. „Jenseit Lenzenhof, wo wir von höflichen Wirten in einem sauberen Hause gut untergebracht wurden, wird das Land anmutiger und kultivierter und gelangt man auf bessere Wege — um zwei Uhr mittags trafen wir in der Stadt Wolmar ein, wo es ein gutes Wirtshaus gab und wo wir eine Bauernhochzeit mit ansahen. Die Gäste derselben schienen weit herzukommen, denn sie langten sämtlich zu Wagen an, angeführt von zwei Reitern mit bekränzten Hüten." — Die weitere Reise geht in demselben Tempo vor sich und wird zu weiteren Beobachtungen benutzt. Für die Richtigkeit derselben ist charakteristisch, daß die als „anmutig und kultiviert" bezeichnete Umgegend des Städtchens Wolmar in der That den wohlhabendsten und fruchtbarsten Teil Livlands bildet. —

In Dorpat, „wo es einen recht hübschen Platz gegenüber der Brücke giebt“ und wo ein Herr von Schilling über Geschichte und „Konstitution“ des Landes lehrreiche Aufschlüsse erteilt, wird eine kurzer Aufenthalt genommen. Von der eigentlichen Angelegenheit des Tages (den Vorbereitungen zu der zwei Jahre später in Ausführung gebrachten Erneuerung der Universität) scheint bei dieser Gelegenheit übrigens nicht die Rede gewesen zu sein.

Der letzte Abschnitt der Reise — die Fahrt vom Embach in die Newa-Residenz (etwa vierzig deutsche Meilen) nahm volle vier Tage in Anspruch. Er ist die schwierigste der gesamten Reise, weil die Wege immer schlechter werden und weil jenseit Narwa das deutsche Sprachgebiet so vollständig aufhört, daß die Reisenden sich einen als Dolmetscher brauchbaren Kurier zulegen müssen, um mit ihren zwei schweren Wagen vorwärts zu kommen und den „Gefahren“ der Reise zu entgehen. Auf der letzten Station vor Strelna sind Herr de Bray und sein Gefährte der Verzweiflung nahe. Ihre beiden Wagen sind mit in Summa 25 Pferden bespannt und werden von drei Postillonen bedient — munteren Leuten, die immer guter Dinge sind und unaufhörlich singen. Nichtsdestoweniger nehmen die einundzwanzig Werst (drei deutsche Meilen) dieser Station volle zehn Stunden in Anspruch und ist der Kot so unergründlich, die Zahl der Löcher und „Abgründe“ so groß, daß die Reisenden für ihr Leben fürchten und einen Teil des Weges zu Fuß zurücklegen. „In Strelna angelangt, hatten wir die Empfindung, von schweren Strapazen erlöst zu sein.“ Anderen Morgens ging es sodann auf dem herrlichen Wege, „den der General Bauer von hier nach Petersburg angelegt hat“, vorüber an reichen Landhäusern und anmutigen Gärten in munterem Laufe weiter. Nach kaum zweistündiger Fahrt wurde das „sehr schöne Rigasche Thor“ erreicht, wo man seine Pässe vorwies, und gegen fünf Uhr hielt der Reisewagen vor dem „Hôtel de Malta“, das aber schon nach wenigen Stunden mit dem besser eingerichteten „Hôtel Apraxin“ vertauscht wurde.

Die auf Brays mehrmonatlichen Aufenthalt in St. Petersburg bezüglichen Blätter des Tagebuchs sind von untergeordnetem Interesse und beschränken sich wesentlich auf kurze Notizen über gemachte

und empfangene Besuche, geschäftliche Unterredungen und Hoffestlichkeiten. Zu einer Beschreibung der Stadt lag für Besucher, die die großen Städte des Westens kannten, wenig Veranlassung vor, da dieselbe in einer baulichen Übergangsperiode begriffen war, deren Unerquicklichkeit ein damals an der Newa weilender persischer Prinz in die naive Bemerkung zusammenfaßte, diese Stadt werde wahrscheinlich recht schön sein, wenn ihr „Umbau" beendet worden![1]) Der Inhalt der geführten diplomatischen Verhandlungen wird nur beiläufig erwähnt — bekannt ist, daß man sich über die Übertragung des neu gebildeten englisch-bayrisch-russischen Priorats an den zweiten Sohn des Kurfürsten von Bayern, den Prinzen Karl Theodor einigte.

Desto eifriger ließ Bray sich das Studium der Verhältnisse des russischen Hofs und der Wandlungen angelegen sein, die sich eben damals in der auswärtigen Politik Pauls I. vollzogen. Die Weltlage war eigentümlich genug beschaffen, um die Aufmerksamkeit des von Rastatt her wohlinformierten Beobachters in Anspruch zu nehmen und denselben zur Beschäftigung mit dem widerspruchsvollen Charakter des Monarchen einzuladen, der seit dem Winter 1796/97 über dem ausgedehntesten Staate der Welt waltete.

In der Absicht, der von Frankreich heranstürmenden revolutionären Flut einen Damm entgegenzusetzen und die bestehenden Rechts- und Besitzverhältnisse gegen die Vergewaltigungen des Pariser Direktoriums und seiner Generale zu schützen, hatte sich Kaiser Paul im Jahre 1798 mit Österreich und England über ein gemeinsames Vorgehen gegen die französische Republik verständigt und die Großmeisterschaft über die Überbleibsel des Malteserordens übernommen und dessen Interessen zu den seinigen gemacht; Preußen in diese Koalition zu ziehen war dem russischen Herrscher nicht gelungen. Die an diese Unternehmung geknüpften Hoffnungen hatten sich indessen nicht erfüllt. Obgleich Suworows berühmter Feldzug nach Italien von glänzendem Erfolge gekrönt war, vermochte

1) St. Petersburg zählte zu Ende des 18. Jahrhunderts noch nicht eine Viertelmillion Einwohner.

Paul das durch die zweite Koalition begründete Verhältnis zu den Kabinetten von Wien und London nicht aufrecht zu erhalten. Während dem Zaren ausschließlich an der Erreichung eines idealen Zwecks, der Wiederherstellung der alten europäischen Ordnung und der Niederhaltung des revolutionären Frankreichs gelegen war, hatten Kaiser Franz I. und dessen Minister Thugut den Krieg gegen die Revolution wesentlich in der Absicht unternommen, die österreichische Herrschaft über Oberitalien wiederherzustellen. Thugut wußte dem russischen Minister plausibel zu machen, daß der angestrebte Zweck am besten durch Verlegung des Kriegsschauplatzes in die Schweiz und durch einen von dort aus unternommenen Einfall in das östliche Frankreich erreicht werden würde. Zu seinem Mißvergnügen mußte Suworow den Schauplatz seiner großen Erfolge verlassen und über die Alpen gehen, das Gros der österreichischen Armee aber wurde nach Schwaben zurückgezogen, und der nur unzureichend unterstützte russische Feldherr einer überlegenen französischen Armee entgegengestellt, gegen die sein Heer dauernd nichts auszurichten vermochte. Erbittert über dieses mehr als zweideutige Verhalten seines ausschließlich mit italienischen Erwerbungen beschäftigten Verbündeten hatte der Zar beschlossen, sich von Österreich loszusagen und im Bunde mit England, Preußen, Dänemark und Schweden den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen, zugleich aber „Österreichs ehrgeizigen Absichten“ Schranken zu ziehen. Da Preußen nicht zum Verzicht auf seine Neutralität zu bestimmen war, der Versuch einer russisch-englischen Landung in Holland mißglückte (August 1799), und England den russischen Herrscher durch den Rat, sich mit Österreich zu verständigen, lebhaft verstimmt hatte, kam auch dieser neue Plan nicht zur Ausführung. Zu weiterer und leidenschaftlicherer Erbitterung gegen seine bisherigen Verbündeten aber wurde der Kaiser aufgestachelt, als Thugut in einer Anfang Dezember 1799 dem russischen Kabinett überreichten Note die italienischen Gebiete aufzählte, die der Kaiserstaat „als Entschädigungen“ in Anspruch nehme, und als zugleich bekannt wurde, daß der k. k. General Frölich die gemeinsam mit dem russischen Befehlshaber Woynowitsch eingenommene Festung Ancona ausschließlich mit seinen Truppen besetzt und die

im Hafen der Stadt neben der österreichischen aufgehißte russische Flagge entfernt habe.

Pauls Ratgeber, die Rußland von jeder Beteiligung an den europäischen Händeln zurückhalten wollten, wußten die Dinge so zu lenken, daß zu den sachlichen Gründen, aus denen der Kaiser seinen Plänen entfremdet war, auch noch persönliche Momente kamen, die auf den weiteren Gang der Dinge nachhaltigen Einfluß gewinnen sollten.

Über diese in mehr als einer Beziehung verwirrten Verhältnisse wußte Bray sich so genauen Einblick zu schaffen, daß er dieselben nach seiner Rückkehr in die bayrische Hauptstadt und nach seinem Eintritt in den dortigen Staatsdienst (er wurde mit dem Rang eines Geheimrats in das Auswärtige Departement aufgenommen) zum Gegenstande einer Denkschrift machte, die dem Kurfürsten im Jahre 1800 überreicht wurde. Das Aufsehen, das dieselbe erregte, muß ein außerordentliches gewesen sein. Auszüge und Abschriften des Memorials wurden an verschiedenen Höfen bekannt und machten so viel von sich reden, daß man in St. Petersburg dem Verfasser nachspürte und daß allein der im März 1801 erfolgte Tod Pauls den darüber geführten, für Brays Zukunft nicht unbedenklichen Erörterungen ein Ende machte. Für die Bedeutung dieser Darstellung ist charakteristisch, daß das Gedächtnis derselben jahrzehntelang in Rußland fortgelebt hat und daß Auszüge noch vor einigen Jahren in einer Moskauer historischen Zeitschrift zum Abdruck gelangten. — Danach wird eine deutsche Wiedergabe des „Mémoire sur la Russie, composé par M. le chevalier de Bray à Münich en Avril 1800“, besonderer Rechtfertigung nicht bedürfen. Daß der Schwerpunkt auf dem dritten (letzten) Teil der Denkschrift und auf den in demselben enthaltenen intimen Angaben über das russische Hofleben der Jahre 1799 und 1800 liegt, darf im voraus bemerkt werden.

I.

„Während der Rastatter Kongreß noch fortdauerte, begannen die zwischen Rußland und Österreich vereinbarten Pläne sich zu entwickeln. Der Vormarsch des russischen Heeres war zum Vorwande

der gebieterischen Anforderungen gemacht worden, welche die französische Regierung an Österreich stellte. Frankreich behandelte die Ankunft der Russen als Kriegserklärung, vergaß dabei aber, daß es inmitten der geführten Verhandlungen, ja nahezu seit Beginn derselben den Unwillen aller Völker dadurch erregt hatte, daß es die Schweiz überschwemmte, die Festung Turin besetzte, Malta wegnahm, das cisalpinische Gebiet revolutionierte, Rom einnahm und zum Angriff auf Neapel Vorbereitung traf.

Pauls I. großmütiger Charakter wurde durch diese Unwürdigkeiten in lebhafte Erregung versetzt. Die von ihm mit Österreich und Neapel geschlossenen Verträge sind bekannt, — minder bekannt ist dagegen, daß er am Tage der Kriegserklärung des Königs von Neapel und der dadurch über denselben heraufbeschworenen Gefahren dem Minister Herzog von Serra-Capriola den Abschluß eines Offensiv- und Defensivbündnisses vorschlug, daß dasselbe zu stande kam und am 29. Dezember 1799 zu Petersburg festgesetzt wurde.

Des Kaisers Absichten waren offene und loyale, nur daß sein durch ritterliche Idee exaltierter, der Zeit wenig entsprechender Charakter ihn bedauerlicherweise bestimmt hatte, sich zum Oberhaupt des Malteserordens zu erklären und sich von den russischen Rittern, die er selbst ernannt hatte, zum Großmeister proklamieren zu lassen. Die Wunderlichkeit dieser Maßregel und die Konsequenzen, zu denen dieselbe führen konnte, hatten den Wiener Hof anfänglich chokiert; die Gründe, welche derselbe hatte, es auf eine Verstimmung des Kaisers nicht ankommen zu lassen, waren indessen so wichtige gewesen, daß man ihm diesen Einfall (fantaisie) hingehen ließ. Man gelangte auf solche Weise zu einem Abkommen, auf welches wir in der Folge ausführlicher eingehen werden. Als die russischen Truppen in Italien anlangten, war der Feldzug bereits unter höchst günstigen Anzeichen eröffnet und durch den Sieg, welchen General Kray über Scherer erfocht, die Absicht des sogenannten cisalpinischen Komitees gekreuzt worden.

Suworows Eintreffen war von einer Reihe neuer Erfolge begleitet, die sich fast den ganzen Sommer hindurch in glänzender Weise fortsetzten. — Völlig von dem Gedanken an die Wieder-

herstellung der französischen Monarchie erfüllt, von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt, gegen alles, was dieses legitime Vorhaben stören konnte, erbittert und durch sein Machtgefühl gehoben, lebte Paul I. des Glaubens, daß er alle Hindernisse niederwerfen und ganz Europa gegen Frankreich in Bewegung setzen könne. Er wandte abwechselnd Drohungen und Versprechungen an, von denen er meinte, daß sie geeignet seien, sämtliche Kabinette an seine Sache zu fesseln. — Der Ton, den er dabei anschlug und die Drohungen, die er sich erlaubte, waren indessen nicht danach angethan, ein solches Ergebnis herbeizuführen. Preußen, auf welches er ganz besonders gerechnet und von dem er auf Grund unzuverlässiger Berichte angenommen hatte, daß es zum Anschluß an die Koalition bereit sei, blieb allen ihm gestellten Zumutungen unzugänglich. Die Bemühungen Repnins und Granvilles scheiterten und der auf Preußens angeblich gesicherten Zutritt gegründete russisch-englische Subsidienvertrag erhielt dadurch einen Stoß, der seinem Inhalt wie seinen Konsequenzen verhängnisvoll werden sollte.

Darüber erbittert, daß die Mehrheit der nordischen Kabinette seinen Absichten Widerstand leistete, ließ der Kaiser sich zu Drohungen hinreißen, die der Natur der Sache nach dazu führen mußten, daß Preußen und dessen Genossen in ihrer Politik der Neutralität bestärkt wurden. Preußen fürchtete des Kaisers augenblicklichen Zorn nicht, Sachsen und die übrigen norddeutschen Staaten scharten sich entschiedener denn je um das Berliner Kabinett und bei meiner im Oktober (1799) stattgehabten Durchreise durch die preußische Hauptstadt erfuhr ich durch den Grafen Haugwitz, daß dieser mit Sicherheit die Entschließungen vorausberechne, die der Kaiser allendlich fassen werde.

Zu den heroischen Entschließungen, welche dem Interesse Frankreichs so nachdrücklich in die Hände gearbeitet hatten, war der Kaiser Paul zu nicht geringem Teil durch die Vorschläge bestimmt worden, die der König von Schweden ihm aus eigener Initiative gemacht hatte. Dieser exaltierte und von gewissen ihm von seinem Vater überkommenen Ideen zu großer Thatenlust angespornte Fürst ließ Rußland ein Abkommen vorschlagen, in welchem er sich auf den

Fall dazu ausreichender britischer Subsidien zur Stellung von 8000 Mann verpflichtete. Der von ihm nach St. Petersburg entsendete Baron Toll trat in Verhandlungen über diesen Vorschlag, der vom Könige persönlich und ohne Beratung mit den Ministern ausgegangen war. Diese huldigten völlig abweichenden Anschauungen und wußten es dahin zu bringen, daß die von dem Monarchen gefaßten Entschließungen unvermerkt abgeschwächt wurden. Es wurde geltend gemacht, daß Schweden nur verlieren könne, wenn es sich Frankreich gegenüber auf den Kriegsfuß setze und daß Englands Verhalten gegen Schweden nicht danach angethan sei, Aussichten auf eine solide Verbindung zwischen den beiden Staaten zu eröffnen. Augenblicklich würden 800 schwedische Schiffe in englischen Häfen festgehalten und liege der Verdacht nahe, daß diese Macht sich die Vernichtung des schwedischen Handels vorgesetzt habe.

Das Resultat dieser zwischen dem Könige und dem Ministerrat Schwedens bestehenden Meinungsverschiedenheit war, daß Baron Toll, nachdem er den Zutritt seines Monarchen zur Koalition beantragt hatte, rücksichtlich der Unterhaltung der schwedischen Truppen und des Zeitpunktes der Einschiffung derselben so weitgehende Forderungen aufstellte, daß dieselben mit dem Plan einer Landung in Holland nicht mehr in Übereinstimmung gebracht werden konnten. Schweden kam dadurch um die Notwendigkeit herum, Frankreich den Krieg zu erklären, und beschränkte sich darauf, durch seinen Minister für Pommern im Juni zu Regensburg wahrhaft lächerliche Erklärungen abgeben zu lassen. Frankreich, das bereits Feinde genug hatte, gab sich die Miene, diese Erklärungen und deren Absicht zu ignorieren und die bei dem Reichstage abgegebene Deklaration Schwedens als Akt des Gehorsams aufzufassen, zu dem die Reichsstände verfassungsmäßig verpflichtet seien. In Paris blieb ein schwedischer Geschäftsträger zurück, indessen Baron Toll nach Stockholm zurückkehrte, ohne irgend etwas ausgemacht zu haben. Diese Einzelheiten sind mir von dem schwedischen Gesandten in St. Petersburg persönlich mitgeteilt worden. Auf den Kaiser von Rußland hatten diese Schritte indessen erheblich eingewirkt. Dieser Monarch glaubte von den übrigen Staaten verlangen zu können, was ein Staat ihm spontan angeboten hatte.

Rußlands Verhandlungen mit Spanien, die Abberufung seines dortigen Gesandten, die unklugerweise gegen diese Macht erlassene Kriegserklärung, die Entlassung des Ministers, dessen darauf folgender plötzlicher Tod durch den ihm bereiteten Kummer herbeigeführt worden zu sein schien, die Abberufung des in Dresden accreditierten Ministers und die gegen Dänemark ausgestoßenen Drohungen waren einander während dieser Epoche Schlag auf Schlag gefolgt. Der russische Hof hatte darauf bestanden, daß Dänemark ihm Transportschiffe zur Beförderung der Truppen liefere, die in Holland zu landen bestimmt waren. Dänemark hatte nach Möglichkeit gezögert. Eine definitive Allianz gegen Frankreich wollte es erst abschließen, bezw. seine Schiffe den Russen erst zur Verfügung stellen, nachdem Rußland eine Armee nach Deutschland abgesendet hatte, um die Grenzen des Königreichs zu decken und demselben Schutz gegen die Franzosen zu bieten, die zu Gröningen, nur zwei Tagereisen weit von dem dänischen Staatsgebiete entfernt waren. Die Zeit verging mit Verhandlungen und der dänische Gesandte Baron Blome hatte es allein der persönlichen Hochschätzung des Kaisers zu danken, daß er nicht nach Hause geschickt wurde; schließlich aber wurde der Kaiser zu Entschließungen bestimmt, die sich in nahezu der umgekehrten Richtung bewegten.

Der einzige Hof, der sich von den russischen Vorschlägen hatte bestimmen lassen müssen, war derjenige von München. Ohne äußeren Anhalt, zwischen die beiden Kaiserhöfe gezwängt und von Preußen (das ihm den Anschluß an die Koalition selbst anriet) verlassen, konnte Bayern nichts weiter thun, als seinen Mitteln so viel Ausdehnung geben, daß eine Unterstützung durch dieselben Feinden und Freunden gleich beachtenswert erscheinen konnte. Nach diesem Plan ist vorgegangen und von dem Minister E. K. H. mit ebensoviel Geschicklichkeit als Erfolg verfahren worden.

Nachdem die österreichisch-russischen Siege die Eroberung Piemonts zum ersten Ergebnis gehabt hatten, begannen Anzeichen eines gewissen Zwiespalts bereits zu Tage zu treten. Höchst auffallend war bereits ein Umstand gewesen. Kaiser Paul, der aller Welt angekündigt hatte, daß er mit aller Macht gegen die usurpatorische

Regierung zu Felde ziehe und daß er jedermann in seinem legitimen Recht zu schützen gedenke, hatte niemals, und auch nicht als er seine Streitkräfte mit denjenigen des römischen Kaisers vereinigte, — erreichen können, daß der letztere eine analoge Erklärung über den Zweck des Krieges abgab. Österreich wußte das Geheimnis seiner Absichten zu hüten und seine Hintergedanken nur soweit zu entwickeln, als die Erfolge seines Verbündeten ihm Zutrauen einflößten. Die Besetzung Piemonts bildete dabei den ersten Stein des Anstoßes. Der von Kaiser Paul zur Rückkehr in seine Staaten eingeladene König von Sardinien wurde in Toskana festgehalten und an der Weiterreise verhindert — alsbald nach diesem Zusammenstoß aber wirkten die politischen Meinungsverschiedenheiten auch auf die militärischen Operationen. — Es war ausgemacht worden, daß die russische Armee sich unter dem Befehl des Generals Suworow in der Schweiz konzentrieren und daß der Erzherzog (sc. Karl) sich der Schweiz nähern solle, wenn die Russen sich in derselben eingerichtet haben würden. Dann sollte der Erzherzog sich nach Deutschland begeben, wo die österreichische Armee Mainz und Ehrenbreitenstein belagern werde. — Massena hatte diesen mit England vereinbarten Plan indessen erraten. Da er den gegen ihn vereinigten Truppen nicht die Zeit zum Angriff lassen wollte, warf er am 5. September den Erzherzog und am 25. September Korssakow zurück, indem er ihn aufs Haupt schlug. — Der Erzherzog hatte auf einen von beiden Armeen gemeinsam ausgeführten Angriff gegen die Franzosen bestanden und sogar Suworow abwarten wollen, der im Juli vom Hofe in das Hauptquartier entsendete Graf Franz Dietrichstein diesen Plan indessen bekämpft und dem Erzherzoge vor versammeltem Kriegsrate zugerufen, daß er nicht Rats zu pflegen, sondern zu gehorchen habe. Für Rußland bildete diese verfrühte Räumung der Schweiz durch die österreichischen Truppen einen Klagegrund, — für Österreich aber lag ein ebenso gewichtiger Klagegrund gegen die Russen vor, weil Korssakow ein Zusammenwirken mit dem Erzherzoge trotz der Mahnungen desselben verweigert und sich darauf berufen hatte, daß er allein von dem Feldmarschall Suworow Befehle entgegenzunehmen habe und daß er dieser noch harre. In voller Verzweif-

lung wandte der Erzherzog sich nach Schwaben, woselbst die Franzosen schon ziemlich weit vorgerückt waren: er warf den Feind zurück und hatte wesentliche Vorteile über denselben errungen, als Korssakows vollständige Niederlage ihn zum Vorrücken gegen die Waldkantone nötigte. Jetzt traf Suworow ein; trotz aller Wunder der Tapferkeit, die er verrichtete, blieb ihm aber doch nur der Rückzug nach Graubünden übrig. Den von ihm darüber erstatteten, ausführlichen und von den heftigsten Beschuldigungen gegen Herrn von Thugut und den General Melas begleiteten Bericht ließ der Kaiser in der (sonst völlig bedeutungslosen) St. Petersburger Zeitung abdrucken. Dieser Bericht des russischen Generals, in welchem es u. a. hieß: „Thugut hat mich getäuscht" und „die mir vom Feinde und von der Natur in den Weg gelegten Hindernisse sind nicht die größten gewesen", veranlaßte den Grafen Cobenzl zu den heftigsten, von dem Kaiser völlig unberücksichtigt gelassenen Reklamationen. — Seiner Entfremdung gegen den Wiener Hof hatte dieser Monarch übrigens schon früher Ausdruck gegeben. Als Graf Dietrichstein mit dem Erzherzog (sc. Joseph,[1]) eintraf, weigerte der Kaiser sich, den ersteren in Gatschina zu empfangen; alles was der Erzherzog mit seinen Vorstellungen erreichen konnte, war, daß man den Grafen zuließ, als an denselben die Reihe zum Kammerherrndienst gekommen war.

Des Kaisers vornehmlichste Anklage gegen Dietrichstein betraf dessen Verhalten in der Schweiz, außerdem aber hielt er denselben für ein Geschöpf des ihm (dem Kaiser) immer verdächtiger werdenden Grafen Thugut. Auf die Nachricht, daß Graf Dietrichstein, Marquis de Gallo und Prinz Ferdinand[2]) von Württemberg nach Rußland zu reisen beabsichtigten, hatte er ausgerufen: „So wird mein Palais also mit Politik befleckt werden." Marquis de Gallo[3]) und Graf

1) Der Erzherzog Palatinus Joseph war mit Pauls Tochter, der Großfürstin Alexandra († 1801) verlobt.

2) Prinz Ferdinand von Württemberg († 1834) war ein jüngerer Bruder des Königs Friedrichs I. von Württemberg, der Kaiserin von Rußland und der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich.

3) Dieser neapolitanische Diplomat hatte den Präliminarfrieden von Leoben vermittelt und namens des Kaisers Franz unterzeichnet, bei Abschluß des Friedens von Campo Formio aber nur anfänglich mitgewirkt.

Cobenzl gaben ihm Anstoß, weil sie bei Abschluß des Friedens von Campo Formio die Unterhändler gewesen waren und weil er sie im Verdacht hatte, sich mit hinterhaltigen Plänen zu tragen. Dazu, daß der vom Kaiser sonst gern gesehene Marquis de Gallo die Gunst des Monarchen verlor, hat übrigens auch der Herzog von Serra Capriola einiges beigetragen, weil er auf die Anwesenheit eines andern Ministers seines Hofes eifersüchtig war.

Graf Dietrichstein und seine Frau, geborene Schuwalow verließen St. Petersburg nach dreitägigem Aufenthalt, der Erzherzog (Joseph), Prinz Ferdinand, Fürst Auersperg und Graf Cobenzl, die zurückblieben, waren fortwährend Ausbrüchen der übeln Laune des Kaisers ausgesetzt. Mit dem Erzherzog hat der Monarch während des Gatschinaer Aufenthaltes kein Wort gewechselt und in seiner Erbitterung sogar daran gedacht, ihm Stubenarrest zu geben. — Was den Grafen Cobenzl anlangt, so hatte derselbe seit seiner Rückkehr alles Ansehen verloren. Eine widerwärtige Krankheit, von der er befallen war, hatte ihn noch häßlicher gemacht, als er bereits war, und ihm ein Aussehen gegeben, das ebenso abstoßend wirkte, wie es sein treuloser Charakter that. Er hatte, als er mit der Großfürstin Alexandrina als Vertreter des Erzherzogs per procurationem getraut werden sollte, dieser und ihrer Mutter, der Kaiserin, so lebhaften Widerwillen eingeflößt, daß beide Fürstinnen sich geweigert hatten, mit ihm, wie es der griechische Trauungsritus vorschreibt, aus der nämlichen Schale zu trinken. Die Trauung per procurationem kam in Wegfall und der Erzherzog hatte in Person kommen müssen. Bereits zur Zeit seines Eintreffens in Gatschina hatte der Kaiser aufgehört, mit dem Botschafter zu reden und seitdem ist die Ungnade, in welche derselbe gefallen, in beständiger Zunahme begriffen gewesen. Solange der Erzherzog in Rußland weilte, blieb der Kaiser dabei, denselben mit äußerster Kälte zu behandeln und sich in spitzigen Ausfällen gegen den Wiener Hof, dessen Politik und Agenten zu ergehen. „Seit meine Generale,“ sagte er einmal, „in Italien eingedrungen sind und daselbst Parmesankäse gegessen haben, haben sie denselben bezahlt.“ Ein anderes Mal sprach er seine Verwunderung darüber aus, daß man den Leuten nicht erlaube in ihre Häuser zurückzukehren

und ihr Eigentum in Besitz zu nehmen. Seine Mittags- und Nachmittagsunterhaltung bewegte sich fast immer über Gegenstände dieser Art und versetzte die Personen, an welche er in Gegenwart des Erzherzogs und seines Gefolges das Wort richtete, in außerordentlich schwierige Positionen.

Trotz seiner würdelosen Unterwürfigkeit hat Graf Cobenzl es nicht dazu bringen können, den Kaiser anderen Sinnes zu machen und seine gute Meinung wiederzugewinnen. Im Gegenteil ist die Erbitterung des Monarchen in der Zunahme begriffen und hat derselbe bereits am 29. September (1799) einen Erlaß an seine Unterthanen veröffentlicht, in welchem er mit der Zurückziehung seiner Truppen droht. Dieser Akt ist das erste Anzeichen einer Willensrichtung gewesen, die seitdem in die Erscheinung getreten ist.

Auf die Absichten des Kaisers hat auch der üble Ausgang der Expedition nach Holland erheblichen Einfluß geübt.[1]) Er war dieser Unternehmung immerdar abgeneigt gewesen, — seine Einwürfe gegen dieselbe waren aber von dem Kapitän Popham,[2]) einem beredten und gewandten Mann so erfolgreich widerlegt worden, daß er (der Kaiser) sich schließlich zu der von dem Chevalier Whitworth entworfenen Konvention bestimmen ließ. „Wohl denn, weil Sie es so wollen," hatte der Kaiser gesagt, „ich habe von der Sache keine günstige Meinung." Die Art der Bestrafung des Generals Hermann,[3]) die Absetzung Korssakows und andere Anzeichen der tiefen Verstimmung des Monarchen ließen darauf schließen, daß mit demselben nicht zu verhandeln sei, seit er sah, daß seine reinen und ehrlichen Absichten hier zu den Plänen seiner Verbündeten in Gegensatz gerieten, dort durch den Gang der Kriegsereignisse gekreuzt wurden.

---

1) Die unter dem Oberbefehl des Herzogs von York im August 1799 an der Küste Nordhollands gelandeten russisch-englischen Truppen (17 000 Russen und 26 000 Engländer) wurden vom General Brune bei Bergen geschlagen und mußten auf Grund einer mit diesem abgeschlossenen Kapitulation die Niederlande räumen.

2) Attaché der englischen Botschaft in St. Petersburg.

3) Derselbe war als Befehlshaber der nach Holland entsendeten russischen Expedition bei Bergen gefangen genommen und dafür seines militärischen Ranges entkleidet worden.

Am 8. November wurde an den Feldmarschall Suworow endlich der Befehl zur Heimkehr abgesendet und der kaiserliche Generaladjutant Fürst Schtscherbatow mit der Überbringung desselben beauftragt. Es geschah das zur Zeit des Eintreffens der Deputation aus Bayern, die unter Anzeichen so ungünstiger Natur nach Gatschina kam.

Der an Suworow gerichtete Erlaß rief bei den Anhängern der Koalition eine lebhafte Erregung und Unruhe hervor. Der Ritter Whitworth übergab in dieser Veranlassung eine energische und überzeugende Note, welche ein früherer Gesandter des Malteserordens in Berlin und Freund Whitworths, Namens Maisonneuve verfaßt und in welcher er auf mein Ersuchen die Interessen Bayerns nach Möglichkeit zum Ausdruck gebracht hatte. Eine ähnliche Note überreichte ich dem Minister Graf Panin, der in einer vortrefflichen Abhandlung die Konsequenzen dieser Maßregel nachwies. Wie könne Rußland (so fragte er) die Alliierten, die es selbst aufgesucht, verlassen und Kriegsgefahren preisgeben, welchen dieselben sich niemals ausgesetzt hätten, wenn Rußland sie nicht dazu vermocht hätte? Sich zurückziehen, nachdem man so bestimmte Sicherheiten geboten, so bestimmte Erklärungen erlassen habe, hieße Frankreich neues Selbstvertrauen und neue Kraft einflößen und ihm gewissermaßen eine Armee zur Bekämpfung der Koalition und der derselben zu Grunde liegenden Prinzipien liefern, — den eigenen politischen Kredit schwer gefährden und den Kabinetten von Österreich und England freie Bahn zur Verwirklichung etwaiger ehrgeiziger Pläne lassen. — Eine in diesem Sinne verfaßte Denkschrift sandte Graf Panin dem Grafen Rostopschin nach Gatschina. Rostopschin antwortete mit der Frage, ob Panin den Inhalt genau überlegt habe und ob er wirklich wünsche, daß seine Denkschrift dem Kaiser vorgelegt werde. „Ja", erwiderte Graf Panin, „ich ersuche Sie im Namen des Vaterlandes dringend darum und ich bitte Sie, diese meine Erklärung derselben hinzuzufügen." — Das Paninsche Memoire wurde dem Kaiser in der That vorgelegt, der durch das lange und ausführliche Gespräch bereits erschüttert worden war, das er Tags vor der Abreise des Prinzen Ferdinand mit diesem gehabt hatte: er widerrief den Rückzugsbefehl. — Prinz Ferdinand, der bei der erwähnten Unterhaltung

durch die Kaiserin unterstützt worden war, hatte vornehmlich die Österreich gemachten Vorwürfe erörtert, die Absichten dieses Kabinetts zu erklären und den Kaiser zum Wiederanschluß an die gemeinsame Sache zu bestimmen gesucht.

Der Kaiser hatte sich bei dieser Entschließung durch das Gefühl bestimmen lassen. Seine Umgebung wußte indessen die früheren Besorgnisse des Monarchen neu zu beleben und tausend Gründe gegen die Koalition geltend zu machen, welche von diesen Leuten niemals gebilligt worden war. Auf diese Weise wurde fertig gebracht, daß der Kaiser seine erste Ordre neu bestätigte. — Graf Panin war darüber in Verzweiflung, verbarg seine Meinung indessen nach Möglichkeit. Während Graf Rostopschin und dessen Freunde diese Entschließung als beschlossene Sache stolz verkündigten, ließ Panin nichts verlauten und erst vierzehn Tage, nachdem der endgültige Entschluß gefaßt worden war und es sich anders nicht machen ließ, machte er mehreren Mitgliedern des diplomatischen Korps darüber amtliche Eröffnungen.

Von der wahren Sachlage rechtzeitig unterrichtet, gab ich Ew. K. H. darüber Nachricht. Später stellte ich die Denkschrift vom 15. Jan. (sc. 1800) zusammen, in welcher ich die neue Kombination und ihre Bedeutung von Bayern erörterte. Ich besprach in derselben die Möglichkeit eines Subsidienvertrages mit England und die Bedingungen, unter denen die Armee Bayerns mit derjenigen Österreichs zusammenwirken könnte. Graf Panin hat seinerseits stets den besten Willen gezeigt — mit den guten Absichten eines Ministers, der trotz wohlverdienten Ansehens keinen Einfluß besaß und den Monarchen niemals zu sprechen bekam, war indessen nichts anzufangen.

Rußland muß seitdem als eine Macht angesehen werden, die dem gewissermaßen von ihm selbst entzündeten Kriege fernsteht, und diejenige Macht, welche ihr Anstoß gegeben hat (Österreich), sorgfältiger denn je überwacht. — Für Bayern war dieses Verhältnis zu günstig, als daß aus demselben nicht Vorteil gezogen werden sollte. Die durch den Vertrag von Gatschina gesicherte Garantie wurde nunmehr zu einem wichtigen Anhaltepunkte und alle unsere Schritte waren darauf gerichtet, die Geschicke Bayerns vor jedem Angriff von

seiten Österreichs sicherzustellen. Die Verhältnisse führten dazu, daß Rußland uns nachdrücklichen Schutz gegen ungerechte Zumutungen Österreichs bietet und daß es sich zu diesem Behuf mit dem Berliner Kabinett verständigt. Nur darauf kommt es dabei noch an, daß man die Gemüter nicht noch mehr verbittert und daß man vermeidet, dem bereits entzündeten Feuer neuen Nahrungsstoff zuzuführen.

Der Kaiser fuhr inzwischen fort, Bayern die befriedigendsten Sicherheiten zu bieten, und verständigte sich mit Preußen über die Bekräftigung des zu Gunsten Bayerns abgeschlossenen Garantievertrages. — Am 8. Januar hatte Graf Cobenzl einen Kurier seines Hofs empfangen, der die Vorschläge betr. die von Österreich verlangten Entschädigungen in Italien enthielt. Der Wiener Hof verlangte das Gebiet von Mailand, das gesamte Venetien, die drei römischen Legationen und die dem Kanton Graubünden benachbarten italienischen Bezirke (baillages); weiter schlug er vor, dem Könige von Sardinien Piemont abzutreten, der dafür dem Hause Österreich die Gebiete von Tortona und Novara zurückgeben sollte. Dafür versprach Österreich, sich in Deutschland nicht zu vergrößern, der Schweiz die volle Unabhängigkeit wiederzugeben und den Krieg gegen Frankreich mit neuen Streitkräften weiterzuführen. — Bei Ankunft dieses Kuriers hielt Cobenzl sich in Gatschina auf. Er schrieb an den ebendaselbst anwesenden Grafen Rostopschin und ersuchte denselben um eine Besprechung über wichtige Angelegenheiten. Rostopschin verwies den Grafen Cobenzl an den in St. Petersburg anwesenden „zu Verhandlungen mit den ausländischen Ministern speziell ermächtigten“ Grafen Panin, und Cobenzl mußte sich in das ziemlich entfernte St. Petersburg begeben, um Panin zu sprechen und dann nach Gatschina zurückzukehren, wo Rostopschin erst wenige Tage zuvor den schwedischen Gesandten speziell empfangen hatte. — Die österreichischen Vorschläge mißfielen dem Kaiser aufs höchste und entfremdeten denselben dem Wiener Hofe noch mehr. Er erklärte, daß er seine Armee an die Grenze zurückziehen werde, um seine eigenen Staaten und seine Freunde zu beschützen.

Österreich mußte sich jetzt sagen, daß alle Aussichten auf Versöhnung geschwunden seien. Dann ereigneten sich die bekannten

Anconaer Vorgänge,[1]) die zu Cobenzls vollständiger Diskreditierung führten. Nachdem er den Befehl erhalten hatte, sich am Hofe nicht mehr zu zeigen, war er in seinem Hause konfiniert und von aller Welt verlassen. Verschiedene Personen, die ihn aufsuchten, wurden mit Verbannung bestraft und schließlich den ausländischen Ministern auf Befehl des Kaisers angekündigt, daß jede Verbindung mit Cobenzl untersagt sei. Auf solche Weise wurde der Botschafter der ersten der europäischen Mächte wie ein Pestkranker behandelt und selbst von dem Verkehr mit seinen Kollegen ausgeschlossen.

Nachdem der Kaiser Gatschina verlassen hatte, sprach er mit niemand mehr, selbst der sonst von ihm besonders ausgezeichnete Ritter Whitworth war ihm verdächtig geworden. Dieser Minister hatte die Gemüter und die Interessen zu versöhnen versucht und zu Gunsten der Sache Österreichs gesprochen, dadurch aber seine eigene Sache zu Schaden gebracht. Der Kaiser suchte ihm Ungelegenheiten zu bereiten und verbannte unter Vorwürfen der ungerechtesten Art eine Madame Sherebzow, mit welcher Whitworth seit lange eng verbunden war und die der Kaiser trotz seines Hasses gegen ihre Brüder, die Fürsten Subow, bisher aus Hochschätzung geduldet hatte. Whitworth sollte dafür büßen, daß er den Grafen Cobenzl aufgesucht hatte: „Dieser Mann" sagte der Kaiser, „den ich für meinen Freund hielt, wird mein Feind werden, wenn sein Hof es ihm befiehlt." — Die Rückkehr des Großfürsten Konstantin (sc. von der italienischen Armee Suworows), die von diesem gegen die Österreicher ausgestreuten Verleumdungen und gewisse — weiter unten zu erörternde — häusliche Differenzen hatten den Kaiser dermaßen erbittert, daß er fast unnahbar wurde und nahezu jeden Tag durch Akte der äußersten Strenge bezeichnete. Über St. Petersburg lag ein wahrhafter Schrecken — man scheute einander aufzusuchen und anzureden, denn alles konnte falsch ausgelegt werden. Jedermann schien sich zu vollständiger Nullität zu verurteilen. Vor allem seufzte das diplomatische Korps unter diesem Zustande der Dinge. Obgleich dasselbe in der Summe gut zusammengesetzt war, bestanden doch Verschiedenheiten der Stimmung oder der Grundsätze. Der Herzog

[1]) Siehe oben S. 97.

von Serra Capriola trug lebhaften Haß gegen Österreich und dessen Ansprüche zur Schau, indem er Rußlands volle Aufmerksamkeit auf Italien zu richten suchte und dabei laut sagte, daß er für sein Vaterland weniger eine (doch nur vorübergehende) Franzosenherrschaft als die politische Erniedrigung fürchte, zu welcher Österreich dasselbe dauernd herabdrücken wolle und daß, wenn zwischen Thugut und Bonaparte gewählt werden solle, die Wahl nicht zweifelhaft sein könne. Weiter sagte er, die Grünröcke (sc. russischen Uniformen) müßten in Italien bleiben, um dem österreichischen Despotismus Schranken zu setzen. Desgleichen stellte er den Gegensatz zwischen der Aufführung der Neapolitaner und dem Verhalten der Österreicher in Ancona und den Proklamationen der Generale Naselli und Frölich in möglichst helles Licht. Sodann erörterte er die Angriffspläne gegen Malta, indem er die politische Unzweckmäßigkeit eines Verzichts auf den bereits vereinbarten Plan eines Malta betreffenden Zusammengehens Rußlands mit Neapel und England hervorhob. Er (Serra Capriola) hat denn auch die Genugthuung gehabt, sein Ziel zu erreichen und einen Beschluß darüber herbeizuführen, daß in Italien und dem Mittelländischen Meere ein russisches Armeekorps und eine russische Marinedivision zurückbleiben. — Wenig später hat derselbe Minister dem Kaiser in dessen Eigenschaft als Maltesergroßmeister namens der Provinzen Capua, Barletti und Messina gehuldigt. Diese Zuvorkommenheit des Königs von Neapel hat nicht wenig dazu beigetragen, den in Bezug auf diesen Punkt besonders empfänglichen Kaiser in seinen für Neapel günstigen Dispositionen zu bestärken. Andererseits hat dieser Minister sich über England und dessen maritimen Despotismus beklagt und den Minister Sardiniens angestiftet, alles über dessen Land eingebrochene Ungemach Österreich zur Last zu legen.

Der Natur der Sache nach hat ein solcher Zustand der Dinge auf die gegenseitigen Beziehungen der verbündeten Mächte den nachhaltigsten Einfluß üben müssen. Durch die Erfahrung über die Inkonvenienzen eines militärischen Zusammengehens mit Rußland belehrt, hat Österreich sich nur zögernd zu einer Änderung seiner Absichten entschlossen. Es trägt gegen Rußland große Deferenz, ich

möchte sagen, Respekt zur Schau, hat aber, indem es den Kaiser Paul durch kleine Mittel zu gewinnen oder festzuhalten sucht, in wichtigen Dingen keinen Schritt gethan, der dieser Absicht entspräche. So hat es hartnäckig verweigert, Rußland die nachgesuchte Erklärung über Zweck und Absicht des Krieges gegen Frankreich abzugeben. Weiter hat Österreich zu derselben Zeit, wo es Rußland um die Dalassung seiner Truppen noch zu bitten schien, England die den Russen verweigerte Erklärung zugehen lassen. Die Meinung ist dabei gewesen, daß man sich durch diese Erklärung ebensowenig band, wie England das seinerseits that. Österreich hat diese letztere Macht durch die denkbar verführerischsten Versprechungen zu sich hinüberzuziehen gesucht, während es alle irgend möglichen Maßregeln ergriff, um die Russen nunmehr allendlich dem Kriegsschauplatze fernzuhalten, auf welchem dieselben unbequeme Zeugen oder unwillkommene Gefährten sein würden. Sieht man die Proklamationen der Generale Frölich und Melas näher an, so wird man finden, daß in denselben der Russen niemals Erwähnung gethan, und aller Ruhm und aller Lorbeer des Feldzuges für die österreichische Armee allein in Anspruch genommen wird. Daß General Frölich einen für Rußland beleidigenden Artikel der Kapitulation (sc. von Ancona) hat durchgehen lassen, erscheint geradezu unglaublich, — noch unglaublicher ist freilich, daß er die vom Admiral Uschakow auf die Hafenbefestigungen gepflanzte Fahne hat entfernen lassen. Es kann schlechterdings nicht angenommen werden, daß der General eine so unangemessene Handlung von sich aus hat vornehmen lassen. Die Art und Weise, in welcher Graf Panin sich darüber nicht nur gegen den Grafen Cobenzl, sondern gegen alle Mitglieder des diplomatischen Korps geäußert hat, bewies, wie lebhaft der Kaiser darüber aufgebracht ist. — Nichtsdestoweniger hat der Wiener Hof sein System scheinbarer Unterwürfigkeit und thatsächlichen Widerstrebens fortgesetzt und alle möglichen Wiedergutmachungen angeboten, ohne in einem wesentlichen Punkte nachgegeben zu haben. Obgleich Cobenzl dem Kaiser ein Gegenstand des Abscheues und der Verachtung geworden ist, läßt man ihn auf seinem Posten. Der Monarch hat den Genannten mit täglich wiederkehrenden Demütigungen überschüttet,

ohne daß Herrn von Thuguts Geduld dadurch erschüttert worden wäre: man scheint den Botschafter zum Sühnopfer für den Zorn des Kaisers bestimmt zu haben. Graf Cobenzl hat wiederholt um seine Abberufung gebeten, dieselbe aber nicht erlangen können. Man hat gewollt, daß er aus eigener Initiative abreise und daß man dadurch der Verpflichtung zur Bezahlung seiner Schulden überhoben werde. Herr von Kalitschew hat berichtet, daß Herr von Thugut bezüglich der Stellung Cobenzls in St. Petersburg niemals den Mund geöffnet habe. — Vergebens fragt man sich nach der Absicht, aus welcher der Wiener Hof einen für den St. Petersburger Hof bürgerlichen toten Mann auf seinem dortigen Posten läßt, vergebens fragt man, welche Verhandlungen durch einen unfahrbar gewordenen Kanal geleitet werden sollen.

Österreich hat aber nicht nur diese Beleidigungen ignoriert, sondern auch kein Wort der Klage über die Abberufung des Grafen Rasumowski verlauten lassen, den es zu behalten gewünscht hatte und dessen Belassung ihm zugesagt worden war. England hat dagegen aus Unzufriedenheit mit Rußland und in der Besorgnis, zu Plänen für einen abermaligen Feldzug in Gemeinschaft mit einem so unbeständigen und reizbaren Monarchen veranlaßt zu werden, Pophams Abreise immer wieder hinausgeschoben und das Gerücht verbreiten lassen, derselbe werde wegen der Vereisung der Ostsee seinen Weg nach St. Petersburg durch das Mittelländische Meer nehmen. Den Wunsch, eine abermalige Landung in Holland vereinbart und die dort befindlichen Truppen dazu verwendet zu sehen, hegt England aber immer noch. Was dagegen die Pläne Dumouriez'[1]) und dessen große Entwürfe für Expeditionen in die Normandie und nach Holland anbelangt, so habe ich gute Gründe für die Annahme, daß England an denselben in keiner Weise beteiligt ist. Ritter Whitworth hat

1) Der am 4. April 1793 von der Sache der Republik abgefallene und in das österreichische Lager geflüchtete General Dumouriez (geb. 1739, † 1823 in England) hatte sich im Sommer 1799 nach Mitau zu Ludwig XVIII. begeben, mit diesem einen Landungsplan entworfen und es übernommen, den Kaiser Paul zur Genehmigung und Ausführung desselben zu bestimmen. Anfangs günstig aufgenommen, wurde er später genötigt, St. Petersburg mit einem Geldgeschenk zu verlassen.

die Kunde von dem Eintreffen Dumouriez' mit einer Kälte aufgenommen, die durchsehen zu lassen scheint, daß er keinen bestimmten Auftrag habe, dessen Vorschläge und Wünsche zu unterstützen. Dumouriez ist vollständig isoliert in seinen Gasthof eingesperrt und nahezu des Nötigsten entblößt. Seine Anwesenheit in St. Petersburg bildete für alle die, die ihn hier wußten, den Gegenstand der Verwunderung. Er wird von einigen angeblichen Sendlingen aus Mitau, die ihn für ein gefügiges Werkzeug ihrer Absichten hielten, belästigt und verwünscht seinen politischen Glaubenswechsel und die Stellung des reuigen Sünders, in welche er geraten ist. Unter dem Eindruck der Gewaltstreiche des Despotismus, die er täglich vor Augen hat, soll der General wieder zum Republikaner geworden sein — den Kaiser hat er nur einmal auf der Parade gesprochen. — Mit dem in Mitau residierenden französischen Hofe unterhält Paul I. noch gewisse Beziehungen, die indessen einen kindischen Charakter angenommen haben, sich auf den Austausch von Orden und dergleichen beschränken und zu gelegentlichen Lobhudeleien führen, in denen von den intimen Beziehungen zwischen dem beschützten Könige und seinem Beschützer, dem Kaiser, gefabelt wird. In Wirklichkeit befindet der König sich in einer knechtischen Abhängigkeit und muß er die Fristung seiner Existenz mit Herabsetzungen und mit dem Ärger darüber bezahlen, daß seine treusten und ergebensten Anhänger einer nach dem andern ausgewiesen werden: Paul I. liebt und beschützt die Monarchie, nicht aber diesen Monarchen. Von den Getreuen desselben hat einer nach dem andern die kaiserliche Ungnade erfahren. Der Herzog von Broglie ist nach Riga verwiesen. Graf St. Priest seines Amtes entsetzt worden, Graf Choiseul-Goussier hat gleichfalls seine Stellung in St. Petersburg eingebüßt, um ebenso wie Marquis Lambert ausgewiesen zu werden. Graf Rostopschin, der ein erklärter Feind der Koalition und eifriger Verfolger der in russische Dienste getretenen Ausländer ist, hat den Kaiser zu diesen feindseligen Entschließungen bestimmt und demselben unaufhörlich wiederholt, Rußland habe die übrige Welt nicht nötig und sei in der Lage, jederzeit wieder auf den politischen Plan treten und diejenige Rolle zu spielen, die es für zweckmäßig halte. Weiter redet er dem Kaiser ein, daß die

Armeen S. M. den größten Unannehmlichkeiten und Verlusten ausgesetzt seien, die ihr von den eifersüchtigen Verbündeten wahrscheinlich absichtlich bereitet würden. Die von dem Großfürsten Konstantin nach dessen Rückkehr geführten Reden haben den Monarchen in diesen Anschauungen bestärkt und seine Abneigung gegen Österreich vermehrt. Obgleich Österreich sich die Miene gegeben hat, neue Feldzüge in Vorschlag zu bringen und obgleich der Feldmarschall einen bezüglichen Plan vorgelegt hat, wurde die Lossagung von der Koalition beschlossen und der bezügliche Entschluß Ew. K. H. durch zwei Schreiben des Kaisers zur Kenntnis gebracht. Wenig später ist auch ein Kurier mit dem Befehl zur Heimkehr an die in England befindliche Flotte abgefertigt worden.

So lagen die Dinge, als ich Rußland am 19. Februar 1800 verließ.

II.

Ein eigentliches System besteht in Rußland nicht mehr. Rußlands Politik ist mit den Willensakten seines Herrschers gleichbedeutend und diese Willensakte werden durch Leidenschaften bestimmt, die zu heftig sind, als daß mit denselben gerechnet werden könnte. Die Absichten des Kaisers sind indessen immer dieselben. Vielleicht ist noch niemals jemand von einer und derselben Idee so unveränderlich beherrscht, von der nämlichen Empfindung so ausschließlich erfüllt gewesen wie dieser. Desto merkwürdiger erscheint es, daß diese Beständigkeit der Grundsätze mit einer ebenso großen Veränderlichkeit rücksichtlich der ergriffenen Mittel gepaart ist. Ängstliche Ehrlichkeit, der aufrichtige Wunsch, jedermann zu seinem Rechte verholfen zu sehen und ein tiefgewurzelter Hang zum Despotismus — eine gewisse Ritterlichkeit, die zu den großmütigsten wie zu den zweifelhaftesten Handlungen führt — durch diese Impulse hat Paul I. sich in seinen Beziehungen zu den übrigen Mächten bestimmen lassen. Daß er an die Spitze der Koalition trat, ist nicht aus Erwägungen

des Staatsvorteiles, sondern aus Impulsen des Gefühls geschehen. Wenn er zu Anfang seiner Regierung die entgegengesetzte Richtung befolgte, so geschah das, weil Herr von Besborodko noch an der Spitze der Geschäfte stand und weil dieser von den Grundsätzen Katharinas II. erfüllt war, welche bis kurz vor ihrem Ableben die übrigen Mächte (sc. gegen Frankreich) anstiftete, ohne jemals selbst etwas zu unternehmen. Vielleicht auch, weil die Kaiserin am Ende ihrer Tage zu veränderten Maßnahmen Miene macht, hat der Kaiser sich damals die Miene gegeben, nichts zu thun, wozu sie die Richtung angegeben hatte. Aus Achtung vor dem alten Minister ließ er denselben an der Spitze der Geschäfte, unzweifelhaft aber wäre Fürst Besborodko entlassen worden, wenn er länger als ein Jahr gelebt hätte. Noch bei Lebzeiten desselben waren zufolge der Wegnahme Maltas dem Kaiser die Ideen zu Kopfe gestiegen, die er seitdem entwickelt hat. Er wollte zum Wiederhersteller Europas werden und alles verübte Unrecht wieder ausgleichen. Dabei schrieb er sich die Macht zu, alles nach seinem Willen einrichten zu können. Mit der Annahme, daß *seine* Erklärung, „weder aus Rücksichten des Interesses noch des Ehrgeizes vorgehen zu wollen“, ausreichend sein werde, die übrigen Mächte zu gleichen Entschließungen bestimmen zu können — mit diesem Wahne hat er sich getäuscht. Österreich hat seine Absichten versteckt, weil es seiner (des Kaisers) und seines Einflusses bedurfte, um die öffentliche Meinung wiederzugewinnen und den Bann des Schreckens zu brechen, der sich über Frankreichs militärische Erfolge von 1796 und 1797 und seine eigenen Unternehmungen von 1798 und 1799 über Europa gebreitet hatte. — Der Kaiser Paul war mit durchaus graden Absichten in die Koalition getreten und hatte die Erklärung, daß er Frankreichs gottlose Regierung stürzen wolle, ehrlich gemeint. Auch damit hatte es seine Richtigkeit, daß er nichts für sich und alles nur für diejenigen wollte, die um ihr rechtmäßiges Eigentum gebracht worden waren. Wer die Absichten der Alliierten des Kaisers irgend kannte, *mußte* indessen voraussehen, daß dieselben mit denjenigen Pauls I. zusammenstoßen würden. Je rascher die Dinge sich weiter entwickelten, desto deutlicher hat die Politik der Verbündeten des Kaisers sich verraten und ihn und seine

ehrlichen Absichten in heftigen Gegensatz zu denjenigen gebracht, denen er sich angeschlossen hatte. Dem Kaiser ist seitdem alle Politik verhaßt, — alle Reden, die er damals gehalten, strömten von Ausfällen gegen die Politik und ihre Agenten über. Es verletzte ihn tief, daß man hatte denken können, er werde jemals seine Waffen dazu hergeben, ungerechte Ansprüche zu unterstützen und den Mithelfer bei schmählichen Beraubungen abzugeben. Er zog sich auf sich selbst zurück und schüttete seine Verachtung über diejenigen aus, die er von Grundsätzen getränkt glaubte, die den seinigen entgegengesetzt waren.

Hätte Paul I. die Menschen und die Zeit besser gekannt, so hätte er nicht in den seltsamen Fehler verfallen können, zu glauben, daß dieselben kein anderes Interesse als dasjenige der Gerechtigkeit verfolgten. Er hätte es in solchem Falle nicht unternommen, mit Hilfe der übrigen Mächte das absolut Gute zu thun, sondern sich mit dem möglichst Besten begnügt. So wie er die Sache angriff, hat er selbst verschuldet, daß seine edlen Absichten nicht nur unausgeführt geblieben sind, sondern daß sie Schaden angerichtet haben. Er hat die Leute vor den Kopf gestoßen und denjenigen Leidenschaften, die er zurückdrängen wollte, zu neuem Aufschwung verholfen. Endlich hat er Rußland um sein Ansehen und seinen politischen Kredit gebracht, indem er der Politik dieses Landes die Unbeständigkeit seines Charakters und die Maßlosigkeit der Leidenschaften aufprägte, von denen er selbst beengt wird. — Und in der That — wie soll man auf Allianzen rechnen, die durch eine Laune aufgelöst werden können, und wie soll man den Erfolg weittragender Unternehmungen von den zufälligen Launen eines Verbündeten abhängig machen? England und Österreich haben denn auch bewiesen, daß sie die Mitwirkung eines solchen Verbündeten nicht allzuhoch anschlagen. Sie haben sich auf freundschaftliche und achtungsvolle Vorstellungen beschränkt, Schritte zu Erneuerung des früheren Verhältnisses aber eigentlich nicht gethan.

Der Kaiser hat indessen mit verschiedenen anderen Mächten verhandelt und mit Bayern, Schweden und Portugal noch Verträge abgeschlossen, als er bereits im Begriff war, seine Truppen zurück-

zuziehen. Alle diese Verträge sind Garantieverträge und schließen die Verpflichtung zu gegenseitiger Unterstützung gegen ungerechte Angriffe ein. Sie tragen sämtlich den Stempel der Rechtlichkeit und Ehrlichkeit, welche dem Charakter des Kaisers eigen ist. Aus diesen Dispositionen desselben läßt sich darum in allen denjenigen Fällen großer Nutzen ziehen, in denen man durch eine benachbarte Macht angegriffen oder in seiner Existenz bedroht wird. — Für Großmächte ist der Kaiser ein höchst lässiger Verbündeter, während er für kleinere Staaten zu einem außerordentlich nützlichen Beschützer werden kann. Die Gemeinschaft mit ihm kann ermüdend und lästig — seine Feindschaft dagegen höchst gefährlich werden. Es erklärt sich das einfach daraus, daß bei gemeinsamen Unternehmungen, die geringste Meinungsverschiedenheit, der kleinste Nebenumstand zum Vorwande für ein Auseinandergehen gewonnen werden kann: geht er dagegen allein gegen einen Dritten vor, so muß er entweder siegen oder bekennen, daß er geschlagen worden sei.

Aus diesem Grunde fürchtet Österreich den Kaiser ebenso als Verbündeten wie als Gegner. Diese Macht weiß, daß er ihr nichts durchgehen läßt, was *seine* Sicherheit gefährden könnte. Ich möchte darum annehmen, daß Österreich auf Vergrößerungen nach Osten, Süden und Norden Verzicht leisten wird, solange dieser Monarch am Leben ist. Haben kleine Händel und auf den Süden gerichtete Begehrlichkeiten Österreichs den Kaiser Paul I. bereits so heftig gegen diese Macht aufgebracht, wie das gegenwärtig der Fall ist, so würden Maßnahmen, die den von ihm übernommenen Verpflichtungen *direkt* zuwiderliefen, ihn aufs äußerste bringen. Die Art und Weise, in welcher er den österreichischen Botschafter behandelt hat, findet in den Annalen der Diplomatie nicht ihresgleichen, — aber auch gegen England verfährt er mit einer Rauheit, die durchsehen läßt, daß alle Rücksichten für ihn aufhören, wenn er sich in den Prinzipien verletzt glaubt, die ihm am meisten am Herzen liegen.

Gegen Frankreich hegt der Kaiser von Rußland gegenwärtig die direkteste Feindschaft, weil er die Regierung dieses Landes für eine usurpatorische ansieht: auf Kriegsfuß steht er mit Frankreich indessen nur an *einem* Punkte, auf Malta. Mit Spanien steht er gleich-

falls im Kriegsverhältnisse, obgleich Akte der Feindseligkeit zwischen den beiden Ländern nicht in Ausführung gekommen sind; zwischen ihm und Österreich besteht ein Verhältnis des Hasses, dessen Besserung schwierig erscheint, weil es sich um wirklich tiefgehende Verschiedenheiten handelt. Zwischen England und dem Kaiser besteht Kälte, Dänemark gegenüber Gleichgültigkeit. Den König von Sardinien beschützt Paul I., weil dieser Fürst im Unglück ist, — Neapel ist die einzige Macht, die er auf dem Herzen trägt und das vornehmlich, weil der Gesandte derselben die größte Abneigung gegen Österreich zur Schau trägt, — mit der Pforte ist er verbündet, weil dieses Verhältnis ihm pikant erscheint. — Des Kaisers Verhandlungen mit Preußen sind die einzigen, die dem politischen Herkommen entsprechen. Die Beziehungen zu diesem Staate sind durch den Grafen Panin geordnet worden, der methodisch und ordnungsmäßig zu verfahren gewohnt ist und auf das Einverständnis mit Preußen ebensoviel Gewicht legt, wie es sein Oheim that.[1])

Sind die vorstehenden Ausführungen zutreffend, so ergiebt sich aus denselben, daß Rußland zu den übrigen Mächten so steht, wie ein Individuum zum andern. Nicht Kombinationen und Berechnungen, sondern Leidenschaften und Empfindungen sind für das obwaltende Verhältnis maßgebend gewesen; — der Kaiser verfolgt Wünsche, aber keine Pläne und auf die Ausführung von Entschließungen, für welche es der Überlegung und der Vorbereitung von langer Hand bedarf, ist bei ihm nicht zu rechnen. Für Bayern ist es nichtsdestoweniger von der höchsten Wichtigkeit, sich seinen Schutz und seine Freundschaft zu erhalten. Einen wirksameren Rückhalt gegen etwaige Feindseligkeiten Österreichs kann Bayern nicht gewinnen. Davor aber wird man sich hüten, Paul I. noch heftiger gegen Österreich aufzubringen. Käme es zum Kriege zwischen ihnen, so würde Österreich schlechterdings keine Rücksichten mehr auf Rußland, und vollends keine Rücksicht auf uns nehmen, während die Furcht vor dem

---

1) Der frühere Minister des Auswärtigen, damaliger Vizekanzler Graf Nikita Petrowitsch Panin (geb. 1771, † 1837), war ein Brudersohn des Grafen Nikita Iwanowitsch Panin, der Pauls Erzieher und als vieljähriger Minister ein lebhafter Anhänger Friedrichs des Großen gewesen war (geb. 1718, † 1783).

Kriege mit einem so fanatischen Monarchen, den Wiener Hof bestimmen wird, uns in demselben Maße rücksichtsvoll zu behandeln, in welchem Bayerns Interessen von Rußland wert gehalten werden.

Ein außerordentlich wichtiges Mittel zur Erreichung dieses Zwecks würde die Auswahl eines gewandten Ministers von offenem Charakter und freimütiger Art im Verkehr und bei Verhandlungen sein.

III.

Mit dem Vorstehenden ist bereits gesagt worden, daß es in Rußland nur eine bewegende Kraft, nur einen Willen, nur ein Individuum giebt. Dieses Individuum ist der Kaiser. Er ist der vollständigste Despot, der jemals gelebt hat. Was er will und wünscht, ist in St. Petersburg leitendes Prinzip für alles Wollen und Empfinden. Von der Natur mit viel natürlichem Verstande, einem edlen und selbst gefühlvollen Herzen ausgestattet, hat er dreißig Jahre lang unter dem Druck beständigen Zwanges gestanden, und seine Gedanken wie seine Empfindungen beständig verschließen müssen. Sobald er zum Herrscher geworden war, ist das, was er hatte verschließen müssen, mit furchtbarer Gewalt hervorgebrochen.

Der Tod seines Vaters hatte auf ihn tiefgehenden Eindruck gemacht, die verstorbene Kaiserin ihn förmlich in Schrecken gehalten. Er war von dem Gedanken bedrückt, niemals auf den Thron zu gelangen, und sah seine Existenz für ein Problem an. Gegen vertraute Freunde hat er sich wiederholt in diesem Sinne ausgesprochen und der Gräfin Rosenberg, die er auf der Reise kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, einmal das Folgende gesagt: „Man wird mich niemals auf den Thron gelangen lassen und ich rechne auch nicht darauf. Sollte das Geschick aber wollen, daß ich Kaiser werde, so werden Sie sich über das, was Sie alsdann sehen werden, nicht wundern dürfen. Sie kennen mein Herz, aber Sie kennen diese Leute (die Russen) nicht — ich aber kenne sie und weiß, wie man mit ihnen umzugehen hat.“ (Dieser Ausspruch ist mir von Herrn von Haugwitz mitgeteilt worden, der ihn aus dem eignen Munde der Gräfin hat.)

Kaum war er auf den Thron gelangt, so bewies Kaiser Paul seinen Abscheu vor dem Ereignis von 1762 und beschloß, den unheilvollen Folgen zuvorzukommen, die Peter der Große heraufbeschworen hatte, als er die Thronfolge von der Entschließung und Wahl des jedesmaligen Herrschers abhängig machte. Paul, der von den Ereignissen von 1762 für sich selbst zu fürchten gehabt hatte, hat ein dem salischen nachgebildetes Gesetz erlassen, das die Frauen von der Thronfolge fern hält und dieselbe ein für allemal dem ältesten männlichen Sprossen seines Hauses zuspricht.

Gegen die Personen, die ihm während seiner Großfürstenzeit zugethan gewesen waren, hat der Kaiser große Dankbarkeit gezeigt. Die Kurakins haben die ersten Stellungen erhalten, und Rostopschin, der sogleich befördert wurde, ist im Begriff, eine sehr große Rolle zu spielen. Weiter ist die letzte Thronbesteigung von verschiedenen Akten der Gerechtigkeit begleitet gewesen. Der König von Polen wurde eingeladen, nach St. Petersburg zu kommen, im Marmorpalast untergebracht und mit besonderer Rücksicht behandelt. Bei seinem Leichenbegängnis hat der Kaiser die dreizehntausend Mann, die das Trauergefolge bildeten, in Person befehligt. Koszciusko wurde aus dem Gefängnis befreit und mit Wohlthaten überhäuft, die er hätte dankbarer, als geschehen ist, anerkennen können. Der Kaiser hat ein so starkes Rechtsgefühl, daß, wenn es auf ihn allein angekommen wäre, Polen seine Unabhängigkeit wiedererlangt hätte. Dem Fürsten Besborodko[1]) hat er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertragen und ihn mit Ehren und Gütern überschüttet.

Wenig später trat die außerordentliche Heftigkeit, die dem Kaiser immerdar eigentümlich gewesen war, die er aber bis dahin mehr oder minder hatte eindämmen müssen, in so erschreckender Weise hervor, daß die Kurakins für sich zu fürchten begannen. Sie versuchten eine Partei zu bilden, an deren Spitze sie die Kaiserin zu bringen versuchten, indem sie sich dabei des Fräulein Nelidow bedienten. Dieser Plan scheiterte an dem Grafen Kutaissow, einem bei Oszakow

---

1) Besborodko hatte dem Kaiser unmittelbar nach Katharinas Tode die auf seinen (Pauls) Ausschluß vom Throne bezüglichen Dokumente überliefert.

gefangen genommenen Türkensklaven, der in den Dienst des Monarchen gesteckt worden war, und den dieser hatte erziehen lassen, um ihn zu seinem Kammerdiener und sodann zu seinem Vertrauten zu machen.

Kutaissows Geschichte ist bekannt — sie gehört unter die Beispiele unerhörter Glückserfolge, wie sie allein unter einem despotischen Regiment vorkommen. Kutaissow hat die Geschmeidigkeit und Geschicklichkeit seiner Landsleute und eine genaue Kenntnis der Eigenschaften seines Herrn. Er ist weder bösartig noch verfolgungssüchtig, entbehrt dafür aber aller sittlichen Begriffe, die ihn hätten befähigen können, sich so zu betragen, wie es seine Stellung und die Würde seines Herrschers verlangten. Kutaissow ist entschiedener Gegner der gegen Frankreich gerichteten Koalitionspolitik und trifft in diesem Punkte mit dem Grafen Rostopschin zusammen, dessen Einfluß sich auf den seinigen (Kutaissows) stützt. Danach wird man sich von der Stärke dieser Partei und von dem Umfange der Mittel eine Vorstellung machen können, womit sie auf den Kaiser einwirken kann. Es ist über die Gründe vielfach gestritten worden, aus denen der plötzliche Umschlag in den politischen Entschließungen dieses Monarchen eingetreten ist. Kein Zweifel, daß die piemontesische Angelegenheit, die Meinungsverschiedenheiten wegen der Räumung der Schweiz, und die Hartnäckigkeit, mit der Preußen auf seiner Neutralität beharrte, den Kaiser allmählich verstimmt haben, und daß er bereits bei der Veröffentlichung des berufenen, an seine Unterthanen gerichteten Manifestes vom 12. September daran gedacht hatte, sich von der Koalition zurückzuziehen. Jedoch liegt die Annahme nahe, daß noch andere Gründe auf die Entfremdung zwischen dem Kaiser und dessen Verbündeten hingewirkt haben, und daß gewisse einflußreiche Personen in diesem Sinne auf ihn eingewirkt und den eingetretenen Gegensatz zu der Schärfe getrieben haben, die er jetzt erreicht hat. Personen, die Land und Leute kennen, behaupten aus guten Gründen zu wissen, daß Kutaissow in diesem Sinne thätig gewesen sei, und zwar auf Veranlassung einer französischen Schauspielerin, der Madame Chevalier. Diese Dame ist in St. Petersburg zu einer sehr wichtigen Person geworden. Als Geliebte Kutaissows ist sie von einem ganzen Schwarm von Ränkeschmieden

und Ehrgeizigen umgeben, darunter von Personen der höchsten Gesellschaft, die sich nicht schämen, um ihre Unterstützung zu betteln und ihr Gesuche der schmählichsten Art zu unterbreiten. So bezahlt z. B. der Oberkammerherr Graf Scheremetjew für die Loge, die er an ihren Benefizabenden nimmt, regelmäßig die Summe von dreitausend Rubeln. Gold und Geschenke regnen auf diese Person herab, der auch der Kaiser zu verschiedenen Malen reiche Gaben hat zugehen lassen, obgleich er kein Entgelt dafür verlangt hat und alle bezüglichen Behauptungen durchaus unbegründet sind.

Anfänglich war die Kaiserin bemüht, Frau Chevalier beiseite zu schieben; dank Kutaissow, der sie sich beigelegt hat, ist diese Frau aber heute gegen alle Feindseligkeiten gesichert. Der Kaiser hat ihr sogar eine Loge in der Eremitage zum alleinigen Gebrauch bewilligt und sie von der Verpflichtung zu öffentlichem Auftreten vor dem Publikum entbunden. Sie ist hübsch und liebenswürdig, hat früher in Lyon und in Hamburg gelebt und einen entsetzlichen Taugenichts zum Manne genommen — einen Kerl, der früher Vertrauter von Collot d'Herbois und dessen Helfershelfer bei den berüchtigten Lyoner Füsilladen gewesen war. Dieser abscheuliche, allein auf Schändlichkeiten bedachte Geselle übt großen Einfluß auf seine Frau, die in seinen Händen zu einem gefährlichen Werkzeug geworden ist. Herr von Haugwitz, der die Dame genau kennt, hat mir darüber mancherlei wohlverbürgte Einzelheiten mitgeteilt, unter anderm, daß Chevalier während der letzten Reise des verstorbenen Königs von Preußen nach Pyrmont gekommen war und alles Denkbare versucht hatte, um seine Frau bei dem König oder Herrn von Haugwitz anzubringen. Da dieser letzte von Beziehungen der Pariser Demokraten zu dem Ehepaare Kenntnis erhalten hatte, hat er dasselbe fortgeschafft. Und diese selben Leute sind es, die gegenwärtig in St. Petersburg Gnaden verteilen und um alle Staatsgeheimnisse wissen! Chevalier, der früher Tänzer der erbärmlichsten Art war, ist hier Ballettmeister geworden, hat vom Kaiser den Rang eines Kollegienassessors[1]) erhalten und die

1) Der Rang eines Kollegienassessors entsprach dem eines Hauptmanns (achte Rangklasse) und verlieh damals den erblichen Adel.

Frechheit soweit getrieben, daß er die Hoffnung aussprach, das Kreuz des Malteserordens zu erhalten. Wer weiß, ob ers nicht dazu bringt — hat Kutaissow doch diesen Orden erlangt.

Aus den vorstehend berichteten Thatsachen und mit Rücksicht darauf, daß Chevalier seine Frau beherrscht, diese auf Kutaissow und Kutaissow auf den Kaiser uneingeschränkten Einfluß übt, liegt es nahe, gewisse Schlußfolgerungen zu ziehen. Kutaissow besucht allabendlich Frau Chevalier und begiebt sich von dort in das Palais, wo er die früher von den Günstlingen der Kaiserin (sc. Katharina) bewohnten Gemächer inne hat. Eins dieser Zimmer ist unter dem des Kaisers und ist durch eine geheime Treppe damit verbunden. Herr und Diener können einander sehen, so oft sie wollen.

Über die Kurakins und über deren frühere Pläne ist das Folgende zu berichten. Einer dieser Herren war Minister des Auswärtigen, der andere Generalprokureur — beide sind ihrer Stellungen enthoben worden, Fräulein Nelidow aber wurde verbannt, und die Kaiserin büßte ihren Einfluß auf den Kaiser und dessen Vertrauen ein. Die Gunst, worin Kutaissow steht, hat dadurch ihren Höhepunkt erlangt; er ist der intimste Vertraute des Kaisers geworden, weicht nicht mehr von seiner Seite und hat den Posten eines Oberstallmeisters, das Malteserkreuz, den Alexander-Newski- und den Annenorden erhalten. Die Kaiserin spielt seitdem eine höchst untergeordnete Rolle. Sie ist nicht ohne Verstand, aber charakterlos und mit einem ausgesprochenen Hange zu kleinen Intriguen behaftet und für Dienstbotenklatschereien zugänglich. Die Vorliebe für ihren Bruder, den Prinzen Ferdinand, [1]) hat sie zur Parteigängerin Österreichs gemacht, und das bedeutet die schlechteste Empfehlung, die man bei dem Kaiser überhaupt haben kann. Früher war der Monarch ein musterhafter Ehemann und Vater, der die Bethätigung seiner Zärtlichkeit gegen Frau und Kinder bis zur Affektation trieb. Nachdem er sich aber hat einreden lassen, daß ein Komplott bestanden habe, ist es um sein Vertrauen geschehen, und kann es nicht wiedergewonnen werden.

1) Herzog Ferdinand von Württemberg war zugleich mit seinem Bruder, dem späteren König Friedrich I., unter Paul I. aus dem preußischen in den russischen Militärdienst übergetreten († 1834).

Die Personen, die ihn der Kaiserin entfremdet haben, haben überdies verstanden, ihn in anderweite Bande zu verstricken.

Des Kaisers Ergebenheit gegen Fräulein Nelidow war rein platonischer Natur und auf eine gewisse Übereinstimmung der Seelen gegründet. Diese Dame ist sehr häßlich, hat aber Verstand und Bildung.

Kutaissow sagte sich, daß der Kaiser in ein Verhältnis handgreiflicherer Natur gebracht werden müsse, wenn er dem gefürchteten Einfluß der Kaiserin vollständig entrückt werden sollte. Er warf sein Auge auf die Fürstin Lapuchin, die Tochter des Lapuchin, der an die Stelle des Fürsten Kurakin getreten war. Diese junge Dame war Ehrenfräulein der Kaiserin und von ziemlich hübschem Äußern; sie hat schöne schwarze Augen und die volle Frische ihres Alters, dabei nicht allzuviel Verstand, aber — wie man meint — sehr viel Temperament. Längere Zeit widerstand sie den Nachstellungen des Kaisers, dessen Huldigungen ihrer Eitelkeit schmeichelten, dessen Liebesversicherungen ihr Selbstgefühl jedoch nicht zu überwinden vermochte. In der Gunst des Kaisers machte sie täglich Fortschritte, und als Kutaissow einmal von dem Verlust der kaiserlichen Gnade bedroht war, wußte sie die Sache wieder ins Geleise zu bringen und die drohenden Wolken zu verscheuchen. Seitdem war der Günstling unablässig bemüht, sie dem Kaiser vollständig in die Hände zu spielen. Er wußte den Vater zu gewinnen, der als niedriger Hofmann — wie es fast alle Russen sind — seinen vollen Einfluß dazu aufwandte, die eigene Tochter an den Kaiser zu verkuppeln. Die Fürstin widerstand indessen noch einige Zeit — dann bequemte sie sich zu kleinen Zugeständnissen, und schließlich gestand sie dem Kaiser die letzte Gunst während des vorjährigen Sommeraufenthaltes in Pawlowsk zu. Sie wurde die anerkannte Geliebte des Monarchen, der ihr das große Malteserkreuz und den ersten Rang nach den Prinzen von Geblüt verlieh. Obgleich sie mit Gnaden überhäuft wurde, vermochte sie ihren Vater aber nicht vor der kaiserlichen Ungnade zu schützen. Lapuchin, der an der Stelle Kurakins Generalprokureur geworden war, verlor dieses Amt, das an Bekleschow überging, der es aber im Februar (1800) an Herrn Obeljaninow abgeben mußte. Dieser

ist der vierte Generalprokureur (Minister des Innern) seit dem Regierungsantritt Pauls I.

Maßlos in seiner Liebe wie in seinem Haß hat der Kaiser die Fürstin Lapuchin alsbald ermüdet. Sie behauptet Zweifel an der Treue und an der Beständigkeit des Kaisers zu hegen, bricht häufig in Thränen aus, behauptet vor Gram sterben zu müssen, wenn sie verlassen werde, und beschwört ihren hohen Freund, mindestens für ihre Zukunft zu sorgen und sie angemessen zu verheiraten. Der Kaiser hat zu diesem Zweck sein Augenmerk auf einen Fürsten Gagarin, den Sohn des Handelsministers, gerichtet, ihn zu seinem Generaladjutanten ernannt und ihm erlaubt, die Fürstin Lapuchin in seiner (des Kaisers) Abwesenheit zu sehen. Die Dame hat nicht ermangelt, den Adjutanten ebenso liebenswürdig zu finden wie seinen Herrn und diesem eine gewisse Abkühlung gezeigt. Zwischen gekränktem Stolz und Besorgnis vor Verletzung seiner Geliebten hin und her schwankend geriet der Monarch in eine Erregung, die jede Berührung mit ihm erschwert, und die nicht ohne Rückwirkung auf die Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten geblieben ist. Dieser Zustand dauert seit dem Dezember unverändert fort. Einmal kam es sogar zu einem Zwist mit der Lapuchin, die der Kaiser nicht mehr sehen zu wollen erklärte. Die Kaiserin suchte diesen Augenblick zur Wiederherstellung ihres eigenen Einflusses auszubeuten, indem sie die Zurückberufung des Fräulein Nelidow vorschlug und unter Beteuerungen ihrer Hingebung und Uneigennützigkeit erklärte, sie wisse sehr wohl, daß sie ihren Gemahl nicht mehr zu fesseln vermöge. Mit dieser Erklärung verband sie die dringende Bitte, Seine Majestät wolle seine Wahl mindestens auf eine seiner würdigen Person richten. Zu diesem Zweck schlug sie die alte Freundin Nelidow vor, die denn auch zurückkehrte, alsbald aber erklärte, daß sie nicht mehr bei Hofe erscheinen wollte, und damit Wort hielt. Nichtsdestoweniger ist das alte Verhältnis des Kaisers zur Lapuchin wiederhergestellt und ihr die Erlaubnis zu der — am 8. Februar erfolgten — Heirat mit Gagarin erteilt worden. — So lagen die Dinge wenigstens bei meiner Abreise von St. Petersburg, wo die Chevalier, Kutaissows Geliebte, mir die bezüglichen Mitteilungen gemacht hat.

Inzwischen sind mir neuere Nachrichten zugegangen, nach denen der Kaiser sich für diesen Sommer nach Pawlowsk zurückzieht, wo er vom Hofe und von den fremden Gesandten vollständig getrennt ist. Die Gagarin und ihr Mann sind gleichfalls in Pawlowsk, und die inzwischen vollzogene Verheiratung der Dame hat an dem Verhältnis, worin sie zum Kaiser steht, nichts geändert. Es läßt sich absehen, daß dieser nach Temperament und Phantasie liebesbedürftige Monarch von der Kaiserin angewidert ist und immerdar Maitressen und Günstlinge wird haben müssen. Allein zu diesen Gattungen gehörige Menschen können über einen Mann Einfluß und Herrschaft gewinnen, der der Tyrann aller Welt sein will, während er thatsächlich nur der Sklave seiner Launen ist.

Der Kaiser ist von der Vorstellung seiner Autorität so durchtränkt, daß er alles aus dem Wege räumt, was als deren Einschränkung angesehen werden könnte. Demgemäß vermehrt er die Zahl der Zeremonien und Feierlichkeiten, die ihm Gelegenheit bieten, umgeben von dem Glanz der Majestät öffentlich zu erscheinen, die Krone aufzusetzen und sich an der Spitze einer glänzenden und dabei knechtisch ergebenen Gefolgschaft zu zeigen. Unaufhörlich werden die Vorschriften darüber verändert, wie das Publikum St. Petersburgs sich bei dem Erscheinen des Kaisers und der Glieder seiner Familie zu verhalten habe. Zeigt er sich in den Straßen seiner Haupt- und Residenzstadt, so bleibt alles unbeweglich stehen — diejenigen natürlich ausgenommen, die (ohne jede Rücksicht auf Wind und Wetter) aus ihren Gefährten steigen müssen, um ihm die Reverenz zu machen. Allenthalben und zu jeder Zeit wird er von Polizeioffizieren begleitet, die jeden verhaften, der die vorgeschriebenen Huldigungsbeweise nicht mit der gehörigen Raschheit und Pünktlichkeit ausgeführt hat. Rang, Alter und Geschlecht machen in dieser Beziehung nicht den geringsten Unterschied. Der kleinste Verstoß wird von ihm als Verletzung der kaiserlichen Würde, wenn nicht als Zeichen einer Verschwörung angesehen. So ist es vor einiger Zeit vorgekommen, daß die von einer Schildwache verschuldete Unterlassung des Rufs „Wache heraus" dem Kaiser für das Anzeichen eines Komplotts galt, und daß der Großfürst, zu dessen Regiment diese Wache gehörte, sich die entsetzlichsten Vorwürfe

hat machen lassen müssen. Seitdem werden auf den Straßen, die der Kaiser besonders häufig passiert, Leute mit kräftigen Stimmen als Wachen aufgestellt, die, wenn das Signal gegeben wird, in wahrhaft entsetzliches Gebrüll ausbrechen. In einem anderen Falle sollte ein Garderegiment aus St. Petersburg verwiesen werden, weil zwei Offiziere desselben krankheitshalber nicht im Dienst erschienen waren, und weil der Kaiser dahinter einen geheimen Plan witterte. Es gab darüber so erregte Auseinandersetzungen zwischen dem Monarchen und dem Großfürsten Alexander, daß dieser infolge der damit verbundenen Aufregung drei Tage lang am Fieber daniederlag. Während ich mich noch in St. Petersburg aufhielt, hat der Kaiser den Fürsten Galyzin kassiert und das gesamte Regiment „Garde zu Pferde" weggejagt, weil das Beinkleid eines Soldaten gelblicher und der Säbel gekrümmter war als bei den übrigen. Es kommt vor, daß der Kaiser im einfachen Schlitten, und ohne daß irgend etwas sein Erscheinen ankündigt, wie der Blitz angefahren kommt, und daß die Gardeoffiziere, die ihn nicht erkannt und den Ruf „Wache heraus" unterlassen haben, kassiert oder bestraft werden. Diese Unglücklichen halten zuweilen den ganzen Tag gespannten Blickes Ausschau, um nicht überrascht zu werden. Auf dem Paradeplatz zeigt der Kaiser die äußerste Strenge. Bevor er in Gatschina erkrankte, hielt er bei jedem Wetter und zuweilen bei strengster Kälte Parade ab. Nicht selten sieht man ihn mit seinem Stock auf Offiziere losschlagen und sie degradieren. Dem Großfürsten Konstantin hat er in Gatschina einmal den Befehl erteilt, zwei Grenadieren, die seine Unzufriedenheit erregt hatten, je fünfundzwanzig Streiche zu verabfolgen. Er beschäftigt sich mit allen Einzelheiten des Militär- und Polizeidienstes. Morgens erhebt er sich vor sechs Uhr, um den Generalgouverneur von Pahlen zu empfangen und sich über alle Ab- und Zureisenden, alle ihm für verdächtig geltenden oder mißliebigen Personen sowie über alle gesellschaftlichen Vorgänge berichten zu lassen. Um sieben Uhr erscheint Graf Rostopschin, der über die auswärtigen Angelegenheiten Bericht erstattet, die zu unterzeichnenden Papiere vorlegt und Befehle wegen der übrigen zu erledigenden Geschäfte entgegennimmt. Um neun Uhr begiebt sich der Kaiser zur Parade und zur

Erledigung der militärischen Angelegenheiten. Daran schließen sich ein Spaziergang (gewöhnlich in Begleitung Kutaissows) und ein Besuch bei der Maitresse. Unmittelbar nach der Tafel folgen ein abermaliger Spaziergang und ein zweiter Besuch bei der Maitresse, um sechs Uhr ein Besuch bei der Kaiserin, um sieben Uhr begiebt sich der Kaiser ins Theater, und um zehn Uhr zieht er sich zurück. Unaufhörlich ist er mit den Einzelheiten des Militärdienstes beschäftigt, und alltäglich sind die Zeitungen St. Petersburgs mit langen Listen abgesetzter und angestellter Offiziere angefüllt. In der gesamten Armee sollen sechzehntausend derartige Veränderungen vorgenommen worden sein. Die beständige Erregung, in der der Kaiser sich aus den angegebenen Gründen befindet, hat ihn dazu gebracht, überall Verdächtige zu wittern, die unschuldigsten und natürlichsten gesellschaftlichen Vereinigungen für verdächtig anzusehen und die Teilnehmer sehr häufig durch die Entziehung seiner Gnade zu bestrafen. Als er eines Tages eine ungewöhnlich große Anzahl Wagen vor einem englischen Laden halten sah, erteilte er Herrn von Pahlen den Befehl, diese „Ansammlungen,“ die für die Sicherheit des Staates gefährlich werden könnten, zu überwachen. Die Folge davon ist, daß das früher so glänzende und bewegte St. Petersburg den Eindruck einer in Schrecken erstarrten Stadt macht. Alltäglich erfährt man, daß der eine abgesetzt, der andere festgenommen, ein dritter verbannt worden ist, und zwar aus unbekannt gebliebenen Ursachen. Was irgend zu Personen in Beziehung steht, die dem Kaiser mißfällig sind, wird aus dem Wege geräumt. So ist es z. B. der Fürstin X gegangen, die zu dem Grafen Cobenzl in Beziehung stand: wer sich dem Botschafter nähert, kann sicher sein, in Ungnade zu fallen. Zur Schürung dieses Haders trägt der Großfürst Konstantin durch seine Angebereien und beständigen Tracasserien noch sehr erheblich bei. Für die kaiserliche Familie ist dieser Böses redende und Böses denkende Prinz eine wahrhafte Plage. Der Kaiser, der zeitweilig von ihm eingenommen war, weiß gegenwärtig, was von ihm zu halten ist, und hat ihm alles Vertrauen entzogen.

Nach der vorstehenden, nur allzu getreuen Schilderung wird man sich eine Vorstellung davon machen können, wie peinlich die

Existenz im Innern des Palais ist. Brüder und Schwestern wagen kaum einander aufzusuchen und zu sprechen — noch weniger aber wagt irgend jemand zu schreiben. Wird in ganz Petersburg doch kein Brief mehr geschrieben, der nicht gelesen und — nur allzu häufig — falsch ausgelegt würde! Selbst die Prinzessinnen sind Inquisitionen solcher Art ausgesetzt. Den Brief, den die Frau Erbprinzessin von Baden mir für ihre Tochter, die Großfürstin Elisabeth (die Gemahlin des Großfürsten, späteren Kaisers Alexander I.), übergeben hatte, habe ich nur mit äußerster Vorsicht an seine Adressatin gelangen lassen können, und niemals hat sie dieses Schreibens Erwähnung zu thun gewagt.

Merkwürdigerweise und trotz aller angeführten Thatsachen hat der Kaiser eine Art von guter Laune. Er wirft zuweilen mit Witzworten um sich und überläßt sich unter Umständen einer Heiterkeit, wie sie sonst nur bei Leuten vorkommt, die kein Arg haben. Man möchte glauben, er sei früher sehr glücklich gewesen. Wußte er doch, daß seine Kinder, namentlich seine Töchter, eine Erziehung erhielten, deren Sorgfältigkeit der Kaiserin alle Ehre machte. Heute besteht diese Intimität nicht mehr, und zu den Gründen, aus denen die Großfürstin Konstantin sich nach Zarskoje Selo hat begeben müssen, gehörte u. a. der, daß man sie von ihrer Schwägerin, der Großfürstin Elisabeth, trennen wollte. So oft immer der Kaiser sich öffentlich zeigt, hat er in seinem Auftreten und seinen Manieren etwas eigentümlich Aufgeblasenes. Seiner Meinung nach darf sich ein Kaiser niemals und in nichts wie ein anderer Mensch betragen. Wo er öffentlich redet, zeigt er in seiner Unterhaltung eine gewisse Würde (apprêt); er ist dann sehr höflich gegen Personen, die er zum ersten Male sieht, und zuweilen von einer gewagt erscheinenden Vertraulichkeit. Fremden, die nicht den geringsten Anspruch auf politische Unterhaltungen mit ihm hatten, hat er mitunter die wichtigsten Entschließungen mitgeteilt und dadurch peinliche Unannehmlichkeiten angerichtet.

Bei Hofe wird eine sehr strenge Etikette beobachtet: es geht — wie der Kaiser das durchaus will — majestätisch zu. Auf Bällen und Gesellschaften muß man sorgfältig auf der Hut sein und vor

allem darauf achtgeben, ihm nicht den Rücken zu zeigen. Zwei Kammerherren des Herzogs von Württemberg hat er fortgejagt, weil Prinz Ferdinand, der ihn nicht hatte eintreten sehen und eben eine Dame zum Tanz aufforderte, ihm (dem Kaiser) den Rücken zugewandt hatte.

Wo dergleichen Gewaltthätigkeiten, Wunderlichkeiten und mißbräuchliche Anwendungen einer unbeschränkten Gewalt vorkommen, liegt der Gedanke an eine Revolution in unvermeidlicher Nähe. Zu einer solchen wäre es denn auch längst gekommen, wenn der Großfürst Alexander einen minder sanftmütigen und gefügigen Charakter hätte. Dieser allgemein beliebte Prinz brauchte nur ein Wort zu sagen, nur eine Bewegung zu machen, und sein Vater wäre verloren. In seiner gesamten Umgebung ist übrigens kein einziger Mann von geistiger Bedeutung. Sein Oberhofmeister, Graf Tolstoi, ist ein Dummkopf, unter den Personen aber, die ihr Glück an die Person des Kaisers geheftet und sich als Feinde des Großfürsten gezeigt haben, sind Männer, die so unabhängig auftreten wie Kutaissow und Rostopschin. In einer Angelegenheit, die seinen Freund, den Grafen Golowin, betraf, hat Rostopschin den Großfürsten geradezu beleidigt.

Über den letztgenannten Minister brauche ich mich nicht weiter auszulassen, da Herr von Sulzer ihn in seiner Denkschrift über Rußland genau und zutreffend charakterisiert hat. Hinzuzufügen habe ich nur, daß Graf Rostopschin zusamt seinen Freunden Golowin und Gurjew entschiedene Gegner der Koalition und eines Zusammenwirkens mit Österreich ist. Politische Kenntnisse hat er nicht, er behandelt die Geschäfte aber mit einer gewissen boshaften Laune und mit einer Entschiedenheit, die dem Kaiser gefallen. Er geht davon aus, daß Rußland sich um die europäischen Händel schlechterdings nicht zu kümmern brauche und sich damit zu begnügen habe, seinen Nachbarn Respekt einzuflößen. Die Verträge, die er selbst unterzeichnet hat, und die Verbindlichkeiten, die er auf sich genommen hat, stören ihn dabei so wenig, daß er sie für keines Gedanken wert hält. Die einzigen Dinge, die für ihn in Betracht kommen, sind die

Aufrechterhaltung seines persönlichen Einflusses und die Vergrößerung seines Vermögens.

Je länger es dauert, desto schwieriger wird es, neben einem Vulkan, wie der Kaiser es ist, eine Stellung zu behaupten. Ich glaube darum, daß Rostopschin nur der Gelegenheit zu einem ehrenvollen Rückzuge harrt, um dadurch dem Sturm zu entgehen, der früher oder später ausbrechen müßte.[1])

Im Gegensatz zu Rostopschin ist Graf Panin ein systematischer Kopf und dabei ein Mann von Ehr- und Zartgefühl, der hinter kühlen Formen einen sehr liebenswürdigen Charakter verbirgt. Zu seinem Leidweisen sieht dieser Staatsmann, daß Rußland im Begriff ist, sein Ansehen und seinen politischen Kredit dadurch einzubüßen, daß es seine Verpflichtungen nicht einhält, seine getreusten Verbündeten preisgiebt und inmitten von Ereignissen, die System und Konsequenz erfordern, springend und stoßweise vorgeht. Graf Panin ist ein Anhänger der Koalition und eines engen Verhältnisses zu Preußen. Da er ein großer Arbeiter ist und tüchtige Kenntnisse hat, da seine Redlichkeit unanfechtbar dasteht, und da er außerdem hohen persönlichen Ansehens genießt, übt er einen sozusagen passiven Einfluß aus, der sich in den kleinen Angelegenheiten seines Departements geltend macht. Mit dem Kaiser kommt er nicht in Berührung, und alle Geschäfte gehen durch die Hände Rostopschins.

Der neue, an die Stelle Bekleschows getretene Generalprokureur Obeljaninow[2]) ist mir nicht bekannt. Er ist ein Emporkömmling, von dem man behauptet, daß er nicht ohne Verdienst sei. . . . Fürst Gagarin, der Schwiegervater der kaiserlichen Geliebten, ist Handelsminister, besitzt Urteilsfähigkeit und tüchtige Kenntnisse und hat einen neuen Zolltarif erlassen, der an die Stelle des unzweckmäßigen und ohne jede Rücksicht auf die Interessen Rußlands erlassenen alten Tarifs getreten ist. . . .

---

1) Im März 1801, wenige Tage vor Pauls gewaltsamem Ende, wurde Rostopschin gestürzt und auf seine Güter verwiesen.

2) Obeljaninow galt in der Folge für den unwürdigsten aller unter Paul beförderten hohen Beamten.

In den inneren Angelegenheiten des Hofs ist der Oberhofmarschall Naritschkin nicht ohne Einfluß. Der Kaiser ist an ihn gewöhnt, und Narischkin kann ihn jederzeit sehen; als Mann von niedrigem Charakter ist er dabei von einer Schmiegsamkeit, die Anstöße bei dem Monarchen und dem Günstling ausschließt. Neuerdings hat der Kaiser den Grafen Strogonow mehrfach ausgezeichnet, einen Mann, der niemals mehr als Hofmann sein wird. Eines gewissen Ansehens erfreuen sich auch die Koschelew und die Kutusow — zu denen noch einige andere Familien kommen, die sich wegen der großen Zahl ihrer Mitglieder und der Vielfältigkeit ihrer Beziehungen geltend machen können.

Von den hiesigen Vertretern der Höfe des Auslands übt keiner einen in Betracht kommenden Einfluß. Mit hierorts geführten Verhandlungen hat der neapolitanische Gesandte, Herzog von Serra Capriola, das meiste Glück gehabt. Er ist ein gewandter und gefälliger Herr, der das Terrain kennt und durch seine Heirat mit einer Fürstin Wjäsemski in Verbindungen getreten ist, die er auszunutzen weiß. Dabei macht er ein angenehmes Haus — beiläufig bemerkt das einzige, das gegenwärtig einen Sammelplatz für die Fremden bildet. — Den großen Kredit, den Whitworth — der Nachfolger Fitzherberts und Lord Malesburys — bei dem Kaiser hatte, hat er seit der Expedition nach Holland und durch den allgemeinen Gang der politischen Angelegenheiten wieder eingebüßt. Hat man ihm Vertrauen einzuflößen vermocht, so ist er der liebenswürdigste und entgegenkommendste Mann, mit dem man zu thun haben kann. Nachdem er in eine Ungnade gefallen war, die nahezu mit derjenigen Cobenzls verglichen werden kann, hat er Rußland verlassen, und zwar ohne daß er und Kapitän Popham sich verabschiedet hätten. Seitdem hat England keinerlei diplomatische Vertretung in St. Petersburg. — Der schwedische Gesandte Baron Stedingk ist ein liebenswürdiger Mann, der trotz seiner schwierigen finanziellen Lage vortrefflich Haus zu halten weiß und sich des besten Rufs, aber schlechterdings keines Einflusses erfreut. — Der dänische Gesandte Baron Blome hat es neuerdings verstanden, sich mit dem Kaiser ziemlich gut zu stellen; aus Ekel an dem, was in St. Petersburg vor sich geht, hat er aber

seine Abberufung beantragt, die nächstens erfolgen soll. Sein Neffe Otto von Blome wird ihn als Geschäftsträger vertreten, der Gesandte selbst aber die diplomatische Laufbahn verlassen. Er ist ein vorsichtiger Herr, von wahrhaft liebenswürdigem und gutem Charakter und als vieljähriger Gesandter in Paris von der dieser Stadt eigentümlichen Urbanität. Sein Nachfolger wird der Gesandte in Berlin, Baron Rosenkranz sein, der die Stellung in St. Petersburg aber nur für einige Zeit und auf besonders vorteilhafte Bedingungen angenommen hat, übrigens liebenswürdig, thätig und im Besitz aller für seine Stellung erforderlichen Eigenschaften sein soll.

Über den Grafen Cobenzl brauche ich nichts weiter zu sagen, und ebensowenig über den portugiesischen Minister Ritter Herta, mit dem der Kaiser seit seiner Thronbesteigung noch nicht gesprochen hat. Im allgemeinen ist das diplomatische Korps gut zusammengesetzt; auf die Dauer wird seinen Mitgliedern der Aufenthalt in St. Petersburg aber unerträglich gemacht und vielleicht gar eine gemeinsame Entschließung aufgedrängt werden, um dadurch dem gegenwärtigen Zustande eine Änderung oder das Ende zu bereiten. Die Art, wie die Mitglieder des diplomatischen Korps behandelt werden, und die beständige Verletzung der ersten Grundsätze des Völkerrechts gehen so weit, daß man seinen Kurieren Pässe verweigert, den Diplomaten den Verkehr mit mißliebigen Kollegen untersagt, oder daß man sie wie Verschwörer über die Grenze befördert. Dazu kommen die geringe Berücksichtigung, die man diesem Korps bei Hofe zu teil werden läßt, wo man dasselbe den ganzen Winter über empfangen hat, ohne daß sich der Kaiser — wie das herkömmlich ist — im Cercle gezeigt hätte, endlich die Unmöglichkeit, mit den Russen zu verkehren, deren Thüren sämtlich geschlossen sind.

Da sich der Kaiser nach Pawlowsk zurückgezogen hat, wird dem diplomatischen Korps während dieses Sommers der Zwang erspart bleiben, der ihm während des vorigen Jahres auferlegt worden war. Damals waren die auswärtigen Vertreter genötigt, aller Augenblicke in großer Gala weite Fahrten zu unternehmen

und Zeremonien beizuwohnen, die sich unaufhörlich wiederholten. Die Vereinsamung, zu der der Kaiser sich gegenwärtig verurteilt hat, erspart dem diplomatischen Korps diese Belästigungen. Wie lange das alles dauern wird, vermag jedoch niemand voraus zu berechnen."

Zwölf Monate nach Überreichung dieser Denkschrift traf in München die Kunde von der Ermordung Pauls I. ein.

VI.

Bericht eines englischen Geheimagenten.

(März 1800.)

Unter den Generalen zweiten Ranges, die in der Geschichte der ersten französischen Republik, des Konsulats und des Kaiserreichs genannt werden, nimmt der im Jahre 1824 als ehemaliger Generalinspektor und Baron verstorbene Jacques Leonhard Müller eine wenn auch nicht hervorragende, so doch sichtbare Stellung ein. So oft dieser im Jahre 1749 zu Diedenhofen (Thionville) geborene Kriegsmann in zeitgenössischen Aktenstücken und historischen Berichten genannt wird, geschieht es mit Ehren. Als kommandierender General der im Jahre 1794 in die westlichen Pyrenäen entsendeten Armee weiß er „unübersteigliche Hindernisse“ zu überwinden und durch die Erstürmung Iruns einen so wichtigen Sieg über die Spanier zu erringen, daß ein Konventsdekret ihn mit der klassisch gewordenen Formel belohnt: qu'il avait bien mérité de la patrie. Sechs Monate später zur Alpenarmee übergeführt, vermag er sich auch in dieser ehrenvoll hervorzuthun; im Juli 1799 zeitweise mit der Führung der 720000 Mann starken Rheinarmee betraut, nahm er im September desselben Jahres Philippsburg ein. Der Direktor Merlin, der sich mit der Absicht getragen hatte, ihn an Stelle Scherers zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee zu machen,[1] übertrug ihm das Kommando der zwölften Militärdivision, Napoleon ernannte ihn zum Baron des Kaiserreichs und Generalinspektor der Infanterie,

1) Barras (Memoiren III, Seite 305) führt die damalige Kandidatur Müllers auf den Einfluß der Geliebten Merlins, Madame de Villars, zurück.

welche Stellung Müller bis zur Restauration von 1819 einnahm, um sodann in den Ruhestand zu treten und den Rest des Lebens in Paris zu verbringen. Sein Name findet sich auf der Ehrentafel des Arc de l'étoile verzeichnet. — Zweifel an Müllers republikanischer Gesinnung sind ebensowenig laut geworden, wie Bedenken gegen seine Anhänglichkeit an die republikanische und später die kaiserliche Ordnung der Dinge; im Gegenteil legte der Umstand, daß Müller bei Wiederherstellung der Bourbonen den Abschied nahm, die Annahme nahe, daß er Gegner des wiederhergestellten Königtums gewesen und geblieben sei.

Um so merkwürdiger nimmt es sich aus, daß ein im Nachlaß des Grafen Bray gefundenes — bisher unbekannt gewesenes — Aktenstück über geheime Beziehungen des damals fünfzigjährigen republikanischen Generals zu den Royalisten und über ein von demselben geplantes Komplott zur Wiederherstellung der Monarchie berichtet. In dem auf die Geschichte der Jahre 1799 und 1800 befindlichen Teile der Bray'schen Papiere findet sich ein „Copie" überschriebenes, von der Hand eines Schreibers herrührendes „Memoire" vom 9. März 1800, auf welches Bray, der damals in London im Auftrage des bayrischen Hofes weilte, die Worte „d'un Emissaire anglais en France" geschrieben hat, ohne über Ursprung und Benutzung des Papieres weiteres zu bemerken. Wie wir wissen, hatte der ehemalige Malteserritter mit royalistischen Umtrieben nichts gemein gehabt und die durch die Revolution geschaffenen Zustände seines Vaterlandes für lebens- und widerstandsfähig gehalten: während seines Londoner Aufenthalts war er indessen mit andersdenkenden Landes- und Standesgenossen, sowie mit englischen Politikern der verschiedensten Parteien in vielfache Berührung gekommen. Daß das vorliegende geheime Aktenstück in seine Hände gelangt ist, dürfte auf eine dieser privatim unterhaltenen Beziehungen zurückzuführen sein.

Frankreich stand im März 1800 unter dem Eindruck des Staatsstreichs vom 17. November 1799 (18. Brumaire), der Napoleon zum ersten Konsul und zum Herrn des Landes gemacht hatte. Von der Herstellung ruhiger und allseitig anerkannter Zustände war

gleichwohl noch nicht die Rede. Deuchte dem ersten Konsul auch die Opposition des Jacobinertums gefährlicher, als diejenige der Royalisten, die er durch Zugeständnisse an das Kaisertum und durch Milderung der Emigrantengesetze gewinnen zu können glaubte, so waren die Anhänger der vertriebenen Monarchie doch weit davon entfernt, die Waffen strecken und sich der neuen Ordnung der Dinge unterwerfen zu wollen. Bis in den Sommer 1800 hinein spukte es im westlichen Frankreich von royalistischen Erhebungsversuchen, an deren Spitze allerdings nur Führer zweiten Ranges standen und die darum mühelos niedergeschlagen und durch Amnestieerlasse beseitigt werden konnten. In den leitenden Kreisen der Emigration schmeichelte man sich inzwischen mit der Hoffnung, einen oder den andern hervorragenden General, vielleicht gar Bonaparte selbst für die königliche Sache zu gewinnen und in dem ersten Konsul einen neuen Monk zu finden. Indessen immer wieder Versuche angestellt wurden, mit Moreau und Joubert Verbindungen anzuknüpfen, erschien eine ganze Anzahl königlicher Vertrauensmänner in Luxemburg, um direkt mit Bonaparte zu verhandeln. Der Reihe nach versuchten Hyde de Neufville, Bourmont, Antichamp, Georges, d'Andigné u. a. m. der neuen Herren die Geschicke Frankreichs durch Schmeicheleien und Versprechungen zu den ihrigen zu machen. In einem durch den Abbé Montesqieu überreichten Schreiben vom 20. Februar 1800 wandte Ludwig XVIII. sich mit seinen Vorschlägen direkt an den ersten Konsul, indessen „Monsieur“ (Graf Artois) durch Vermittelung der Herzogin von Guise mit der Gemahlin des Allgewaltigen anzubinden suchte. Napoleon, dessen Hauptsorge der Niederwerfung der Jacobiner galt, hielt für zweckmäßig, die Royalisten einstweilen hinzuhalten. Indem er nahezu den dritten Teil der Verbannten im Laufe des Jahres 1800 von der Emigrantenliste streichen ließ und gleichzeitig in seinen Amnestieerlassen Chouans und Vendeer mit einer Milde behandelte, die zu der gegen die Jacobiner geübten Strenge in drastischem Gegensatz stand, hoffte er die Masse der Royalisten zu sich hinüberziehen und die um die beiden Prinzen gescharte Führerschaft zu einem Generalstabe ohne Armee machen zu können. Männer, deren Eifer für die Restauration nicht zweifelhaft sein konnte, wurden

in Paris geduldet, Offiziere, die jahrelang in den Reihen der Emigration gefochten hatten, zur Rückkehr in die Heimat ermächtigt, Ludwigs XVIII. Anerbietungen aber erst im September (drei Monate nach dem Tage von Marengo) definitiv abgelehnt und einstweilen unbeantwortet gelassen.

In diese Periode der Schwankungen und der Unsicherheit über die Zukunft des Landes fällt der Bericht über die mit dem General Müller geführte Verhandlung, den wir nachstehend wiedergeben. Als bloße Erfindung ist derselbe unter keinen Umständen anzusehen. Abgesehen davon, daß Bray von einem Falsum sicher weder Notiz noch Abschrift genommen hätte, kommt in Betracht, daß die von royalistischer Seite angestellten Unternehmungen einander fortwährend kreuzten und der inneren Einheit ebenso entbehrten, wie das rücksichtlich der Beziehungen der verschiedenen Emigrantengruppen zu der britischen Regierung der Fall war. Dazu kam, daß Pitt und dessen Kollegen die bourbonischen Illusionen über die Möglichkeit einer Verständigung mit Bonaparte nicht teilten, und daß im britischen Auftrage thätige Agenten während der gesamten Konsulatsperiode auf französischem Boden weilten, um über die dortigen Kriegsvorbereitungen zu berichten und nach Gelegenheiten zu Handstreichen gegen die neue Regierung, bezw. nach Anknüpfungen mit — in der Regel unzuverlässigen — Organen derselben auszuschauen. Der Natur der Sache nach bediente man sich dabei geborener Franzosen, die als wirkliche oder vermeintliche Anhänger der alten Monarchie nach England gekommen waren und bei dem Mangel an anderweiten Unterhaltsmitteln darauf angewiesen waren, die Konspiration handwerksmäßig zu treiben, d. h. ihre Verdienste in möglichst helles Licht zu stellen, und wo sich Gelegenheit dazu bot, ihre Dienste an den Meistbietenden zu verkaufen. — Diesem Schlage scheint auch der Verfasser des vorliegenden, in französischer Sprache und offenbar von einem Franzosen abgefaßten Berichtes angehört zu haben. Die Leichtfertigkeit, mit welcher derselbe die Niederwerfung des emporstrebenden, von unvergleichlichen Erfolgen berauschten und dabei von dem größten militärisch-politischen Genie der Zeit geleiteten französischen Staatswesens wie ein militärisches Kartenkunststück behandelt, bei welchem es eigent-

lich nur auf Wahrnehmung des geeigneten Zeitpunktes ankommen sollte, ist eine handgreifliche. Erscheint auch nicht ausgeschlossen, daß der anscheinend willfährige General den Auftraggebern des zu ihm gedrungenen Agenten eine Falle habe stellen wollen, so spricht die Wahrscheinlichkeit doch dafür, daß es sich um ein Projekt gehandelt habe, mit welchem die Phantasie des in eine sekundäre Stellung gebrachten ehemaligen Befehlshabers der Rheinarmee gespielt hat. So wenig wie andere seinesgleichen, mag auch der Bürgergeneral Müller von jener Neigung zu politischer Gelegenheitsmacherei frei geblieben sein, die nach dem Schiffbruch des republikanischen Idealismus und zufolge Auflösung aller sittlichen Grundlagen der französischen Gesellschaft zur Zeitkrankheit geworden war. Wissen wir doch, daß Pläne von der Art derjenigen, die Napoleon in der Folge zur Ausführung brachte, ihrer Zeit eine ganze Anzahl seiner Kriegsgefährten beschäftigt haben und daß der erste Konsul zur Zeit seines Emporkommens mit der Mitbewerbung einer ganzen Anzahl von Männern zu kämpfen hatte, die seiner Kategorie anzugehören glaubten. Entwürfe wie sie früher von den Dumouriez und Pichegru, später von Moreau und zu Zeiten auch von Bernadotte ausgebrütet worden, mögen auch den General Müller beschäftigt haben, der gleich den Genannten als Glückssoldat emporgekommen und durch geschickte Benutzung der Umstände binnen wenigen Monaten vom Oberstleutenant zum Divisionsgeneral und Führer einer ganzen Armee geworden war. — Daß während der folgenden Monate zur Ausführung des angeblich von ihm entworfenen Planes ebensowenig Miene gemacht wurde wie zu anderweiten englisch-royalistischen Landungsversuchen, will unter den gegebenen Umständen nichts bedeuten. „Tout devait être subordonné aux circonstances“ hat es bei diesen wie bei allen Unternehmungen der damaligen Zeit — großen wie kleinen — geheißen. Von den der königlichen Sache günstigen „circonstances“ aber galt das nämliche wie vom Stein der Weisen: wenn der Stein gefunden wurde, fehlten die Weisen!

Das Aktenstück, welches zu den vorstehenden Bemerkungen die Veranlassung geboten hat, lautet in genauer Uebersetzung wie folgt:

9. März 1800.

„Ich hatte London im September (sc. 1799) verlassen und mich auf Befehl der königl. großbritannischen Regierung nach Paris begeben. In einer Denkschrift war von mir auseinandergesetzt worden, daß ich in den Bureaus des Kriegsministeriums zuverlässige Verbindungen besäße, die mich in den Stand setzen würden, Nutzen zu stiften, vielleicht gar mit Hilfe der mir zu Gebote stehenden Verbindungen, einige Generale der Armee zu gewinnen. In Gemäßheit der mir von Mr. Huskisson[1]) erteilten Weisungen sollte ich meine politischen Berichte an diesen, meine auf militärische Dinge bezüglichen Meldungen aber an den damals in Holland stehenden Generalstab der britischen Armee senden. Dieser Teil meiner Thätigkeit kam indessen in Wegfall, da zur Zeit meines Eintreffens in Paris Holland geräumt worden war. Dafür fand ich die von mir bezeichneten Personen des Pariser Kriegsministeriums[2]) so vor, wie ich angegeben hatte, d. h. völlig entschlossen, zur Wiederherstellung der Monarchie mitzuwirken. In den wiederholten Besprechungen, die wir abhielten, wurden die Namen aller Offiziere der französischen Generalität durchgenommen; meine Bekannten wußten über diese Leute um so genauer Bescheid, als sie die Angelegenheiten derselben längere Zeit hindurch bearbeitet hatten. Das Ergebnis war, daß unter den Divisions- und Brigadegeneralen viele seien, auf die gerechnet werden konnte, daß sich unter denselben aber keiner befände, der nach Charakter, Talenten und sonstigen Eigenschaften geeignet gewesen wäre, einen großen Staatsstreich auszuführen und sich zu Gunsten des Königtums zu erheben. Danach wurde beschlossen, unsere Eröffnungen je nach dem Grade der Leistungsfähigkeit der einzelnen Personen zu bemessen.

---

1) Der in der Folge als Begründer der neueren englischen Handelspolitik berühmt gewordene Nationalökonom William Huskisson (geb. 1770, † 1831) hatte seine Jugend in Frankreich verlebt und als Jüngling an der Stürmung der Bastille teilgenommen. Im Jahre 1793 bei dem sog. Emigrantenbureau angestellt, trat er 1795 in das Unterhaus und sodann als Unterstaatssekretär des Handelsministeriums in das von Pitt geleitete Kabinett, dem er bis 1801 angehörte.

2) Kriegsminister war seit dem November 1799 General Berthier.

Wenig später trat der dazu geeignete Zeitpunkt ein. Anfang Dezember teilte ein Commis der Kriegsverwaltung mir mit, daß der General Leonhard Müller, von dem er mir bereits früher Günstiges berichtet hatte, zum Kommandeur der 12. Division ernannt worden sei und daß derselbe nächstens in Paris eintreffen werde. Der Bezirk dieser Militärdivision reicht von der Mündung der Vilaine bis an die Garonne und umfaßt die Departements der untern Loire, der Vendée, der beiden Sèvres und der unteren Charente. — General Müller traf in der That ein, verweilte aber nur wenige Tage in Paris. Ich machte mit einem Freunde aus, daß er dem General noch nicht von mir sprechen, sondern denselben abermals sondieren solle. Eine zu diesem Behuf abgehaltene längere Konferenz, die am Abende vor Müllers Abreise stattfand, ergab indessen so günstige Resultate, daß ich den Entschluß faßte, nicht länger zu zögern, sondern nach Nantes zu gehen, woselbst er (M.) am 15. Januar eintreffen sollte. Da mein Freund beschäftigt war, hatten wir ausgemacht, daß ich in Begleitung seiner Frau reisen solle, die sich seit Beginn der Revolution als offene Royalistin gezeigt und bereits vor mehr als sechs Monaten ein entsprechendes politisches Glaubensbekenntnis Müllers empfangen hatte.

Am 23. Januar zu Nantes eingetroffen, schrieb die Dame andern Tages dem General, um ihm ihre Ankunft mitzuteilen. Er suchte sie sofort auf, wurde über die Hauptabsicht dieser Reise unterrichtet und zeigte sich mit derselben völlig einverstanden. Da aber General Brune einige Tage vorher angelangt war und andern Tages wieder abreisen wollte, erklärte Müller, daß es besser sein würde, die Abreise des Genannten abzuwarten. Alsbald nachdem das geschehen war, suchte er die Dame auf, um mit ihr auszumachen, daß ich andern Tages zu ihm kommen solle. Er empfing mich mit der größten Höflichkeit und führte mich in ein entferntes Zimmer, um völlig ungestört mit mir reden zu können. Ich sagte ihm sofort, daß ich nach allem, was ich von ihm gehört, und seit lange über seine Anschauungen in Erfahrung gebracht hätte, vertrauensvoll zu ihm käme, um ihm Vorschläge zu Gunsten der Sache zu machen, der er treu geblieben war. Mit vieler Bescheidenheit gab er mir zur Ant-

wort, daß es allen Wohlmeinenden unter den jetzigen Zeitverhältnissen willkommen sein müsse, Dienste erweisen zu können, daß er die Leistung wahrhaft nützlicher Dienste für seine Person indessen nicht abzusehen vermöge. — Auf solche Weise setzte unsere Unterhaltung sich etwa sechs Minuten in gegenseitigen Artigkeiten fort, bis er mir endlich sagte: „Wohl denn, — Sie haben offenherzig mit mir geredet und ich will darum auch meinerseits freie Sprache führen!" Da wir eine eingehende Konferenz mit einander werden abhalten müssen und da ich heute zu meinem Bedauern von einer dringenden Angelegenheit in Anspruch genommen bin, so schlage ich vor, daß wir die Sache auf Morgen aussetzen. Ich kann Ihnen indessen schon heute erklären und bei Gott und bei meiner Ehre versichern, daß ich mein ganzes Leben hindurch der Sache des Königs vollständig ergeben gewesen bin und ergeben bleiben werde." Ich gab sofort zur Antwort, daß es mir zur wahren Befriedigung gereichen werde, die eidliche Versicherung, welche er mir gegeben, Sr. Königl. Hoheit dem Bruder des Königs (Monsieur) wörtlich mitzuteilen und daß er für immer auf die Dankbarkeit der Bourbonen werde rechnen können. Mit vieler Würde erwiderte der General, daß er auf seine Dienste keinerlei Preis setze und daß er nichts weiter als sein Ruhegehalt erbitten werde.

Damit trennten wir uns für diesen Tag. Als ich am 29. abends 8 Uhr wieder zu ihm kam, glaubte ich einen anderen Mann vor mir zu haben, — das geleistete eidliche Gelöbnis schien ihn zu einem andern gemacht zu haben. Er empfing mich, als kennten wir einander seit zehn Jahren, und behielt dieselbe Weise auch in der Folge bei. Im Verlauf einer langen Unterredung ließ er sich eingehend über Bonaparte aus, den er verabscheut und den er als einen Mann schildert, der von Charakter und aus Grundsatz falsch sei, dem jede Empfindung für Freundschaft und Dankbarkeit fehle und der alles seinem Ehrgeiz zu opfern fähig sei. Er sprach sodann von den verbündeten Mächten und behauptete, daß, wenn man nur wahrhaft wirksame Mittel ergreife, kein Zweifel darüber bestehen könne, daß die Republik zum Ende des Jahres nicht mehr bestehen werde. Notwendig werde dabei aber sein, Frankreich von allen Seiten gleich-

zeitig anzugreifen und allenthalben französische Prinzen an die Spitze der Armeen zu stellen. Ich ersuchte ihn sodann, mir seine Ansichten und Pläne zu entwickeln, indem ich behufs Befriedigung seiner Eigenliebe hinzufügte, daß man auf dieselben das höchste Gewicht legen werde. Er suchte bescheiden auszuweichen, ich aber bestand darauf. Andern Tags setzte er mir sodann seine Ideen auseinander, indem er hinzufügte, daß alles auf die Umstände ankommen werde und daß man, welcher Plan immer angenommen werde, unbedingt auf ihn und seine volle Mitwirkung rechnen dürfe. Sein Plan ist der folgende.

1) An die Küste Frankreichs müßten 30 000 Mann wohl disziplinierter, zum größten Teil russischer Truppen geworfen werden. Dieselben müßten eine reichliche Ausrüstung sowie die nötige Artillerie und außerdem 100 000 Gewehre mitbringen. Könnten 30 000 Mann nicht aufgebracht werden, so werde man sich mit einem Effektivbestande von 24000 Mann begnügen können, — unter diese Ziffer dürfe indessen nicht hinabgegangen und die Landung möglichst erst einige Zeit nach Beginn der Feldzüge am Rhein und in Italien vorgenommen werden.

2) Die Küsten müßten von allen Seiten bedroht und die Kräfte, wenn möglich in folgender Weise verteilt werden. Die Hauptmasse müsse in der Nähe von Dieppe landen und mit möglichster Beschleunigung zur Besetzung der vortrefflichen Position geführt werden, die ihrer Zeit von Heinrich IV. eingenommen worden. Er sprach den Wunsch aus, daß S. K. H. Monsieur diese Abteilung anführe und daß gleichzeitig zwei andere Landungen, eine in der Gegend von St. Brieux, die andere zwischen Vannes und Nantes bewerkstelligt würden. Die Truppen würden in Eilmärschen auf Rennes zu dirigieren sein, um sich dort zu vereinigen, wobei behufs Vermeidung von unnützem Zeitverlust Brest vollständig außer Betracht gelassen bleiben müsse; dieses werde von selbst fallen und sodann mit einem kleinen Beobachtungsposten zu besetzen sein. Die vierte, mit den geringsten Streitkräften auszuführende Landung werde in der Umgegend von La Rochelle vorzunehmen sein. Die Truppen würden unaufhaltsam vorrücken müssen, um die Stellung bei Niort

zu besetzen, wo alle Verbindungen zusammentreffen. „Dann", so fuhr der General fort, „werde ich das Weitere auf mich nehmen. Ich verlange nichts weiter als rechtzeitige Benachrichtigung, um meine Truppen eine allgemeine Bewegung ausführen und alle günstigen Positionen preisgeben zu lassen. Alsdann würde eine Proklamation in Umlauf zu setzen und mit Hilfe von Offizieren (deren ich mich im voraus versichern werde) und durch Verteilung von Geldmitteln den Soldaten klar zu machen sein, daß sie durch Übertritt zu der königlichen Fahne alles zu gewinnen hätten, während sonst nichts als Übergabe auf Gnade und Ungnade übrig bleibe." Weiter sprach der General den Wunsch aus, daß der Herzog von Bourbon[1]) sich an die Spitze dieser Truppen oder derjenigen in der Bretagne stelle. Auf Paris brauche erst marschiert zu werden, nachdem die sämtlichen Truppen etwa zwanzig Meilen von dort vereinigt und nachdem die obere und die untere Seine in Besitz genommen worden. Er, der General, halte für unzweifelhaft, daß Paris nicht erst diesen Augenblick abwarten werde, um sich zu ergeben oder zu kapitulieren. „Vom Süden rede ich nicht besonders, weil ich mir denke, daß man nicht unterlassen werde, diesen zu bearbeiten und rechtzeitig in Bewegung zu setzen."

Der General ging sodann zu einer Schilderung der Gegend über, in welcher er den Befehl führt, indem er mich auf die großen Vorzüge der Stellung bei Niort hinwies, die den Besitz von St. Jean Angely, wo sich große Pulvervorräte befänden, sichern und zugleich die Wegnahme von La Rochelle erleichtern werde, dessen Kommandant zu den eifrigsten Royalisten gehöre und zu sofortiger Übergabe der Stadt bereit sein werde.

Das ist der von General Müller entworfene Plan. Ich trennte mich von ihm nach sechstägigem Aufenthalt in Nantes und nachdem ich ihn versichert hatte, daß ich mich sofort nach London begeben werde, um Sr. K. H. dem Bruder des Königs (Monsieur) und der großbritannischen Regierung über seine Ergebenheit zu berichten. Er

---

1) Louis Henri Joseph, Herzog von Bourbon und Prinz von Condé (geb. 1756, Vater des Herzogs von Enghien, † 1830) lebte seit 1800 in London.

sagte mir mit vieler Höflichkeit, daß er wünsche, mich binnen kurzem wiederzusehen, und daß er mich ersuche, dafür Sorge zu tragen, daß allein Monsieur und die englischen Minister von der Sache Kunde erhielten. Außerdem ersuchte er mich, Monsieur zu sagen, daß er den schmeichelhaften Brief niemals vergessen habe, den S. K. H. ihm im Jahre 1786 zu schreiben die Güte gehabt hätten, als der König ihm das Kreuz übersandte. Wie ich nachträglich erfahren habe, hatte der General diese Gnade dadurch verdient, daß er eine hochgestellte Person bei Gelegenheit des Aufstandes rettete, der in Veranlassung der Parlamentsangelegenheit zu Dijon ausgebrochen war; das bezügliche Schreiben hatte Monsieur in seiner Eigenschaft als General-Oberst der Schweizer und Graubündner an ihn gerichtet.

Ich darf noch bemerken, daß der General seiner Zeit die Armee der West-Pyrenäen befehligt hat und daß der König von Spanien ihm damals sagen ließ, er sei von der Aufführung der in seine Staaten einmarschierten Truppen durchaus befriedigt.

Wenn ich auf Einzelheiten eingegangen bin, die vielleicht überflüssig erscheinen, so ist das geschehen, um über mein eignes Vorgehen genauen Bescheid zu geben und um auf die Vertrauenswürdigkeit desselben hinzuweisen. Ich darf noch hinzufügen, daß der General zwei adlige Adjutanten hat, daß einer derselben ein Verwandter des Herzogs von Gevres (?) ist, daß beide eifrige und ergebene Royalisten sind, daß der General volles Vertrauen in dieselben setzt, daß sie während meines Aufenthaltes in Nantes meine volle Zufriedenheit erworben haben und daß sie mit den inneren Zuständen der zu ihrem Divisionsbezirk gehörigen Departements genau bekannt sind. Sie bewohnen dieses Land und haben mir über dasselbe wichtige Einzelheiten mitgeteilt. Einer der beiden Herren besitzt ein Landhaus an der Küste und hat mich beauftragt, dasselbe für den Fall einer hier einzurichtenden Korrespondenz zur Verfügung zu stellen.

Dienst- und Rangliste des Generals Müller.

Als enfant du corps zum Schweizerregiment Courten zugelassen	1. Januar 1760
Soldat	1. Mai 1765
Unterleutnant	20. Oktober 1771

Oberleutnant	2. Mai 1779
Hauptmann	4. Dezember 1791
Erster Obristleutnant des 1. Bataillons der Nordarmee . . .	21. August 1792
Oberst des 77. Regiments	14. Januar 1793
Brigadegeneral	5. Mai 1793
Divisionsgeneral	14. April 1794
Kommandeur der Armee der West-Pyrenäen	14. April 1794
Zu der Alpen-Armee übergeführt	21. August 1794
Zur 12. Militärdivision übergeführt	6. Mai 1797
Provisorisch Kommandant der Rhein-Armee	10. Juli 1799
Zu der 12. Militärdivision zurückgeführt	2. Dezember 1799.

VII.

Napoleon als Erster Konsul in Amiens.

(1803).

Wenige Monate nachdem Bayern durch den Friedensschluß von Luneville (9. Februar 1801) die gesamte Rheinpfalz sowie die Herzogtümer Jülich und Zweibrücken (zusammen etwa 220 Quadratmeilen mit 526000 Einwohnern) verloren hatte, begann eine Reihe von Verhandlungen, welche auf die Entschädigung dieses Staats und seiner Schicksalsgenossen Württemberg und Baden abzielten. Zunächst gelang es dem Münchner Kabinett, sich durch ein am 24. Mai 1801 zu Paris geschlossenes Abkommen der prinzipiellen Bereitschaft Frankreichs zu einer Schadloshaltung zu versichern; sodann sagte Rußland in dem elften (geheimen) Artikel des am 8. Oktober 1801 mit Frankreich geschlossenen Friedensvertrages seine Vermittelung bei den Verhandlungen über das Entschädigungsgeschäft zu und endlich verständigten sich Frankreich, Preußen und Bayern am 2. September 1802 darüber, daß Bayern Passau und das gesamte rechte Innufer erhalten solle. Eine definitive Erledigung der Entschädigungsangelegenheit erfolgte sodann durch den Reichsdeputations-Hauptbeschluß vom 25. Februar 1803 (bestätigt durch den Reichstag am 24. März desselben Jahres). Bayern wurden die Bistümer Bamberg, Freising und Augsburg, Gebietsteile der Bistümer Würzburg und Passau, sowie zwölf Abteien und fünfzehn ehemalige Reichsstädte — zusammen 310 Quadratmeilen mit 834000 Einwohnern zugesprochen. Trotz der Reichlichkeit dieser Entschädigungen glaubte die Münchner Regierung weitere Ansprüche

erheben zu dürfen. Insbesondere beklagte sie sich darüber, daß der größere (östliche) Teil des Passauer Gebiets und das zeitweilig dem Kurfürstentum einverleibt gewesene Eichstädt auf österreichisches Verlangen dem Großherzog von Toskana, späteren Kurfürsten von Salzburg abgetreten und daß die Integrität der Reichsstadt Nürnberg in dem Reichsdeputationsbeschlusse ausgesprochen worden war.

So lagen die Verhältnisse, als der seit dem Jahre 1801 am Berliner Hofe accreditierte Herr von Bray im Sommer 1803 (etwa fünfzehn Monate nach Abschluß des französisch-englischen Friedensvertrages von Amiens) eine Reise nach Frankreich unternahm. Bonaparte, der sich längst mit dem Plane einer Landung in England trug und von dem man annahm, daß er nach einer Veranlassung zur Aufkündigung des mit dem Londoner Kabinett im Vorjahre geschlossenen Friedens ausschaue — weilte damals im nördlichen Frankreich, dessen wichtigste Städte er in den Tagen vom 24. Juni bis 11. August durchreiste, um allenthalben mit fürstlichen Ehren empfangen zu werden. Daran nahm Bray Veranlassung, gelegentlich eines Besuchs, den er seiner normannischen Heimat abstattete, den in Amiens weilenden „Ersten Konsul“ aufzusuchen und demselben die Interessen Bayerns (die offiziell durch den bayrischen Gesandten in Paris, Baron Cetto wahrgenommen wurden), auch seinerseits zu empfehlen.

Für den Eindruck, den der eben damals auf der Höhe seiner Kraft, seiner Leistungsfähigkeit und seines Ruhmes stehende berühmteste Mann der Zeit auf den vorurteilslosen, aber immerhin in den Traditionen des ancien régime emporgekommenen Malteserritters machte, ist ein bezügliches an den Minister v. Montgelas gerichtetes Schreiben Brays in so hohem Maße charakteristisch, daß wir dasselbe nachstehend in genauer Übersetzung wiedergeben:

„Amiens, 30. Juni 1803.

Ich habe Cetto gebeten, Ihnen, mein lieber Minister, meine Ankunft in Paris und meine eilige Weiterreise nach Amiens mitzuteilen. Es lag mir außerordentlich viel daran, den ersten Konsul zu sehen, und da er sich in Amiens aufhalten sollte, konnte ich

keine günstigere Gelegenheit ergreifen. Ich habe bei meinem Bruder Wohnung genommen, der in seiner Eigenschaft als Maire von Amiens mit allen Vorbereitungen für den Empfang Bonapartes betraut war. Der Einzug des ersten Konsuls ist wahrhaft glänzend und imposant gewesen. Eine ungeheure Volksmasse erfüllte alle Straßen der Stadt bis über eine Meile im Umkreise der Mauern derselben. Überall ist er mit wahrem Enthusiasmus begrüßt worden. Der Minister des Innern war ihm vorausgereist. Herr Chaptal[1]) ist bei meinem Bruder abgestiegen, der ihn und seinen Sohn, seinen Neffen M. de la Jarre und M. Benôit, den ersten Chef der Bureaus des Innern aufgenommen hat, einen liebenswürdigen, geistvollen Mann. Ich habe mit Vergnügen diese Gelegenheit wahrgenommen, den Minister des Innern kennen zu lernen, der wirklich ein Mann von größtem Verdienst und angenehmstem Wesen ist. Wir sind beinahe unausgesetzt zusammen gewesen. Wir haben die Hospitäler und die Manufakturen zusammen besichtigt und ich habe mit Genugthuung wahrgenommen, wie lebhaft und gewissenhaft das Auge des Ministers jedes Detail der Verwaltung prüft, wie jeder Industriezweig gepflegt und gefördert wird, wie man darauf ausgeht, die Künste zu pflegen und den Wohlstand zu heben. Die Stadt Amiens schuldet meinem Bruder vielen Dank. Denn er hat in einer kostspieligen, gänzlich unbezahlten Stellung seine Zeit und sein Vermögen dem Wohle seiner Mitbürger geopfert. Der erste Konsul und der Minister haben ihm auch in Bezug auf seine Verwaltung ihre lebhafteste Anerkennung ausgesprochen und der erste Konsul hat keine Gelegenheit versäumt, ihm die schmeichelhaftesten Dinge zu sagen. Mein Bruder hat ihn überall hin begleitet und ist beständig mit ihm zusammen gewesen. Bei seiner Abreise hat er eine kostbare Dose in Diamanten mit einer Ehrenschärpe und einem sehr schmeichelhaften Brief erhalten. Sie werden den Zeitungen alle Einzelheiten über die stattgehabten Ceremonien entnehmen. Sie werden die Reden lesen, die gehalten worden sind. Aber ich kann Sie versichern, daß Pracht, Ordnung,

---

1) Chaptal, ursprünglich Arzt und als hervorragender Chemiker bekannt, hat sich um Handel, Ackerbau und Gewerbe Frankreichs große Verdienste erworben (geb. 1756, † 1832).

Ruhe und Enthusiasmus überall geherrscht haben. Die öffentliche Stimmung hier ist ausgezeichnet, die Verwaltung gut zusammengesetzt. Es ist mir ein besonderes Vergnügen gewesen zu sehen, in welchem Grade man sich den Formen des ancien régime nähert. Die Kleidung ist prächtig und den verschiedenen Stellungen angemessen. Die Frauen ziehen sich allgemein mit Geschmack, Anstand und Eleganz an. Die Stadt hat Madame Bonaparte einen sehr schönen Ball gegeben und der Erste Konsul hat demselben länger beigewohnt, als es sonst seine Gewohnheit ist. Der Zudrang war unglaublich und es ist nicht die geringste Ausschreitung oder Unordnung zu verzeichnen gewesen.

Da der Erste Konsul sich dahin ausgesprochen hatte, daß er mich mit Vergnügen empfangen werde, so habe ich mich ihm vorstellen lassen. Er hat mich mit viel Güte empfangen, und am andern Morgen, als ich mich zu ihm begeben hatte, um dem Zuge zu folgen, der ihn in die Kathedrale begleiten sollte, wo er mit den Ceremonien aufgenommen worden ist, die den Königen von Frankreich gebührten, — hat er mich, sobald er meiner ansichtig geworden, beiseite genommen und in den Garten geführt. Dort habe ich eine Unterhaltung von einer Viertelstunde mit ihm gehabt.

Er hat mich gefragt, ob der Kurfürst mit seinen Entschädigungen zufrieden sei. Ich habe geantwortet, daß der Teil, welcher ihm ursprünglich zugedacht worden sei, ihn in der That zufrieden stellen würde, daß dieser jedoch verkleinert worden und daß bisher keine der versprochenen Kompensationen erfolgt sei.

„Aber Sie gewinnen doch an Bevölkerung und Einkommen?“ —

„Nein, wir verlieren in jeder Hinsicht, nur nicht an Konzentration.“ —

„Wirklich und in gutem Glauben?“ —

„Auf meine Ehre. Man hat Würzburg und Bamberg zu hoch und Jülich zu niedrig eingeschätzt. Wir verlieren ein ganzes Kurfürstentum, zwei große Herzogtümer und mehrere bedeutende Herrschaften. Wir haben an guten Entschädigungen nur Würzburg und Bamberg erhalten, unter dem Namen von Parzellen hat man uns aber die wichtigsten Teile des letzteren genommen.

Unsere Besitzungen in Schwaben sind überall mit österreichischen Domänen durchsetzt und der Wiener Hof chikaniert uns auf jede Weise." —

„Aber die unmittelbaren Herrschaften?"

„In der That repräsentieren diese einen Wert von 36 Mill. Franken. Österreich sucht sich nur deshalb zu kräftigen, um sich von Frankreich unabhängiger zu machen. Je mehr Sie Österreich geben, um so mehr wird es verlangen. Sehen Sie sich darum vor, Bürger Erster Konsul, Österreich kann Ihr Freund nicht sein. Bayern ist es dagegen mit Aufrichtigkeit und uns schwächen heißt Ihre eignen Machtmittel vermindern." —

„Ich sehe Bayern als unsern natürlichen Freund an und ich werde es stützen. Österreich möchte über Sie herfallen — es macht kein Geheimnis daraus: es hat mir in Campo Formio angeboten, Venedig zurückzugeben, falls ich ihm Bayern ausliefern wollte (und das zu einer Zeit, wo *wir* mit Österreich kämpften!). — Doch seien Sie unbesorgt, es wird dies Ziel nicht leicht erreichen." —

„Es kommt vor allem darauf an," versetzte ich, „uns gegen *seine* Angriffe zu stärken. Frankreich und Preußen garantieren uns unsere Existenz, doch hat unser Kredit durch die Affaire von Eichstädt gelitten, und ich kann Sie versichern, Bürger Erster Konsul, daß es dem Könige von Preußen entschieden angenehm sein würde, wenn Sie dem Kurfürsten baldigst eine Kompensation zusicherten."

„Sie wissen, daß Österreich großen Lärm schlug; ich wollte den Frieden bewahren, die Acquisition von Eichstädt ist ihm im Grunde nicht wichtig und der Plan der Entschädigungen war somit konsolidiert."

„Wir beklagen uns auch nicht wegen des Verlustes von Eichstädt, wenn wir eine Territorialentschädigung erhalten. Wir sind die einzigen, deren Integrität garantiert worden ist und die einzigen, deren Integrität angegriffen wurde. Der König von Preußen hat sich nur ungern dem Vertrage vom 5. September angeschlossen, doch hat er es wegen seines großen Vertrauens in Sie gethan. Bürger Erster Konsul, er rechnet noch auf Ihre Mithilfe, um uns zu entschädigen. Sie brauchen nur zu wollen, die Mittel sind da. Erhalten wir eine Entschädigung, so ist unsere Unverletzbarkeit unange-

tastet geblieben und einfach eine Veränderung des uns angewiesenen Gebietsteiles eingetreten. Österreich wird sich dann nicht mehr des Sieges rühmen dürfen und das von Frankreich und Preußen gegebene Wort wird erfüllt sein. Dieses von Ihnen, Bürger Erster Konsul, gegebene Wort ist so viel wert wie eine Sicherheit: darum habe ich auch niemals daran gezweifelt, daß der Kurfürst erhalten werde, was ihm zukommt".

„Sie verstehen es," erwiderte er, „Ihre Interessen geltend zu machen und ich lasse Ihrem Eifer Gerechtigkeit widerfahren. Was soll denn aber geschehen?"

„Geben Sie uns zunächst Nürnberg, dessen wir für unsern Handel bedürfen — und in der Förderung des Handels begegnen sich unsere beiderseitigen Interessen. Der Magistrat von Nürnberg hat allerdings den Glauben zu verbreiten versucht, daß unsere Besitzergreifung zum Niedergang der Industrie dieses Landes führen würde. Das aber ist Unsinn! Übrigens verlangen wir ja gar nicht die Stadt selbst, sondern einen Teil ihres Gebiets, der für eine Handelsstadt ohne Nutzen ist."

„Nun wohl, so wollen Sie mit Preußen einen Vertrag schließen?"

„Nicht um einen Vertrag würde es sich handeln, sondern um ein durch Frankreich vermitteltes Abkommen (arrangement). Preußen hätte denjenigen Teil dieses Gebiets zu kaufen, dessen es bedarf, und die bezügliche Summe würde von den Schulden der Stadt abgezogen werden, — die Stadt aber behielte eine Bannmeile und würde frei bleiben. Dadurch würden alle Verbindlichkeiten Frankreichs eingehalten, wir erhielten eine Verbindung zwischen den alten und den neuen Teilen unseres Gebiets. Würde das auch keine territoriale Entschädigung für Eichstädt bilden, so bedeutete es doch einen Vorteil für den Kurfürsten, den dieser mit Dank anerkennen würde."

Jetzt erschien ein General, der sagte, daß das Gefolge versammelt sei. Der Erste Konsul fragte mich, wohin ich zu gehen beabsichtige, forderte mich auf, bis zu seiner Rückkehr nach Paris in Frankreich zu bleiben und fügte hinzu, daß er sich freuen werde, mich wiederzusehen. — Meinem Bruder hat er von dieser — in dem

vorstehenden genau wiedergegebenen — Unterhaltung Mitteilung gemacht, ihm seine Befriedigung über unsere Bekanntschaft ausgedrückt und hinzugefügt, daß er nicht verkannt habe, daß ich Frankreich liebte und ihm einen Dienst erwiesen hätte.

Abends zuvor war Herr von Talleyrand eingetroffen. Ich erfuhr das bei dem General Duroc, der mich mit vieler Freundschaft empfing, wozu der mir durch den Ersten Konsul gewordene gute Empfang erheblich beigetragen hatte. Ich begab mich sogleich zu Herrn von Talleyrand, der indessen ausgegangen war. Bei ihm traf ich Herrn Durand,[1]) den ich seit lange kenne, der mich freundlich empfing und mit dem ich darum über unsere Nürnberger Angelegenheit sprach. Er sagte mir, daß dieselbe nach der Rückkehr des Ersten Konsuls sicher zum Abschluß kommen werde, daß die Herren Matthien [2]) und Honlein die Dinge auf Grundlage einer aus Berlin eingetroffenen Denkschrift bearbeitet hätten, daß Honlein nach Paris kommen werde und daß Cetto seine Vollmachten erwarte, um zu verhandeln. (Ich möchte empfehlen, Herrn von Cetto möglichst genaue Abschätzungen der Nürnberger Amtmannschaften sowie die auf Nürnberg bezüglichen Papiere zugehen zu lassen, die ich dem Hofe habe zugehen lassen.) Herrn Durand habe ich unsere Interessen auf das angelegentlichste empfohlen und ihm gesagt, daß wir wüßten, welchen Einfluß er auf diese Angelegenheit zu üben vermöge. Er hat mir das versprochen und mit mir ausgemacht, daß wir einander wiedersehen würden, wenn ich bis zur Rückkehr des Ersten Konsuls in Frankreich bleiben sollte.

Abends traf ich Herrn von Talleyrand beim Ersten Konsul. Er nahm mich freundlich auf und ich benutzte diese Gelegenheit zu einer Besprechung über die Angelegenheit der Großpriorate in Deutschland. Der Minister sagte mir, daß Cetto dieselbe bereits mit ihm

---

1) Durand war der Pariser Banquier, durch welchen die Talleyrand bestimmten, von den deutschen Höfen aufgebrachten Summen an Frau Grand (Talleyrands spätere Gemahlin) und sodann an diesen gingen.

2) Ein ehemaliger Konventsdeputierter, den Talleyrand bei seinen Verhandlungen mit den deutschen Reichsfürsten benutzte und der durch Bestechlichkeit und Habsucht berüchtigt war.

besprochen habe, worauf ich bemerkte, daß der Kurfürst, bevor er weitere Schritte thue und auf das Entgegenkommen des Großpriorats antworte, die Absichten der französischen Regierung kennen lernen wolle. „Was Sie vorschlagen," erwiderte Herr von Talleyrand, „läuft ja der Verfassung des Ordens entgegen und da Sie demselben selbst angehören, können Sie das nicht wünschen. Ich gab ihm zur Antwort, daß es sich nicht um mich, sondern um das kurpfälzische Haus handle, — daß es ja auch nach wie vor einen Großprior geben solle, nur daß derselbe jedesmal ein kurpfälzischer Prinz sein werde.

„Das genügt ja aber schon zur Vernichtung des Wahlvorrechts."

„Allerdings. Die Sache liegt aber so, daß, wenn es nicht ein kurpfälzischer Prinz ist, es ein österreichischer Erzherzog sein wird und daß ich kein anderes Mittel weiß, damit das vermieden werde."

„Man muß weiter zusehen," erwiderte Talleyrand. „Übrigens haben wir ja noch Zeit und kann man die Dinge zunächst noch gehen lassen."

Ich ließ den Gegenstand jetzt fallen, verhehlte mir aber nicht, daß der Minister dem gemachten Vorschlage wenig günstig sei. Talleyrand wird überdies durch den mit der Wahrnehmung der Interessen des Groß-Priorats betrauten Bailly de Ferreti in Paris bearbeitet werden. Er ist mit dem Minister eng befreundet und dieser hat mir gegenüber über diese Angelegenheit in einem nicht eben ermutigenden Tone gesprochen.

Herr von Talleyrand und der Minister des Innern sind am Morgen des 28. abgereist, während Frau Bonaparte diesen Tag hier zugebracht hat. Ich bin den ganzen Tag über bei ihr gewesen, — wir haben gemeinsam die Kathedrale besucht, sodann zu Mittag gegessen und eine Bootfahrt auf der Somme gemacht. Allenthalben wurde die Dame mit dem Ruf: „Es lebe Bonaparte" empfangen, denn allenthalben hat dieser außerordentliche Mann wahrhafte Zuneigung erworben. Aus einer Unterhaltung mit dem Minister des Innern habe ich eine Anzahl Anekdoten und Einzelzüge aufgelesen,

die zur nähern Kenntnis der Person des Ersten Konsuls beitragen werden und die ich, wie gesagt, direkt von Herrn Chaptal habe.

Wer sich dem Ersten Konsul nähert, wird von Hochachtung und Hingabe an ihn erfüllt. Die Personen, die ihn auf seiner gegenwärtigen Reise begleiten, sind die Generale Duroc, Lafarelli, Davoust, Soult, Lauriston, die Adjutanten Savary und Lebrun, der Kommandeur der Gardegrenadiere Obrist Hordner, die Palastpräfekten Remusat und Salenatori. Die Minister des Innern und des Auswärtigen treffen an den verschiedensten Aufenthaltsorten mit ihm zusammen — ebenso Admiral Bruys, Senator Monge und Staatsrat Cretel, —, indessen der Marineminister vorausreist. Keiner dieser Herren hat anders wie in Dienstangelegenheiten oder auf Grund formeller Einladung Zutritt zu ihm, — niemand wagt es, das Wort an ihn zu richten — niemand weiß, was er thun soll, und man erfährt das erst kurz vor dem Augenblicke der Ausführung, denn es geschieht häufig, daß abends festgesetzte Pläne am andern Morgen abgeändert werden. Man muß zu jeder Zeit zu allem bereit sein, um sich auf das leiseste Zeichen hin in Bewegung zu setzen. Über andere als dienstliche Angelegenheiten redet Bonaparte mit seinen Adjutanten und Generalen nicht — erscheint er, so erhebt sich alles, um rings um ihn Aufstellung zu nehmen. Die Pferde sind zu jeder Stunde gesattelt, die Garden immerfort unter den Waffen und alle Maßregeln gegen etwaige Überfallsversuche getroffen. Die keckften Leute werden durch ihn eingeschüchtert und die Furcht, die er einflößt, ist so groß, daß die geübtesten Redner vor ihm in Verlegenheit geraten. In dem merkwürdigen Übergewicht, das er über seine gesamte Umgebung gewonnen hat, liegt das Geheimnis seiner Herrscherstellung. Anderen wie sich selbst erscheint er als außerordentlicher, von der Vorsehung mit einer besonderen, zum Heil der Welt bestimmten Mission betrauter Mann. Es giebt kein Opfer, das er nicht verlangen könnte; — wenn er einem seiner Generale befehlen würde, sich ins Feuer zu stürzen, so würde ihm dieser ohne Zögern Folge leisten, weil er davon ausginge, daß ein Befehl Bonapartes jede Diskussion ausschließe und daß ein von ihm ausgehender Willensakt, auch wenn er noch so wunderlich erschiene, auf wohlbegründeten Erwägungen beruhen müsse.

Für das Oberhaupt eines großen Staats und den Begründer einer neuen Autorität, die nirgend auf Widerstand stoßen darf, ist eine derartige, fast romanhafte Hingabe notwendig. Vermöchte doch die geringste Verzögerung die weitest aussehenden Pläne zum Scheitern zu bringen! Wo diskutiert werden darf, ist es um die Autorität geschehen. Weder verlangt er Rat, noch nimmt er solchen an, denn er weiß, daß ein Mann, der Rat einholt, nachdem er befohlen hat, ein verlorener Mann ist. Diskutieren, Meinungen anhören und abwägen darf man nur, bevor man das entscheidende Wort gesprochen hat, — ist dasselbe einmal gefallen, so muß alles zurückweichen, alles gehorchen. Und doch wäre es falsch zu glauben, daß die Haltung derjenigen, die seinen Hofstaat bilden, eine knechtische sei. Im Gegenteil besitzen die Männer, welche ich namhaft gemacht habe, ein starkes Gefühl der eigenen Würde; sie sehen sich als Mitarbeiter an dem großen Werk der Pacifikation Frankreichs an. Der Mann, dem sie Gehorsam leisten, ist für sie ein höheres Wesen, dem sie sich mit Liebe und Heldenmut, nicht aber mit Anbetung und Knechtssinn hingeben und dem sie gehorchen, weil sie das größte Ziel vor sich sehen und weil alles, was ihnen befohlen wird, groß und ehrenvoll ist. Ein solcher Gehorsam ehrt diejenigen, die ihn üben. Handelte es sich bei Bonaparte nicht mehr als um die Einfälle eines launenhaften Tyrannen, so würden seine wärmsten Freunde ihn verlassen und das Idol, das sie gestern verehrten, heute umstürzen. Wie aber sollte man dem Einfluß eines Mannes widerstehen, der sich bei jeder Bewegung groß zeigt? Die Herbheit und Gewaltsamkeit der Autorität, die von diesem Mittelpunkte ausgeht, nimmt eine sehr viel mildere Gestalt an, wenn sie in den einzelnen Zweigen der Verwaltung und in den einzelnen Teilen des Staats zur Erscheinung kommt. Sie ist dem Strom zu vergleichen, der wild aus dem Felsengebiet seiner Entstehung hervorbricht, der aber einen gewaltsamen Anstoß geben muß, wenn die Wellen, welche die Ebene befruchtend durchströmen, in Bewegung gehalten und vorwärts getrieben werden sollen.

Bonapartes Gesicht sieht gewöhnlich streng und nachdenkend aus, es erheitert sich aber zuweilen durch ein freundliches Lächeln,

das ihm einen Ausdruck von Güte und Sanftmut giebt. Der Klang seiner Stimme ist schön und hat etwas Markiges. Seine eigne Person schont er weder in der Armee, noch im Arbeitszimmer, ja nicht einmal auf Spaziergängen und während der Mußestunden, welche er sich gönnt. Jede seiner Bewegungen verrät ein außerordentliches Thätigkeitsbedürfnis, große Beobachtungsgabe und die beständige Richtung auf irgend einen nützlichen Gegenstand. Binnen weniger Tage durchstreift er alle bemerkenswerten Orte einer Landschaft, indem er sich über alles unterrichtet und sich die schwachen wie die starken Seiten jeder Position und jedes Gegenstandes einprägt. Er nimmt weder auf Weg und Wetter, noch auf die übrigen Hindernisse acht, von denen andere Leute sich aufhalten lassen. Seine gesamte Umgebung muß ihm unbedingt folgen und auf jede Stimmung Verzicht leisten, die von der seinigen abweicht.

In dem ägyptischen Feldzuge gewahrte er während der Schlacht von Abukir (?) eine muselmannische Abteilung, welche ihm den Verbindungsweg zu einem seiner Detachements abschneiden wollte. Er wandte sich zum General Davoust und befahl ihm, zweihundert Mann zu nehmen und mit diesen den Feind aufzuhalten. Davoust, der bereits Divisionsgeneral war, zögerte einen Augenblick, weil er glaubte, daß ein solcher Auftrag seinem G[illegible] nicht entspreche, und erlaubte sich die Gegenbemerkung: „General, ich würde dann an der Schlacht keinen Anteil nehmen!“ — „Ich kassiere Sie“ rief Bonaparte. Davoust unterwirft und entschuldigt sich, nimmt ohne weiteres Zögern die zweihundert Mann und führt den ihm erteilten Auftrag aus. Andern Tags sagt Bonaparte ihm: „Setzen Sie mir jetzt Ihre Gründe auseinander, — ich bin gern bereit, dieselben anzuhören, — wenn ich befehle, so verlange ich aber vor allem Gehorsam.“

Während des Marsches durch die syrische Wüste vermochte eine durch Durst und Anstrengung ermüdete Halb-Brigade nicht weiter zu marschieren, ohne daß Bitten, eignes Beispiel und Vorwürfe auf die ermatteten Leute Eindruck zu machen vermochten. Bonaparte trat an die erste Reihe der Grenadiere heran und sagte den Generalen in gedämpftem, aber nichtsdestoweniger hörbarem Tone: „Ich sehe, daß die Halb-Brigade mich nicht mehr liebt.“ Die entfernter

stehenden Soldaten gewahrten, daß die von Bonaparte gesprochenen Worte auf die Umstehenden Eindruck gemacht hatten, und fragten ihre Kameraden, was er gesagt habe. Seine Worte zirkulierten alsbald durch die Reihen, — die wackeren Leute riefen: „Hoch Bonaparte" und setzten ihren Marsch fort.

Von den österreichischen Generalen, gegen welche er gefochten hat, schätzt Bonaparte den General Alvinzi am höchsten. Den Erzherzog sowie die Generale Melas und Wurmser lobte er, weil er mit ihnen am liebsten die Waffen kreuzte, Alvinzi aber fürchtete er, weil die Geschicklichkeit desselben und die Hartnäckigkeit seines Widerstandes ihm den Sieg beinahe entrissen hatte. Als sich nach der berühmten Schlacht bei Arcole die beiden Armeen nach furchtbaren Anstrengungen und schweren Verlusten einander in nahezu gleicher Stärke gegenüberstanden, erkannte er, daß es sich in diesem Augenblick nur noch um den Kampf der beiden Anführer handle: demgemäß sah er den Sieg für gewiß an. „Ich sah," sagte er, „daß beide Heere gleich angegriffen und ermüdet seien und daß es allein auf mich und Alvinzi ankommen werde. Ich zog in Betracht, daß er alt, unwohl und angegriffen, ich dagegen jung, gesund und wohlauf sei. Meine Hartnäckigkeit mußte über dieselbe siegen — und so geschah es auch."

Als bei Marengo die österreichischen Heersäulen vorrückten und die französische Armee nach hartnäckigem Widerstande auf allen Punkten zu weichen begann, stand er unter einem Baume, indem er sich mit der rechten Hand auf sein Pferd lehnte. Mehrere um ihn stehende höhere Offiziere sagten, indem sie die Bewegung der Armee verfolgten, mit leiser Stimme zu einander, daß das Zeichen zum Rückzuge werde gegeben werden müssen — keiner aber wagte es, das Wort an ihn zu richten und ihm diesen Rat zu erteilen. Bonaparte hörte ihnen schweigend zu, indem er unausgesetzt seine Aufmerksamkeit auf die Bewegungen richtete. Nach einigem Nachdenken rief er sodann: „Vorwärts meine Herren — jedermann auf seinen Posten." Die Generale sahen einander erstaunt an, er aber rief weiter: „Desaix, lassen Sie die Reserven vorrücken, — der Sieg ist unser". Er hatte wahrgenommen, daß die Österreicher keine frischen Truppen mehr

zur Verfügung hätten, während ihm 5000 Mann noch nicht im Feuer gewesener tüchtiger Soldaten geblieben waren. — Das Resultat dieser Bewegung ist bekannt.

Diese wunderbare Geistesgegenwart ist eine der Hauptursachen von Bonapartes Erfolgen gewesen. Nachdem er in so zahlreichen Schlachten Ruhm erworben hat, erscheint unzweifelhaft, daß er es jetzt auf die Triumphe einer guten und weisen Verwaltung abgesehen hat. Möglich, daß er England als allzugefährliche Nebenbuhlerin angesehen und demgemäß die Interessen dieses Landes zu stark geschädigt hat — unzweifelhaft kann aber kein Staat gezwungen werden, die Erzeugnisse des andern bei sich aufzunehmen. Sieht England die gegen die Einführung seiner Waren gerichtete strenge Kontrolle als Akt der Feindseligkeit an, so rührt das von einem der Hauptfehler des ancien régime her, das die britische Insel durch aller guten Politik zuwiderlaufende Handelsverträge daran gewöhnt hatte, Frankreich als offenen Markt für seine Industrie zu behandeln. Auf Untersuchungen über die Folgen eines solchen Krieges will ich mich nicht einlassen, — davon aber bin ich überzeugt, daß Bonaparte den Frieden wünscht und daß er denselben ohne Rücksicht auf seine Abneigung gegen England und die ihm von dort her zugefügten groben und unanständigen Beleidigungen aufrecht zu erhalten suchen wird, wenn er sieht, daß die Friedensabsichten ernste sind. Bedauerlicherweise wird das aber erst eintreten, wenn die Wirkungen des Krieges sich thatsächlich werden geltend gemacht haben; um das zu erreichen, wird Bonaparte England durch Rüstungen und für dasselbe verderbliche Kriegsvorbereitungen zu ermüden suchen.

Seine Reise durch Frankreich trägt inzwischen auch einen friedlichen Charakter. Er besichtigt Werkstätten, ermutigt die Gewerbethätigkeit, läßt die Wege verbessern, erteilt wichtige Konzessionen für Wege- und Hochbauten und ebenso an die Städte, welche er durchreist. In Amiens hat er an die Arbeiter der drei Manufakturen, die er aufsuchte, zehntausend Franks verteilen lassen, zur Ausbesserung der Kathedrale erhebliche Summen angewiesen, dem Wohlthätigkeitshospital ein Kloster und einen Garten zugeteilt, behufs Vergrößerung des Hafens der Stadt einen Teil der Wälle übergeben, das früher

als Seminar benutzte große Gebäude zur Kaserne bestimmt. Ferner hat er die Stadt aufgefordert, ihm von ihren Wünschen und Bedürfnissen Kenntnis zu geben und Förderung aller auf die Wohlfahrt derselben abzielenden Unternehmungen zugesagt; den Maire und den Präfekten mit Zeichen seiner Zufriedenheit und Achtung überhäufend hat er zu verstehen gegeben, daß er von dem ihm bereiteten, wahrhaft freundlichen und freimütigen Empfang gerührt gewesen sei. In der That hat man ihn seitens aller Klassen der Gesellschaft ohne Unterschied wie einen Vater und Freund empfangen. Amiens sieht seinen Wohlstand täglich zunehmen. Die Strenge, mit welcher man gegen den Schmuggel aus England vorgeht, hat die Gewerbethätigkeit dieser Stadt verdoppelt und die Zahl der in ihr aufgestellten Webstühle binnen drei Jahren von 6000 auf 15000 gebracht."

Dem vorstehenden an Montgelas gerichteten Schreiben ließ Bray einige Tage später einen ausführlichen Bericht über die innere und äußere Lage Frankreichs folgen. Was derselbe über die Beziehungen zu England und über die Gründe für und wider eine Erneuerung des Kampfes gegen diese Macht sagt, hat heute ein nur untergeordnetes Interesse, während die auf die inneren Zustände Frankreichs bezüglichen Ausführungen denjenigen an Bedeutung nahe kommen, die wir in dem zweiten Abschnitte des vorliegenden Buches als Beiträge zur Charakteristik des revolutionären Frankreich von 1798 wiedergegeben haben. Es heißt nämlich wie folgt:

„In denjenigen Teilen Frankreichs, die ich besucht habe, ist mir allenthalben das nämliche Verlangen nach Ruhe und nach Aufrechterhaltung der bestehenden Regierung begegnet. Giebt es auch nach wie vor eine große Anzahl von Personen, welche die Wiederherstellung der alten Monarchie und die Zurückführung der Bourbonen wünschen, so sind das doch nur pia desideria ohne praktische Bedeutung. Ich habe mit mehreren ehemaligen Führern der Chouans, u. a. mit La Sauvagnain ausführliche Gespräche geführt und von dem letztern erfahren, daß die Prinzen ihm schriftlich zur Unterwerfung

geraten haben. Er fügte hinzu, daß die für den Widerstand verfügbar gewesenen Mittel auf Null zusammengeschrumpft seien und daß man wohl noch Menschen opfern, aber keine Resultate herbeiführen könne. Demgemäß habe er sich verheiratet und den Entschluß gefaßt, in Zukunft dem politischen Leben fern zu bleiben.

Englischerseits hat man allerdings versucht, das verglimmende Feuer neu anzufachen, und Agenten ausgesendet, die in der Vendée und dem Gebiet der Chouans verhaftet worden sind. Ich habe beide Landschaften bereist und mit dem Präfekten des Departements der Loire inférieure, Herrn Letourneur[1]) und dem Generalsekretär Huet (einem sehr verdienstvollen Mann) ausführliche Besprechungen abgehalten und von beiden bestätigen gehört, daß die Verwaltung dieser Länder keine größere Vorsicht erheische als diejenige der übrigen Departements. Die Bauern der genannten Gegenden haben während des achtjährigen Bürgerkrieges und zufolge der ausgestandenen Leiden allerdings eine so weitgehende Gleichgültigkeit gegen Gefahren, ja gegen das Leben überhaupt gefaßt, daß es allerdings gefährlich werden könne, die Gemüter zu reizen. Lasse man diese Leute dagegen ungestört bei ihren alten Gewohnheiten verharren, so würden dieselben unzweifelhaft die Ruhe, deren sie sich jetzt erfreuten, dem Wiederbeginn von Agitationen und Unruhen vorziehen. Da ich selbst Grundbesitzer in der Vendée gewesen bin, habe ich Gelegenheit gehabt, mit Bewohnern derselben vertraulich zu reden und dabei in Verwunderung darüber zu geraten, daß sich bei ihnen Wohlwollen und Zuvorkommenheit in so merkwürdiger Weise mit der erwähnten Verachtung gegen das Leben miteinander verbinden. Was fehlt ihnen denn auch? Sind es etwa ihre Priester? Diese hat man ihnen wiedergegeben und für die Regierung kommt es nur noch darauf an, bei der Auswahl der Pfarrer richtig zu verfahren, da dieselben den Bauern gegenüber Regierungsorgane darstellen. Hat die Regierung dem Landvolk etwas zu sagen, so geschieht es durch den Mund der Geistlichen, die ihnen die neu erlassenen Gesetze erläutern. Bei feierlichen Gelegenheiten

---

1) Letourneur war von 1795 bis 1796 Direktor gewesen, sodann aber ausgelost worden.

sind es die Bischöfe, von denen die Regierung den größten Nutzen ziehen kann, da diese die Ruhe des Landes verbürgen.

Weiter wünschen diese Leute von der Konskription (sc. zur Armee) verschont zu bleiben und das bildet allerdings einen sehr viel schwierigeren Punkt, wenn die Regierung gleich bestrebt gewesen ist, diese Last einigermaßen zu erleichtern. Die Bewohner der insurgiert gewesenen Landesteile haben eine Abneigung gegen die blaue Uniform gefaßt, die unüberwindlich erscheint. Insbesondere vermögen die Bewohner der Vendée sich noch nicht an den Gedanken zu gewöhnen, derselben Fahne zu dienen, unter welcher die Scharen eingedrungen waren, welche ihre Heimat mit Feuer und Schwert verwüstet haben. Der größte Teil der Ausgehobenen desertiert denn auch und unter den jungen Leuten gilt der Satz, daß Krieg Krieg sei und daß man denselben lieber zu Hause als auswärts führe.

Da unzweifelhaft ist, daß einem durch den Bürgerkrieg entvölkerten Lande starke Aushebungen besonders empfindlich fallen müssen, so hat man die Last zu mildern für notwendig gehalten und den Gemeinden die Wahl gelassen, entweder ihren Mann zu stellen oder einen Stellvertreter zu kaufen. Nebenher sucht man die Leute an die direkte Leistung der Militärpflicht zu gewöhnen und dahin zu bringen, daß sie an der Seite der Republikaner fechten. Von Gemeinden zu 1800 bis 2000 Menschen wird nur ein Mann ausgehoben und durch Güte und Zureden, wie durch Strenge und Entschiedenheit gegen die Übelgesinnten einzuwirken gesucht. Zu diesem Behuf ziehen starke Gendarmerie-Abteilungen durch das Land. Durch straffe Disziplinierung und geeignete Auswahl der Zugehörigen dieser Truppe hat die Regierung derselben die Achtung der Bevölkerung zu erwerben gewußt. Seit Errichtung dieser Truppe ist das Innere Frankreichs von den Räuberbanden gereinigt worden, die die Landstraßen unsicher machten und die Verzweiflung des flachen Landes bildeten. Heute kann man ungefährdet durch die abgelegensten Gegenden reisen.

. . . . Auf dem flachen Lande wird Bonaparte im allgemeinen geliebt und bewundert. Von Paris abgesehen, kann der Erste Konsul allenthalben in höherem Maße auf Zustimmung und Hingabe, als

auf Ablehnung rechnen. Freilich giebt es selbst in der Armee eine Anzahl unzufriedener, veränderungslustiger Leute, die es für mit ihren Freiheitsbegriffen unvereinbar halten, daß ein einzelner Mann Gesetze giebt . . . Leute, die auch wohl bei ausgebrochenen Wirren sich zu verstärken vermöchten: die bestehende Ordnung von sichaus zu gefährden vermögen sie indessen nicht. Es sind das einzelne, mehr oder minder zahlreiche, aber zumeist einflußlose Individuen, die Bonaparte widerstreben, während es eine solche Partei, — soweit ich habe wahrnehmen können, — nicht giebt. Am gefährlichsten dürften gewisse alte Jakobiner sein, — die meisten derselben aber haben es während der Revolution zu Vermögen gebracht, wünschen dasselbe in Ruhe zu verzehren und machen der Regierung keine Schwierigkeiten. Grade auf die schlimmsten von ihnen würde die Regierung sicher rechnen können, weil diese Leute ganz genau wissen, daß ein anderes Gouvernement ihnen weniger Duldung gewähren würde.

Vielfach wird Moreau als Oberhaupt der dem Ersten Konsul feindlichen Partei angesehen. Richtig ist, daß er Bonaparte nicht liebt, aber eben so richtig, daß er trotz seines großen Rufes wenig Anhänger besitzt und daß er Umtrieben gegen Bonaparte fern bleibt. Hat der letztere danach keine gegen sich gerichtete Bewegung zu fürchten, so ist sein Leben doch Attentaten ausgesetzt. Was aber würde aus Frankreich werden, wenn Bonaparte das Opfer einer solchen Katastrophe werden sollte? Die Antwort darauf habe ich trotz reiflichen Nachdenkens nicht zu finden vermocht. Vielleicht hat Bonaparte selbst daran gedacht, sich einen Nachfolger zu sichern, und dabei einen Sohn seines Bruders Ludwig oder Lucians und (was wahrscheinlich war) Josephs ins Auge gefaßt. Was Lucian anlangt, so ist kaum anzunehmen, daß Bonaparte einem Mann, den er für zu unmoralisch hielt, um ihm das Ministerium des Inneren zu lassen, die Geschicke Frankreichs anvertrauen wollte. Lucian ist allerdings ein Mann von Geist und Charakterstärke, der besser regieren als administrieren könnte. Einem Manne solcher Art kann man auch vielleicht den Mangel kleiner Tugenden nachsehen, denn für ihn käme es nur darauf an, daß er Minister zu wählen wisse, welche diese Tugenden besitzen. Die gegenwärtige

Organisation hat aber auch so wie sie ist, ihre Vorzüge. Sind das Tribunat und der gesetzgebende Körper auch in politischer Beziehung gleich Null, so tragen diese Institutionen doch dazu bei, vielen Personen ein direktes Interesse an dem Bestande der Republik zu geben: sie umfassen vierhundertundfünfzig gut bezahlte Ämter. Der Senat stellt eine mächtige und in mancher Hinsicht geachtete Körperschaft dar. Ob die Mitglieder derselben einflußreich genug wären, die bestehende Verfassung aufrecht zu erhalten und ob von den Mitgliedern der Familie Bonaparte eines bei der Armee so viel Einfluß besitzt, daß es seiner Familie die oberste Gewalt zu sichern vermöchte, weiß ich nicht. Für ausgemacht sehe ich dagegen an, daß die Konsular-Garde und die im Zentrum des Staats garnisonierende Division das entscheidende Wort sprechen würden, wenn es sich darum handelte, Frankreich einen neuen Herrn zu geben. Wenn nicht etwa einer der an den Grenzen des Staats stehenden Heerführer das Zeug besitzt, sich proklamieren zu lassen, sehe ich nicht ab, wer sich im Innern dem Willen der Armee zu widersetzen vermöchte. Man hat nicht mehr wie früher Spaltungen zwischen den einzelnen Departements, sondern Spaltungen innerhalb der Armee bezw. zwischen den einzelnen Generalen zu fürchten. Das herrschende Regime ist eben ein rein militärisches, — die einflußreichsten Leute sind die Generale, die allein eine Bedrohung der Republik bilden!

Doch statt von künftigen Möglichkeiten zu handeln, wollen wir lieber bei der Gegenwart und ihren Zuständen stehen bleiben. Es ist als ausgemacht anzusehen, daß Bonaparte den Ehrgeiz besitzt, Gründer einer neuen Dynastie zu werden und daß er es dabei für ein Hindernis ansieht, mit einer Frau verheiratet zu sein, die aufgehört hat, Kinder zu gebären. Wie ich erfahren habe, ist ihm von mehreren hervorragenden Männern bereits der Rat erteilt worden, eine vornehme Verbindung ins Auge zu fassen. ‚Eine solche — hat man ihm weiter gesagt —, würde außerdem das einzige sichere Mittel bilden, den alten Adel für sich zu gewinnen, dessen Damen sich niemals dazu verstehen würden, die Gefolgschaft einer Frau zu bilden, die sie für unter sich stehend und allein durch zufällige Umstände

emporgekommen ansehen. Sei Bonaparte auch durch sich selbst groß geworden und durch seine Eigenschaften zu einer hohen Autorität gemacht worden, so vermöge er doch nicht zu ändern, daß seine Frau nichts weiter als Madame Bonaparte sei. Einer Frau, die durch ihre Geburt Anspruch auf eine hervorragende Stellung hätte, würde man sich dagegen bereitwillig unterordnen.

Diesen Erwägungen hat Bonaparte indessen Bedenken entgegengesetzt. Als Mann, der auf gute Sitte hält, verabscheut er die Ehescheidung, — davon abgesehen, daß er seiner Frau für die von ihr bewiesene Hingabe dankbar ist. Seine Ansichten über die Ehe sind strenge und wesentlich ihm zu Gefallen sind fast alle Generale seiner näheren Umgebung trotz ihres jugendlichen Lebensalters verheiratet: Massena, Duroc, Caffarelli, Lauriston, Murat u. a. Bonaparte fühlt, daß die Vorteile einer vornehmen Ehe seiner Stellung fehlen und daß es ein Übelstand ist, durch seine Verwandten in Verbindungen gebracht worden zu sein, die bis in die untersten Klassen reichen. Danach würde ich nicht verwundert sein, wenn er eines Tages die Gelegenheit zu einer Verbindung mit vornehmem Blut wahrnehmen wollte. Schwer würde es allerdings halten, unter den souveränen Familien eine Person ausfindig zu machen, die kühn genug wäre, um sich über die hergebrachten Meinungen hinwegzusetzen und alle Widerstände zu brechen.

Bonaparte hat eine ausgesprochene Vorliebe für vornehme Familien und kommt denjenigen Frankreichs nach Möglichkeit entgegen. Er befolgt dabei ein ganz bestimmtes System, durch welches er sich der Unterwürfigkeit der Begünstigten versichern und zugleich verhindern will, daß sich allzugroße und zu hervorragenden Stellungen befähigende Vermögen bilden. Herrn von Talleyrand hat das ungeheure Vermögen, das er zusammenzubringen gewußt, nicht zur Empfehlung gereicht. Bonaparte wünscht einen gewissen Austausch zwischen den Ehrenstellungen der alten und den Vermögen der neuen Leute hergestellt zu sehen, — er hat in dieser Beziehung indessen nicht viel auszurichten vermocht. Der alte Adel lebt vollständig abgeschieden, verkehrt höchstens mit Seinesgleichen und verspottet die Regierung, unter deren Schutz er lebt, nach Herzenslust.

Einige große Familien haben sich allerdings der neuen Ordnung der Dinge zugewendet. Hierher zählen die Ségur, Périgord, Noailles, de Luynes und Rochefoucauld, die dadurch mit den übrigen in einen gewissen Zwiespalt geraten sind. Das wird sich indessen allmählich geben: der alte Adel muß einsehen, daß ihm durch die gegenwärtige Lage Vorteile geboten sind, die nicht wiederkehren würden, wenn man sie dieses Mal unbenutzt läßt. Gefährlich können die Gesinnungen des alten Adels der Regierung nicht mehr werden, da die höheren Stellungen mit Männern besetzt sind, welche der Revolution alles verdanken, denen es weder an Talent noch an Energie fehlt und die noch lange in der Lage sein werden, Nebenbuhler, die ihnen gefährlich werden könnten, niederzuhalten. Was diesen neuen Männern an Stattlichkeit der äußeren Stellung und an Glanz des äußeren Auftretens fehlt, kann indessen nur im Verlauf mehrerer Generationen erworben werden. Sie sind zumeist Schmiede des eigenen Glücks gewesen und entbehren demgemäß für ihre Lebensstellungen der gesicherten Grundlage. Sieht man näher zu, so gewahrt man in ihren Haushaltungen regelmäßig gewisse Lücken, die entweder von der Neuheit der Einrichtung oder von notgedrungener, bezw. von ängstlicher Sparsamkeit herrühren. Der entfaltete Luxus ist ein unvollständiger, irgendwo fehlt es, im Hause oder im Stalle und macht sich eine störende Ungleichartigkeit der Lebensordnung geltend. Das Leben entbehrt des Reizes, das dem alten Frankreich eigentümlich war, weil keine eigentliche Gesellschaft da ist. Es fehlt an sicheren, eingelebten Verbindungen, — man stößt wie zufällig aufeinander und trifft dann nicht wieder zusammen. Während der winterlichen Saison strömt eine Masse von Menschen zusammen, die, weil sie einander kaum kennen, kein Vertrauen und keine Achtung gegen einander hegen, vorsichtig bleiben und im Sommer wieder auseinanderstieben. In den Häusern, die Gäste empfangen, giebt es keinen festen Kern, der derselbe bliebe und um den die hinzukommende Gesellschaft sich gruppieren könnte.

. . . Die Zahl großer Vermögen in Frankreich ist eine geringe geworden, während die kleinen Vermögen sich in geradezu wunderbarer Weise vermehrt haben und wegen der stattgehabten

Zerschlagung der großen Güter, sowie zufolge der Erbteilungsgesetze fortwährend zunehmen. Mit Handelsgeschäften, Bankoperationen und mit Lieferungen für die Armee und deren Bewaffnung sind einzelne große, wenn auch nicht solide Vermögen zusammengerafft worden. Die Handels- und Geschäftsmoral ist eine so schlechte, daß kein Tag vergeht, an welchem nicht neue Unternehmungen auftauchten und alsbald verschwänden. Da der Zinsfuß sehr hoch ist und gesetzlich neun Prozent beträgt, so werden zahlreiche Geschäfte gemacht und beträchtliche Gewinne eingeheimst. Tolle Verschwendungslust der Frauen und Haltungslosigkeit der Männer sorgen indessen dafür, daß diese jeder Grundlage entbehrenden Luftbauten alsbald wieder zusammenbrechen und zu skandalösen Vorgängen führen, welche die Verzweiflung von Tausenden von Menschen bilden, das Vertrauen untergraben, die Preise emporschnellen, den Handel um alle Achtung bringen und die allgemeine Demoralisation steigern.

Angesichts dieser Unsicherheit der wirtschaftlichen Zustände geraten Eltern und Familienhäupter in schwere Verlegenheit, wenn es sich um die Entscheidung über Zukunft und Berufswahl der Kinder handelt. Soll man dieselben Militärs werden lassen? Der Zudrang zu dieser Laufbahn ist ungeheuer und das Fortkommen auf derselben durch Gunst und gute Beziehungen bedingt. Sollen sie sich dem Handel widmen? Von den mit diesem verbundenen Schwierigkeiten ist bereits die Rede gewesen; oder dem Richterstande? Seit die Magistratur auf Gehalte gesetzt ist, hat sie die mit ihr verbundenen Vorteile und ihr Ansehen eingebüßt. Wollte man dieses Ansehen wiederherstellen, so müßte man zu dem verschrieenen System des Verkaufes der Stellen zurückkehren; wer zu leben hat, läßt sich nicht bestechen. Der Erste Konsul hat bereits daran gedacht, die obersten Richterstellen als Auszeichnungen an reiche Leute und nicht mehr als Anstellungen an lediglich auf ihre Gehalte bedachte Juristen zu vergeben. An den geistlichen Stand ist vollends nicht zu denken. Derselbe ist so ärmlich und unangesehen geworden und so vollständig von der Möglichkeit ausgeschlossen, Grundbesitz zu erwerben, daß er künftig nur den untersten Klassen zur Zufluchtsstätte dienen wird. Nur mit Schauder kann man daran

denken, daß dieser Stand den Träger der öffentlichen Moral abgeben soll. Mit dem Seefahrerberuf ist es nichts, solange die Streitigkeiten mit England fortdauern, — Künste und Wissenschaften haben niemals sichere Grundlagen der bürgerlichen Existenz gebildet und können überdies nur von denjenigen mit Erfolg getrieben werden, die sich ihnen aus Geschmack und nicht aus Berechnung zuwenden. Danach bleibt allein die Landwirtschaft übrig, und um diese treiben zu können, muß man Grundbesitzer seien. In der Summe: in Frankreich ist man bei der Wahl seines Berufes auf den Zufall angewiesen, weil die feste Organisation fehlt, welche jedermann den Platz anweist. Seit alle Lebensstellungen dem Verdienst, dem Ehrgeiz und dem Talent offen stehen, wird niemandem mehr eine bestimmte Linie, der er folgen konnte, vorgezeichnet und steht jedermann vor der Gefahr, eine falsche Wahl getroffen zu haben.

Allmählich wird das natürlich anders und besser werden, für den Augenblick machen die Wirkungen der revolutionären Bewegung sich aber noch überall geltend und weiß niemand, was er zu thun hat und was aus ihm werden soll. Es bedarf dauernder, durch eine kräftige Verwaltung hergestellter Ruhe, damit die früheren Beziehungen wiederhergestellt, die früheren Gewohnheiten wieder aufgenommen werden können. Der augenblickliche Zustand, wie ich ihn geschildert habe, führt nicht sowohl Unzufriedenheit, als Unbehagen herbei. Die meisten Leute wissen nicht, ob diesem Übergangszustande durch Stillhalten oder durch erneute Agitation abzuhelfen sei, und darum kommt es darauf an, daß sie über die wahrhaft in Betracht kommenden Punkte belehrt werden.

Daß man in Summa mit Bonaparte zufrieden sei, wird in den Pariser Salons allerdings bestritten. Hier führen die großen Geister das Wort, denen es unerträglich ist, einen Herrn über sich zu haben und die besonders darüber jammern, daß sie nicht mehr schreiben und die Welt mit den Produkten ihres Geistes bereichern können. Die Klasse dieser Leute ist in der That unversöhnlich, denn sie lebt von einer Selbstliebe, die das Gegenteil der Liebe zum öffentlichen Wohl bildet. Hier wirft man dem Ersten Konsul seinen Hang zum Luxus vor, obgleich man nicht bestreiten kann, daß eine

Regierung, die imponieren und Zuneigung erwerben will, der glänzenden Außenseite nicht entbehren kann. Auch die Reisen durch das Land, die er unternommen hat, macht man Bonaparte zum Vorwurf — ich kann aber aus direkter Erfahrung bestätigen, daß dieselben für die Gegenden, die er besucht hat, eine Wohlthat gewesen sind und daß sie zu einer großen Zahl wichtiger Unternehmungen den Anstoß gegeben haben, die unterblieben wären, wenn der Erste Konsul und die Minister sich nicht der von ihnen aufgesuchten abgelegenen Ortschaften angenommen hätten. Was wollen einige Millionen bedeuten, wenn mit ihnen große Resultate erzielt werden und wenn sie dazu beitragen, daß das Volk Anhänglichkeit für das Staatsoberhaupt gewinnt, das es doch zu selten zu sehen bekommt, um sich an demselben übersättigen zu können? Daß in Paris kein solcher Enthusiasmus aufkommt, hängt damit zusammen, daß man dort übersättigt ist, und man hat Unrecht, wenn man aus der Gleichgültigkeit und Lästersucht der Pariser irgend welche für die Stellung Bonapartes ungünstige Folgerungen zieht. — Das eigentliche Volk hat keinen Grund zu Beschwerden gegen die Regierung. Die Grundsteuer ist allerdings hoch, lastet aber vornehmlich auf den Wohlhabenden. Die Steuern sind überhaupt zu hoch und es hat nur an dem Kriege gelegen, wenn auf eine Abhilfe dieses Übelstandes bisher nicht Bedacht genommen worden ist. Eine besonders schwere Last bildet die Abgabe bei Grundeigentums-Übertragungen (droit d'enregistrement), weil sie dem Eigentümer bei jeder Transaktion ein Opfer des zwanzigsten Teiles vom Wert derselben auferlegt und dadurch zu Durchstechereien, geheimen Verträgen und Gesetzesumgehungen führt, — Erscheinungen, die den Nationalcharakter ungünstig beeinflussen und allenthalben als Folge empfindlichen Steuerdruckes auftauchen. — Die Finanzverwaltung dürfte überhaupt nicht so gut sein, wie man wünschen möchte. Weiß ich darüber auch nichts Genaueres, so habe ich doch wahrgenommen, daß schlecht gezahlt wird und daß sich allenthalben eine Knappheit der Mittel geltend macht, die die Ausführung der großen Pläne des Ersten Konsuls sichtlich erschwert. Frankreich besitzt so zahlreiche lokale Hilfsquellen, daß mit verhältnismäßig wenig Geld immer noch große Dinge ausgerichtet werden

können und daß mit geringen Opfern, die die einzelnen von ihren Einnahmen bringen, sehr beträchtliche Summen aufgebracht werden können. Das sichert Frankreich immer noch ein großes Übergewicht über die Nachbarländer. Nichtsdestoweniger muß eingeräumt werden, daß die Finanzen nicht die starke Seite Frankreichs bilden. Frankreich setzt seine Freunde und Nachbarn in Kontribution und es lebt gleichwohl von Auskunftsmitteln und Antizipationen. Offenbar fehlt es in diesem Verwaltungszweige an der Ordnung, Wirtschaftlichkeit und Reichlichkeit, ohne welche es keinen allgemeinen und dauernden Wohlstand giebt. Solange die Revolution ihr Wesen trieb, konnte die finanzielle Unordnung kaum als Zeichen der Schwäche des Landes angesehen werden — jetzt aber, wo dasselbe seine Stellung unter den geordneten Staaten wiedergewonnen hat, ist die Ordnung dieses Verwaltungszweiges zu einer unabweisbaren Bedingung seiner künftigen Wohlfahrt geworden.

Unleugbar hat die Regierung für die Künste und für den Aufschwung im Innern bereits viel gethan. Trotz des Krieges sind in Paris Arbeiten ausgeführt worden, welche es verschönert, für bequemere Verbindungen, sowie für bessere und gesundere Luft gesorgt haben. Dadurch, daß diese Arbeiten während der Dauer des Krieges in Angriff genommen wurden, hat Bonaparte eine fernere Probe seines weiten und richtigen Blicks gegeben. Er hat es nicht nach der Art gewöhnlicher Köpfe gemacht, die behufs Verherrlichung ihrer Regierung kostspielige und ebenso glänzende wie unnütze Monumentalbauten aufrichten lassen, sondern sich im Gegenteil angelegen sein lassen, früher begonnene Arbeiten zu vervollkommnen und zum Abschluß zu bringen. Er hat eingesehen, daß es zum Behuf der Verschönerung von Paris nicht etwa neuer Gebäude, sondern im Gegenteil der Hinwegräumung einer Masse häßlicher alter Bauwerke bedürfe, welche die Stadt einengten und entstellten. Ganze Straßen sind niedergelegt und neue Zugänge geschaffen worden. Der Karoussel-Platz ist der Baracken entledigt worden, die sich wie ein Schimpf desselben ausnahmen, — um die Kirche St. Sulpice und um die Chirurgenschule sind weite Plätze geschaffen worden, auf denen diese Gebäude ihre architektonischen Schönheiten zur Geltung bringen können. Das

Louvre ist zum Abschluß gebracht, das Tuilerien-Palais in Stand gesetzt worden und der Luxembourg läßt in seiner neuen Gestalt nichts zu wünschen übrig.

...... Im Innern des Landes sind die großen Verkehrsstraßen verbessert und Kanäle für die große und die kleine Schiffahrt in Angriff genommen, zum Teil auch schon eröffnet worden. An dem zur Wasserversorgung von Paris bestimmten Kanal von Ourcq wird eifrig gearbeitet, der zur Erleichterung und Abkürzung der Wasserfahrt auf der Somme bestimmte Kanal ist begonnen worden und das Projekt einer innern Verbindung zwischen der Loire, der Vilaine und dem Hafen von Brest ist in Arbeit. Es handelt sich darum, die zur Versorgung der Marine bestimmten Gegenstände gefahrlos von den Häfen von Nantes, l'Orient, St. Malo und Vannes auf Kanälen nach Brest schaffen zu können und ein Kanalnetz herzustellen, dessen Verzweigungen von der Bretagne bis zu den Geländen der Loire und Seine, sowie der in dieselben mündenden Nebenflüsse reichen.

Bonapartes Friedensverlangen ist vornehmlich auf den Wunsch zurückzuführen, sich vollständig diesen großen Arbeiten widmen zu können, und um zu dieser Lieblingsbeschäftigung zurückkehren zu können, betreibt er die militärische Aktion mit besonderem Nachdruck. Die Ergänzung der Armee vollzieht sich von allen Seiten und die Konskription wird mit einer Strenge durchgeführt, die vielfach Murren erregt. Dieser Aushebungsmodus hat Freunde wie Gegner. Vermöchte man einen Modus der Heeresergänzung ausfindig zu machen, bei welchem von allen gewaltsamen und die Freiheit der Staatsbürger beeinträchtigenden Maßregeln abgesehen würde, so müßte man zu demselben greifen. In welchem Lande der Welt aber besteht ein Rekrutierungssystem, bei welchem es ohne Härten und ohne auf diese bezügliche Klagen abginge?" —

An diese Ausführungen schließt sich ein Plaidoyer zu Gunsten der allgemeinen Wehrpflicht, das in unseren Tagen allgemeiner Geltung dieses Systems ebenso übergangen werden kann, wie der darauf folgende abermalige Hinweis auf die schwierige und unwürdige Lage des Klerus. Bemerkenswerter erscheint die an den Schluß des Berichtes gestellte Betrachtung über das Unterrichtswesen:

„Gründlicher Verbesserung bedarf endlich der öffentliche Unterricht. Das Vertrauen zu demselben ist durch unaufhörliche Abänderungen der getroffenen Einrichtungen vollständig untergraben worden. Die Lyceen[1]) stehen leer und die Lehrer sind schlecht bezahlt, dafür ist eine große Zahl von Sekundärschulen emporgewachsen, in denen jeder auf seine Weise und mit mehr oder minder Erfolg unterrichtet. Diese Anstalten sind reine Geldspekulationen, die niemals einen Ersatz für die Collèges bieten können, die große Vorzüge in sich vereinigten. Die Regierung hat eine große Zahl von Stipendien geschaffen, welche für die ärmeren Bürger eine wahre Wohlthat sind. Auch bietet der der Nation eigentümliche Bildungstrieb Sicherheit dafür, daß es an Bürgern nicht fehlen werde, die namentlich in den heutzutage mit besonderer Vorliebe getriebenen exakten Wissenschaften Beträchtliches leisten werden. Der Mangel einer wahrhaft nationalen Erziehung kann dadurch aber nicht ersetzt werden und zur Organisation einer solchen wird die Regierung es erst bringen können, wenn die Wiederherstellung des Friedens die dazu erforderlichen Mittel verfügbar gemacht haben wird. Dann wird die Erhaltung der Lyceen nicht mehr den Departements aufgebürdet werden, die ohnehin mit hohen Abgaben und zahlreichen Octrois belastet sind. Hat dann der Handel wieder seinen belebenden Einfluß geltend machen können und das Vertrauen sich wieder eingestellt, — so wird Frankreich zu der Wohlfahrt zurückkehren können, die es unter seinen alten Königen besaß und deren Wiederherstellung das Hauptziel von Bonapartes Ehrgeiz bildet."

Daß Brays Glaube an die Friedensbereitschaft Napoleons auf einem Irrtum beruhte und daß damit ein Teil der von ihm gezogenen Schlußfolgerungen in Wegfall kam, braucht nicht erst gesagt zu werden. Sieht man von diesem, freilich kapitalen Punkte ab, so erscheint die Sicherheit bewunderungswürdig, mit welcher der Berichterstatter vom

---

1) Lycées' werden in Frankreich die staatlichen Gymnasien, collèges die von Kommunen, geistlichen und politischen Korporationen begründeten Lehranstalten dieser Art genannt.

Jahre 1803 in nahezu allen übrigen Rücksichten das Richtige zu treffen gewußt hat. Daß Napoleon es auf die Begründung einer neuen Dynastie abgesehen habe, ist ihm ebensowenig zweifelhaft wie, daß keines der Glieder der Familie Bonapartes das Zeug besitze zur Weiterführung des begonnenen Werkes und daß der Gemahl Josephinens schließlich zu einer neuen Eheschließung werde schreiten müssen. Mit derselben Bestimmtheit wird auseinandergesetzt, daß der Widerstand des alten Adels gegen das neue Régime fortdauern, eine Gefahr für dasselbe indessen nicht bilden werde und daß die Führer der Armee auf die Zukunft des Landes größeren Einfluß zu üben bestimmt seien als die Oberhäupter der politischen Parteien, einschließlich der royalistischen. Das nämliche gilt von den Voraussagungen über die Unversöhnlichkeit der Leute, die nicht mehr schreiben können (Napoleon nannte sie die Ideologen), über die unbeschwörbare Oppositionslust der Hauptstadt und über die Schwierigkeit in Frankreich, die Konskription einzubürgern. Daß es in dem Frankreich des Kaiserreiches keine „Gesellschaft" und keinen „Geschmack" gebe, daß die von Napoleon mit ebensoviel Geschick wie Eifer betriebene Pflege der materiellen Interessen keinen Ersatz für den Mangel einer wahrhaft nationalen Erziehung zu leisten vermöge — und daß alle auf diesem wie auf anderen Gebieten der öffentlichen Wohlfahrt eingesetzten Bestrebungen unfruchtbar bleiben würden, solange der Frieden und das Vertrauen auf den Frieden fehlten, — das alles ist durch die Geschichte der folgenden Jahrzehnte Stück für Stück und Punkt für Punkt bestätigt worden.

VIII.

St. Petersburger Briefe

vom Jahre 1805/6.

Daß der unglückliche Ausgang des Tages von Austerlitz wesentlich durch die russischen Verbündeten Kaiser Franz' I. und insbesondere durch den thörichten Hochmut derjenigen Ratgeber Alexanders I. verschuldet worden war, die den Fürsten Schwarzenberg zu vorzeitiger Annahme der Schlacht bestimmt hatten, ist aus der Geschichte des Jahres 1805 sattsam bekannt. Wie in dergleichen Fällen herkömmlich ist, hatten dieselben Männer, die den schweren Mißerfolg verschuldeten, sodann alle Schuld auf die Österreicher geworfen und dem bestimmbaren russischen Herrscher einzureden gewußt, daß „Verräterei und Kleinmut der Kaiserlichen" die Hauptursachen der Niederlage gewesen seien. Der ebenso verlogene wie thörichte Brief, in welchem Graf Rostopschin diese Auffassung seinem Freunde Zizianow vorgetragen hatte, wurde in der Folge noch durch die Redensarten überboten, zu denen Alexander sich hinreißen ließ, als er in einer vertraulichen Unterhaltung davon redete, „que parmis ces coquins et traîtres autrichiens Stadion était encore l'un des plus honnêtes". Das genügte, damit alle Kreise der höheren russischen Gesellschaft sich einander in Ausdrücken der Mißachtung gegen die bisherigen Verbündeten überboten, — darüber aber, was weiter zu thun sei, das heißt, ob der Krieg gegen Frankreich fortzusetzen oder aber dem Beispiel Österreichs Folge zu leisten und mit Napoleon Friede zu schließen sei, darüber gingen die Meinungen weit auseinander. Von den Ministern, die dem Kaiser zur Teilnahme an dem Kriege geraten hatten, waren die beiden einflußreichsten Graf Nowossilzow und

Fürst G. A. Czartoriski, nicht abgeneigt, einzulenken und den Versuch einer Verständigung mit Napoleon anzustellen, wenn diese unter annehmbaren Bedingungen sollte hergestellt werden können. Von den Kollegen dieser Männer waren mehrere von Hause aus Friedensfreunde gewesen. So der Finanzminister Graf Wassiljew, der ebenso unfähige wie ehrgeizige Justizminister Fürst Lapuchin, der von jeher französisch gesinnt gewesene Handelsminister Graf Rumänzow, der ehemalige Vizekanzler Fürst Kurakin und andere mehr. Zeitweise hatte es auch die ehrgeizige und intrigante Kaiserin-Mutter mit diesen Friedensfreunden gehalten. Nicht aus Grundsatz — alle Welt wußte, daß die schwäbische Fürstentochter geschworene Franzosen- und Revolutionsfeindin sei —, sondern aus der Sucht, eine politische Rolle zu spielen und „auf der Seite der Opposition" den Einfluß zu üben, der ihr anderweit versagt war. — Dieser Minderheit stand eine bis tief in die mittleren Schichten der Nation hineinreichende Phalanx enragierter Franzosenfresser gegenüber. Neben den grundsätzlichen Anhängern des „englischen Systems", zu denen Graf Woronzow, der Marineminister Admiral Tschitschagow und Graf Gurjew gehörten, fanden sich hier ehrgeizige Generale und hochmütige Nationalfanatiker mit ernsthaften und weiter sehenden Patrioten zusammen. Zu ihnen hielten außerdem die Vertreter des Handels, die den Wohlstand Rußlands von der Erhaltung guter Beziehungen zu England (dem hauptsächlichsten, ja alleinigen Abnehmer der Rohprodukte des Landes) abhängig wußten, endlich hochkonservative Magnaten, für welche die Ratschläge de Maisters und Serra Capriolas, der Gesandten Sardiniens und Neapels, maßgebend waren und deren die englische Diplomatie sich in wirksamer Weise zu bedienen wußte. Personen, die von dem Kriege von 1805 nichts hatten wissen wollen, und die sich für Adepten Katharinas II. hielten, weil sie jede Beteiligung an „europäischen" Händeln mißbilligten, stimmten jetzt mit grundsätzlichen Kriegsfreunden und Antirevolutionären zusammen, denen die sogenannte Größe Rußlands über jede andre Rücksicht ging und die in thörichtem Hochmut die Niederwerfung des größten Feldherrn der Neuzeit für ein Kinderspiel ansahen, wenn der Zar dieselbe nur ernstlich wolle.

Was der Zar eigentlich wollte, wußte niemand. Wenn Hof, Adel und Beamtentum es für die Summe aller Weisheit und alles Patriotismus ansahen, die Gedanken Seiner Majestät zu erraten, so verstand sich das bei der damaligen Beschaffenheit der russischen Gesellschaft von selbst. In diesem Lande war von alters her und lange bevor Karamsin dafür diese klassische Formel gefunden hatte, „des Volkes Geschichte des Herrschers Eigentum" gewesen. Mit einer Spannung, die von Tag zu Tag wuchs und schließlich einem Fieber glich, sah man darum der Rückkehr des Kaisers von seiner mehrmonatlichen Reise entgegen.

Die Rückreise von den Stätten seiner Niederlage nach St. Petersburg hatte Alexander auf dem kürzesten Wege unternommen und die preußische Hauptstadt nicht berührt. Abgesehen von der Verstimmung darüber, daß Preußen an dem Feldzug von 1805 nicht nur keinen Teil genommen, sondern dem Durchzuge des nach Österreich marschierenden russischen Heeres Schwierigkeiten in den Weg gelegt hatte, waren dafür noch Erwägungen politischer Natur maßgebend gewesen. Für seine Person geneigt, den von der Mehrheit seiner Ratgeber und von der Masse der Nation mißbilligten Krieg nicht fortzusetzen und (wie er dem Kaiser Franz am 5. Dezember zu Kolitsch gesagt) „an sich selbst und die eignen Interessen zu denken", war Alexander während der Fortdauer des formellen Kriegsverhältnisses gegen Frankreich nicht in der Lage, dem Könige Friedrich Wilhelm III. einen Rat erteilen oder ein bestimmtes Programm vorlegen zu können. Er besaß selbst keines! Allein darüber schlüssig, was er nicht thun wollte, entbehrte Alexander jeder festen Meinung darüber, ob mit Frankreich Friede geschlossen oder ob der bestehende Zustand bis auf weiteres in der Schwebe gelassen werden solle. Demgemäß hatte er dem Könige von Preußen anheimstellen lassen, sich ohne Rücksicht auf Rußland mit Frankreich in beliebiger Weise abzufinden, und dadurch den Friedenswünschen des Grafen Haugwitz einen Vorschub geleistet, den der preußische Minister zum Abschluß eines vorläufigen Friedens mit Napoleons Bevollmächtigtem Duroc (15. Dezember 1805) benutzte. — Während die Dinge solchergestalt in einer Schwebe gelassen worden waren, die dem Ansehen Rußlands nichts

weniger als förderlich war, ließ Alexander sich in seiner Hauptstadt wie ein Triumphator empfangen. Über die Umstände, unter denen das geschah, und über die Formen, in welche das offizielle und höfische Rußland seine Befriedigung über die Rückkehr seines (wie man annahm für immer) ausländischer Beeinflussung entrückten Zaren kleidete, liegt ein interessanter, bisher nicht bekannt gewordener Bericht vor, der sich im Nachlaß des Grafen Bray abschriftlich vorgefunden hat. Verfasser desselben war der seit Jahr und Tag in St. Petersburg accreditierte und mit den dortigen Verhältnissen genau bekannt gewordene bayrische Geschäftsträger v. Olry,[1]) der für den beurlaubten Gesandten v. Posch fungierte. Als Franzosenfreund, der aus seinen Sympathien für den kaiserlichen „Verbündeten" seines Landesherrn, des Kurfürsten (seit dem 1. Januar 1806 Königs) Max Joseph kein Hehl machte und die Anzeichen einer dauernden Verständigung Preußens mit Frankreich mit ungeduldiger Freude begrüßte, befand Herr v. Olry sich in einer nichts weniger als angenehmen Position. Die Anhänger der englischen Partei und die nationalistischen Gegner jeder Befassung Rußlands mit westeuropäischen Interessen sahen in ihm einen Anwalt französischer Interessen, den man am liebsten los geworden wäre, — ein Wunsch, der im Sommer des folgenden Jahres (1806) dadurch erfüllt wurde, daß Olry den Befehl erhielt, Rußland zu verlassen. Solange er auf seinem Posten war, wußte er die Augen offen zu halten und seinen Hof so genau als unter den gegebenen Umständen überhaupt möglich war, über die Vorgänge an der Newa zu unterrichten. Die erste der drei ausführlichen Denkschriften, die er in der Zeit vom Dezember 1805 bis zum Mai 1806 nach München sandte, berichtet über Alexanders Rückkehr nach St. Petersburg unter anderm das Folgende:

„Für Kriegs- und Friedensfreunde, für Anhänger und Gegner der Minister, für die Kaiserin-Mutter wie für die Kaiserin-Gemahlin

---

1) Zu der Accreditierung eines bayrischen Gesandten in St. Petersburg scheint die im Jahr 1799 erfolgte, in der Folge wieder aufgelöste Verlobung des Kronprinzen (späteren Königs Ludwig I.) mit der Großfürstin Katharina, nachherigen Königin von Württemberg, die Veranlassung geboten zu haben. (Vergl. Montgelas' Denkwürdigkeiten, S. 155 ff.)

und deren Rivalinnen begann mit der Rückkehr des jungen Monarchen eine neue Epoche. Beide Kaiserinnen reisten Seiner Majestät nach Gatschina entgegen, — die Mutter nicht nur in der Absicht, ihren Sohn wiederzusehen und zu umarmen, sondern in der Hoffnung, ein Stück ihres verblaßten politischen Einflusses und Übergewichts wieder zu erobern, die regierende Kaiserin mit dem bescheidenen Wunsche wieder in den Besitz der Neigung ihres hohen Gemahls zu treten. Unter den Damen der Hofgesellschaft gab es solche, die Ansprüche auf das Herz des Kaisers zu besitzen glaubten, andere, die mit Beziehungen aus früherer Zeit rechneten, endlich dritte, die auf neue Eroberungen rechneten: zwischen ihnen allen begann ein Wettstreit von Schaustellungen patriotischer Freude, an welchem Liebe, Verworfenheit, Ehrgeiz und Eitelkeit gleich starken Anteil hatten. Frau v. Kotschubey,[1]) die vor zwei Jahren die Blicke des Kaisers für einen Augenblick auf sich gezogen hatte, und deren Cousinen, die Damen Woronzow, mischten sich bereits am frühen Morgen unter den Volkshaufen, um dadurch eine Hingebung zu beweisen, die Anspruch darauf erheben konnte, besonders bemerkt und belohnt zu werden. Eine der Tschernytschew'schen Damen faßte im Korridor des Palais Posto, um dem vorübergehenden Kaiser die Kleidungsstücke und die Schultern zu küssen, — Madame Naryschkin[2]) aber, die auf einen wirklichen Besitz pochen konnte, war zuversichtlich genug, um — freilich klopfenden Herzens — abzuwarten, daß der in frischen Erinnerungen an ihre Reize schwelgende kaiserliche Liebhaber kommen und sich ihr zu Füßen werfen werde; für die Entbehrungen der Trennung war sie durch einen ununterbrochenen und durch besondere Kuriere besorgten Briefwechsel entschädigt worden. Der Rivalitätskampf dieser Damen wurde abends fortgesetzt, wo dieselben einander bei Gelegenheit der Illumination durch allegorische Transparente an ihren Häusern zu übertreffen suchten und der Inschriften wegen alle Schön-

1) Gemahlin des Ministers des Innern, späteren Fürsten Viktor Pawlowitsch Kotschubey.

2) Marie Antonowna Naryschkin, Gemahlin des Kaiserlichen Oberkammerherrn, geborene Fürstin Czetwertinska, † 1823, nachdem sie mehrere Jahre Maitresse des Kaisers gewesen und Mutter dreier Kinder desselben geworden war.

geister der Residenz in Kontribution setzten. Frau v. Kotschubey hatte die Chiffre des Kaisers mit der Legende ‚Dem Kaiser und dem Vaterlande', Frau Naryschkin den Namen ‚Alexander' mit der Umschrift ‚au bienfaiteur du monde' gewählt und trotz der schlechten Scherze, die darüber gemacht wurden, einen vollständigen Sieg errungen. Der Kaiser machte ihr alsbald nach seinem Eintreffen einen Besuch. Andern Tags war sie krank — natürlich vor übergroßer Freude; der Kaiser selbst hat, wie ich weiß, der schönen Kranken die von dem Arzt verordneten Heilmittel gereicht. Bisher waren die Beziehungen des Monarchen zu der reizenden Polin von einem Geheimnis umgeben gewesen, wie Schicklichkeit und Rücksicht auf die bescheidene und tugendhafte Kaiserin das bedingten. Seit der Rückkehr des Monarchen macht Madame Naryschkin aus der ihr gewordenen, durch tägliche Aufmerksamkeitsbeweise bezeigten Stellung dagegen kein Hehl mehr: wer auf seine Position bei Hofe hält, liegt ihr zu Füßen. Obgleich der Herr Gemahl Mitwisser ist und sich dafür mit Auszeichnungen aller Art überschütten läßt, fungiert der Prokureur des heiligst dirigierenden Synod und Vertreter des Kaisers bei dieser höchsten kirchlichen Instanz, der Fürst Alexander Galyzin,[1] als Liebesbote und Vermittler der zwischen dem Paare ausgetauschten Mitteilungen."

Von irgend welcher Förderung der durch die mehrmonatliche Abwesenheit des Kaisers unterbrochen gewesenen Geschäfte war unter solchen Umständen zunächst noch nicht die Rede. Zur Entscheidung der wichtigsten aller schwebenden Fragen, derjenigen, ob Rußland den Krieg gegen Frankreich weiterführen oder in Friedensverhandlungen eintreten werde, war bis zum Schluß des Jahres nicht einmal Miene gemacht worden. Dafür weiß Herr v. Olry von einer ganzen Anzahl von Intriguen zu berichten, die gegen die Minister Czartoriski,

1) Fürst Alexander Nikolajewitsch Galyzin, „le grand Galyzin", war seit 1803 Oberprokureur des Synod, wurde 1810 Kultus- und 1817 zugleich Unterrichtsminister, mußte diese Ämter indessen 1824 niederlegen, während er die Oberleitung des Postwesens beibehielt. Als Begründer der russischen Bibelgesellschaft, Freund Jung-Stillings und Beschützer der Frau v. Krüdener, galt er dem griechisch-orthodoxen Klerus für das Oberhaupt der evangelisierenden Pietisten Rußlands (geb. 1773, † 1844).

Nowossilzow und Strogonow gesponnen wurden. Ob man diesen Männern wegen ihrer kriegerischen oder wegen friedlicher Absichten zu Leibe gehen wollte, blieb dabei zweifelhaft. Auf die Kriegführung und die Mitschuldigen derselben — einschließlich des Großfürsten Konstantin — zu schimpfen, war Mode geworden, im übrigen aber konzentrierte sich alles Interesse auf die Personenfragen, ohne daß diese mit der ausstehenden politischen Entscheidung in direkte Verbindung gebracht worden wären. Selbst so vollendete Hohlköpfe wie der Justizminister Fürst Lapuchin ergingen sich in Denkschriften über die schweren, von ihren drei Kollegen begangenen Fehler, hüteten sich aber gleichwohl, über die einzuschlagenden neuen Wege irgend welche bestimmte Meinung auszusprechen. Von dem Kaiser wußte man nur, er habe wiederholt erklärt, daß er sich von seinen „Freunden", das heißt den drei angefochtenen Ministern, nicht trennen wolle, — Anhaltspunkte für die sonstigen Absichten des Monarchen fehlten dagegen vollständig. Als besonders charakteristisch wird hervorgehoben, daß bei Gelegenheit der Aufführung eines neuen Stücks, „Le mariage d'Aubigné" Seine Majestät die Ausführungen des Titelhelden über die Treue und Unerschütterlichkeit seines jungen Königs (Heinrich IV.) mit lauten Beifallsbezeigungen begleitet habe! Der Bericht schließt mit sarkastischen Anspielungen darauf, daß Napoleon bei einem Teil der Armee populär zu werden beginne und daß der Haß gegen Österreich, den angeblichen Hauptschuldigen der russischen Niederlage, sich in das Gewand soldatischer Bewunderung für den Besieger Rußlands und Österreichs zu kleiden Miene mache — eine Bemerkung, die sich mit Rücksicht darauf, daß Herr v. Olry selbst entschiedener Feind Österreichs und Bewunderer Napoleons war, besonders charakteristisch ausnimmt.

Der nächste Bericht Olrys ist vom Ende des Februarmonats (1806) datiert. Etwa vier Wochen zuvor war von einem unter dem Vorsitz des Kaisers versammelten Ministerrate beschlossen worden, mit Napoleon in Friedensverhandlungen zu treten, gleichwohl aber an der Verbindung mit England (Pitt starb erst nach Fassung dieses Beschlusses, am 26. Januar 1806) festzuhalten, mit der Pforte auf möglichst guten Fuß zu kommen und Preußen von der Annahme

des französischen Bündnisvorschlages zurückzuhalten. Daß Alexander dem König Friedrich Wilhelm III. erst wenige Wochen zuvor geschrieben hatte, er möge sich so gut wie möglich mit Frankreich abfinden, war jetzt, wo Rußland seinerseits eine „Abfindung" mit Napoleon versuchen wollte, vergessen! — Der Kaiser selbst war vornehmster Träger des Friedensgedankens gewesen, und ihm hatten die Minister sich — nicht ohne Bedenken — gefügt. Die auf den Monarchen bezüglichen Ausführungen sind charakteristisch genug, um wiedergegeben zu werden.

„Von seiner letzten Reise ist der Kaiser mit einem Sicherheits- und Selbstgefühl zurückgekehrt, das ihm sonst nicht eigentümlich gewesen war. Leider fehlt es ihm aber an derjenigen Charakterstärke, die nötiger wäre, wenn er selbst regieren wollte... Von Austerlitz war er mit ausgesprochener Abneigung gegen den Krieg und dessen Greuel zurückgekehrt, — jetzt scheint die Liebe ihn in diesen der Sache der Menschlichkeit und des Friedens günstigen Absichten bestärkt zu haben. Madame Naryschkin schwelgt in dem Besitz ihrer Eroberung und der Freuden derselben und wiederholt dem Monarchen immer wieder, ‚daß sie ihn zu haben und nicht wieder zu verlieren hoffe', und dieselbe Redensart ist es, mit welcher die Kaiserin-Mutter ihren Sohn bewillkommnet hat." Nach einer Ausführung darüber, daß die Minister Czartoriski, Nowossilzow und Strogonow jetzt fester denn bisher zu sitzen schienen, — daß selbst die ihnen allzeit feindlich gewesene Kaiserin-Mutter veränderte Saiten aufzuziehen beginne, und daß der Kaiser dem mit erneuten Anklagen gegen die „Triumvirn" hervorgetretenen Senator Troschtschinski[1]) ein heftiges „Schweig' still!" an den Kopf geworfen, heißt es weiter:

„In demselben Maße, in welchem Madame Naryschkin über den Kaiser ihre Herrschaft zu üben beginnt, suchen auch die drei Minister, die die Dame bisher für unwichtig gehalten und unbeachtet gelassen hatten, derselben den Hof zu machen und an ihr eine Stütze zu gewinnen . . . Der Bruder der Naryschkin und ihrer Schwester,

---

1) Troschtschinski (der in der Verschwörung gegen Paul I. eine gewisse Rolle gespielt hatte) berief sich besonders auf die in Moskau herrschende Unzufriedenheit.

der Geliebten des Großfürsten Konstantin, Fürst Czetwertinski (der als ehrenhafter junger Mann seinen Schwestern wiederholt Vorwürfe wegen der Offenkundigkeit ihrer skandalösen Verhältnisse gemacht hat), ist Offizier im Stabe des Generals Fürsten Bagration und hat die beiden Schwestern bestimmt, bei diesem seinem Chef zuweilen abends am Theetisch zu erscheinen. Hier treffen sie nicht nur mit der vornehmen Offiziersjugend (an deren Spitze Fürst Dolgoruki steht), sondern auch mit dem Großfürsten Konstantin, dem Fürsten Czartoriski, mit Nowossilzow, Alexander Galyzin und so weiter zusammen. Dadurch wird eine Kette von Verbindungen hergestellt, die den Ministern zu gute kommen und zum Herzen des Monarchen führen. Diese Gesellschaften (an denen der Form wegen auch einige unbedeutende Personen teilnahmen) erregen um so größeres Aufsehen, als sie in Abwesenheit der Dame des Hauses stattfinden, mit der die beiden Schwestern in heftiger Feindschaft leben."

An diese Einzelheiten, die er für nur „allzu charakteristisch" erklärt, knüpft unser Berichterstatter politische Reflexionen, die die Unbefangenheit seines Urteiles bezeigen. Er hat den Eindruck, daß trotz alledem und alledem der Frieden nicht zu stande kommen werde, und daß der öffentliche Geist sich in einer demselben entgegengesetzten Richtung bewege. Auf zwei Punkte legt er dabei besonderes Gewicht: auf Czartoriskis ausgesprochene Abneigung gegen Preußen und Parteinahme für Österreich und auf die wachsende Unzufriedenheit in Rußland, die der Kaiser nicht herauszufordern wagen werde. Czartoriski bringe seine Parteinahme für Österreich in zunehmendem Maße zum Ausdruck und gehe dem im Auftrage Friedrich Wilhelms III. nach St. Petersburg gesendeten Herzoge von Braunschweig mit solcher Geflissentlichkeit aus dem Wege, daß er Hofdiners verlasse, wenn der Herzog zu denselben geladen sei. Als wütendste Feindin Preußens gebärde sich aber die Mutter Czartoriskis,[1]) die nicht vergessen habe, daß sie vor der letzten Teilung Polens dem Marquis Lucchesini zu Füßen gelegen hatte, um Preußens Unterstützung zur Königswahl ihres Sohnes (des jetzigen Ministers) zu erbitten. Dem preußischen

1) Isabella, geborene Gräfin Flemming, † 1835.

System sei auch Nowossilzow abgeneigt und die Gewalt der antipreußischen Strömung so stark, daß selbst Alexanders Zuvorkommenheit gegen den Herzog von Braunschweig dieselbe nicht aufzuhalten vermöge.

„An dem Tage, an welchem der Herzog in die Stadt kommen und ins Theater gehen sollte, hatte Naryschkin durch seinen Bruder, den Generaldirektor der Hofbühnen, die Aufführung des ‚Tartüffe‘ ansagen lassen! Es geschah das, weil die Kreaturen Österreichs und andere Übelwollende der mit dem Ziele der Mission des Herzogs unbekannten Masse einreden wollten, dieser in jeder Hinsicht würdige Fürst sei ein verlogener Phrasenmacher! In dem Augenblick, in welchem der Herzog die kaiserliche Loge betrat, brach die Zuschauerschaft in Beifallklatschen aus, weil sie glaubte, die kaiserliche Familie sei erschienen, wie solches angekündigt worden war. Als man aber gewahr wurde, daß allein der Herzog, sein Gefolge, Graf Goltz [1]) und der ihm als Ehrenbegleiter beigegebene Naryschkin eingetreten seien, wurde das Beifallklatschen von den verschiedensten Seiten durch ein vernehmliches ‚Pst! Pst!‘ unterbrochen. Denjenigen aber, die noch nicht verstanden, worum es sich handle, wurden die Augen geöffnet, als bei den beruhigenden Worten, die der Exempt zum Schluß des Stückes an Orgon richtet:

‚Remettez vous Monsieur d'une alarme aussi chaude,
Nous vivons sous un Prince, ennemi de la fraude,
Un Prince dont les yeux se font jour dans les coeurs
Et que ne peut tromper tout l'art des imposteurs‘

ein lautes und allgemeines Beifallklatschen begann.

„Der Kaiser und der Großfürst (so fährt Olry fort) meinen es mit ihren Freundlichkeiten gegen den Herzog aufrichtig, die in der Umgebung des Monarchen maßgebenden Personen aber verfolgen Absichten, deren Feindseligkeit nicht zweifelhaft sein kann. Ich weiß, daß insgeheim darauf hingewirkt wird, Herrn v. Alopäus von dem Berliner Gesandtschaftsposten zu entfernen und jemand anders an

---

1) Generalleutnant Graf Karl Alexander v. d. Goltz war vieljähriger preußischer Gesandter am russischen Hofe (geb. 1747, † 1817).

seine Stelle zu bringen. Alopäus ist nahezu der einzige diplomatische Vertreter Rußlands, der im Auslande für unparteiisch gilt und der sich durch seine Haltung und seine maßvollen Grundsätze (die hier freilich als ‚blinde Hingebung‘ bezeichnet werden) in Berlin Achtung und Beliebtheit erworben hat. Ob er sich gegen den drohenden Sturm wird behaupten können, weiß ich nicht, Mühe genug wird ihm das kosten. — Wenn das die geheimen Absichten sind, welche diese Partei Preußen gegenüber verfolgt, so bedarf es kaum einer Ausführung über die Empfindungen, die man gegen uns (die Bayern) hegt! Und unter denselben Leuten, die sich so betragen, giebt es welche, die dem General Meerfeld[1]) besonderes Vertrauen beweisen. In dieser Hinsicht besteht ein Gegensatz zwischen dem Verhalten der Minister und demjenigen der Hofgesellschaft, der in diesem Höflingsvolk eine höchst seltene Erscheinung bildet. Viele hochgestellte Personen haben dem österreichischen General den Besuch nicht erwidert und die Karten, die er ihnen zu zwei verschiedenen Malen zugestellt, unberücksichtigt gelassen. Hierher soll unter andern Graf Orlow[2]) gehören, von dem ich bestimmt weiß, daß er den Besuch des österreichischen Konsuls nicht angenommen hat; das Gleiche hatte mir gegenüber Graf Schuwalow[3]) am Neujahrstage gethan. Im allgemeinen kühl behandelt, hat der General bei dem Minister Gurjew[4]) und bei den Wolkonski[5]) besonders wenig entgegenkommende Aufnahme gefunden.“

1) General Meerfeld (der nach der Schlacht von Hohenlinden mit Moreau verhandelt hatte und jetzt in diplomatischer Mission zu St. Petersburg verweilte) galt für einen entschiedenen Feind Frankreichs.

2) Gemeint ist Graf Alexei Orlow, der Sieger von Tschesme und Hauptbeteiligte an dem Ende Peters III. Er starb 1808.

3) Graf Paul Schuwalow (Großvater des Botschafters und Teilnehmers am Berliner Kongreß von 1878 Grafen Peter), war als Mitkämpfer der Feldzüge Suwarows bereits im fünfundzwanzigsten Lebensjahre General geworden, † 1823.

4) Minister der Kaiserlichen Apanagen, von 1810 bis 1823 Finanzminister, seit 1819 Graf.

5) Fürst Peter Wolkonski war Adjutant, später Generaladjutant Alexanders I. und unter dem Kaiser Nikolaus I. Minister des Kaiserlichen Hauses.

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig war am 31. Januar (1806) in St. Petersburg eingetroffen, um die Gründe zu entwickeln, aus denen König Friedrich Wilhelm III. dem Rate Haugwitz' gefolgt und mit Frankreich in Beziehungen getreten war, die wenig später (am 15. Februar) zum Abschluß eines förmlichen Bündnisvertrages führten. Die Wärme, mit welcher der Bericht Olrys sich des Herzogs annimmt und die Interessen Preußens mit denjenigen seines Landes identifiziert, läßt annehmen, daß der bayrische Ministerresident mit diesem Teil der Mission Braunschweigs bekannt geworden war; daß der Herzog außerdem beauftragt war, Preußens Verhalten und insbesondere die Besitznahme Hannovers mit der Gewalt der Umstände zu entschuldigen, Preußen die Thür zu einem Zusammengehen mit Rußland und einer eventuellen Aktion gegen Napoleon offen zu halten, hatte der Vertreter des inzwischen zum „König von Bayern" gewordenen Kurfürsten Maximilian Joseph dem Anschein nach nicht in Erfahrung gebracht. Des Herzogs Aufenthalt in St. Petersburg war von mehrmonatlicher Dauer und machte verschiedene, durch die jeweiligen Verhältnisse bedingte Phasen durch. In der Summe trifft der Berichterstatter das Richtige, wenn er zum Schluß hervorhebt, daß die wahre Meinung der in St. Petersburg maßgebenden Kreise mit den Liebenswürdigkeiten, die der Hof dem preußischen Abgesandten erweise, nichts gemein habe und daß die in der Armee herrschende Unzufriedenheit mit dem „Korporalismus", dem der Kaiser und der Großfürst huldigten und der als Hauptursache des Mißerfolges von Austerlitz angesehen werden müsse, daß diese Unzufriedenheit es dem Kaiser schwer machen werde, sich im entscheidenden Augenblick auf die Seite der unbedingten Friedensfreunde zu stellen.

Die dritte und letzte der uns vorliegenden Olry'schen Denkschriften ist vom Anfang des Mai 1806 datiert. Trotz einer großen Anzahl von Einzelmitteilungen enthält dieselbe keinen eigentlichen Beitrag zur Geschichte der Verhandlungen, die damals im Mittelpunkt der europäischen Aufmerksamkeit standen. Zur Ausführung des im Grunde höchst einfachen Beschlusses, den Versuch zu einer Verständigung mit Napoleon, beziehungsweise zu einem Friedens-

schlusse mit Frankreich anzustellen, war während der folgenden Monate nichts geschehen. Der bisherige Führer der oppositionellen und friedensfreundlichen Whigpartei des britischen Unterhauses, Charles James Fox, hatte zu Ende des Januarmonats die Leitung des durch Pitts Tod verwaisten Londoner Auswärtigen Amtes übernommen. Nach russischer, besonders nachdrücklich von Czartoriski vertretenen Auffassung sollte dadurch das Zustandekommen eines französisch-englischen Friedensschlusses gesichert und Rußland Gelegenheit geboten worden sein, gemeinsam mit dem britischen Kabinett in die Friedensverhandlung zu treten. Dem Kaiser dünkte ein derartiges gemeinsames Vorgehen die günstigste aller zur Zeit eröffneten Möglichkeiten zu sein, Czartoriski aber wünschte den Briten zuvorzukommen und wußte seinen Willen wenigstens soweit zur Geltung zu bringen, daß die Feststellung der dem russischen Unterhändler zu erteilenden Instruktion in seinen Händen blieb und daß er derselben eine zweideutige Fassung geben konnte. Zum Unterhändler wurde ein früherer Geschäftsträger in Paris, Staatsrat Oubril, ausersehen, wegen der fortdauernden Unsicherheit über Fox' Entschließungen indessen von einer sofortigen Absendung Oubrils Abstand genommen und die gesamte Angelegenheit bis zum Juli in der Schwebe gelassen.

Olrys Denkschrift ist inmitten dieses Zustandes der Unsicherheit abgefaßt und fast ausschließlich auf zwei Punkte gerichtet: auf die in unaufhaltsamer Zunahme begriffene Unzufriedenheit mit der Regierung Alexanders und dem Zustande der Verwaltung und auf den wachsenden Einfluß und die Thätigkeit der englischen Partei. Dem eifrigen Franzosenfreunde dünkt kein auf die damaligen Verhältnisse Rußlands bezüglicher Ausdruck zu hart, die Zukunft dieses Staats und seines Beherrschers für in hohem Grade gefährdet. Damit daß die Unzufriedenheit eine weitverbreitete war, daß es an Gründen für dieselbe nicht fehlte und daß unter dem Szepter des ebenso humanen wie bestimmbaren und unfesten jungen Kaisers Korruption und Mißwirtschaft der Verwaltung höher angewachsen waren als unter den früheren Kaisern, damit hat es in der That seine Richtigkeit. Man hat nur nötig, die auf die Anfänge der Regierung Alexanders I.

bezüglichen Abschnitte des Bernhardi'schen Geschichtswerks aufzuschlagen, um gewahr zu werden, daß die Darstellung unseres Berichterstatters trotz mannigfacher Übertreibungen und Schiefheiten in einer ganzen Anzahl entscheidender Momente mit dem Urteil des hervorragendsten neueren Kenners russischer Dinge zusammentrifft. Höchst bezeichnend ist dabei, daß die schweren und unbeweisbarsten der Anklagen, welche der bayrische Geschäftsträger auf gewisse maßgebende Personen häuft, auf Angaben hoher und angesehener Beamten beruhen, die bei Namen genannt werden, daß diese „Eingeweihten" über ihre Kollegen und Mitbewerber noch härter urteilen, als der ausländische Beobachter selbst thut, und daß er dabei auf Thatsachen hinweist, die erst sehr viel später allgemein bekannt geworden sind. Es wird sich Gelegenheit bieten, dieselben im einzelnen zu bezeichnen.

Olrys Denkschrift beginnt mit einer Aufzählung der schweren Mißerfolge, welche die russische Politik in Asien erlitten hatte, auf das durchaus verschuldete Fiasko der Missionen nach Japan und China, deren Träger Räsanow[1]) und Graf Golowkin gewesen waren, und auf den traurigen Ausgang der so großsprecherisch angekündigten Unternehmungen des Fürsten Zizianow gegen Persien und die diesem verbündeten Dynasten der transkaukasischen Grenzländer. Er geht sodann zu einer leidenschaftlichen Diatribe gegen den Grafen Rasumowski und eine Anzahl anderer höherer Beamten über, denen er (unter Berufung auf das Zeugnis „Eingeweihter", insbesondere des vieljährigen Kanzleidirektors im Auswärtigen Ministerium Aubert) die Entgegennahme österreichischer und englischer Bestechungen zum Vorwurf macht. Dann heißt es weiter:

„Zieht man die Großmut der russischen Regierung gegen den

---

1) Vergl. über Räsanow Th. v. Bernhardis Aufsatz „Der Weltumsegler Krusenstern" (Vermischte Schriften Band I). Der Aufstellung, daß Alexander I. während dieser Lebensperiode nur schwer zu einem entscheidenden Worte kam, „daß er sich scheute, jemand, mit dem er persönlich in Berührung kam, persönlich zu verletzen, und daß er, wo sich einander widersprechende Ansprüche gegenüberstanden, die Dinge in der Schwebe ließ (a. a. O. S. 29)", begegnet man auch bei Olry, nur daß dieser sich sehr viel schärfer ausdrückt.

Grafen Stadion[1]) in Betracht, so könnte man meinen, daß Rußland dem Wiener Hof gegenüber ‚Bestechungsrepressalien‘ zu üben versuche. Außer den außerordentlichen Geschenken, die der Kaiser ihm (sc. Stadion) und seiner Frau gemacht hat, hat er die im Hause dieses Botschafters befindlich gewesenen Bilder, Weine und Vorräte zu übertriebenen Preisen ankaufen lassen. Dem Grafen v. d. Goltz, der finanziell sehr beengt und sogar verschuldet war, sind ähnliche Vorschläge und zwar in höchst delikater Weise durch den Fürsten Czartoriski gemacht worden — mit der ihm eigentümlichen strengen Rechtlichkeit hat Goltz dieselben aber abgelehnt.

„Da einmal von auswärtigen Vertretern die Rede ist, so wird erwähnt werden dürfen, daß der Marquis de la Maisonfort[2]) mit dem bisher nicht bekannt gewesenen Posten eines russischen Geschäftsträgers bei Seiner Hoheit dem Herzog von Braunschweig betraut worden ist. Nach dem, was man mir sagt, waltet dabei die geheime Absicht ob, eine Art Kontrolle über die russische Gesandtschaft in Berlin zu schaffen. Man denkt dabei an die Eventualität, daß Herr v. Alopäus sich in seinem Amte erhält, indem man weiter für wünschenswert hält, in dem gegenwärtigen Zeitpunkt zunehmenden französischen Einflusses in Norddeutschland einen Berichterstatter zur Verfügung zu haben, der die benachbarten Höfe im Auge behalten, durch seine französischen Verbindungen genaue Nachrichten aus dem Innern Frankreichs erhalten und gegebenenfalls ein Zentrum für die politischen Umtriebe abgeben könnte, mit denen gewisse Leute sich immer noch tragen. Herr v. Maisonfort hat hier verbreiten lassen, daß er ein guter Freund des Herzogs von Braunschweig sei, in

---

1) Der nach dem Preßburger Frieden zum Minister des Auswärtigen ernannte Graf Johann Philipp Karl Joseph Stadion war in den Jahren 1804 und 1805 Kaiserlicher Botschafter in St. Peterburg gewesen (geb. 1763, † 1824).

2) Der Marquis de la Maisonfort war ein gebildeter und federfertiger Emigrant, der sich durch das obenerwähnte historische Schauspiel „Le mariage d'Aubigné“ den Ministern des sogenannten Triumvirats und dem Kaiser zu empfehlen gewußt hatte. Er dürfte mit dem Mitverfasser der Proklamation Ludwigs XVIII. vom 3. Mai 1814 identisch sein. (Vergl. Bernhardi, Geschichte Rußlands und der europäischen Politik, Band II, Abt. 2, S. 821 und S. 286 sowie Talleyrand von Lady Blennerhassett, S. 438.)

dessen Hauptstadt er mehrere Jahre gelebt habe, und weiter dem Ministerium angedeutet, daß auf solche Weise durch Vermittlung des in Preußen und bei dem Könige hochangesehenen Herzogs auf das Berliner Kabinett Einfluß geübt werden könne. Dadurch werde man dem Einfluß Frankreichs in Berlin begegnen und einen Stützpunkt gewinnen können."

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen geht der Berichterstatter von den äußeren auf die inneren Verhältnisse Rußlands über. Die Schwäche des Kaisers sei im Verlaufe seiner nunmehr fünfjährigen Regierung so deutlich und so unwidersprechlich hervorgetreten, daß von diesem wohlmeinenden Monarchen selbst in Militärkreisen mit einer gewissen Nichtachtung gesprochen werde. „Seit sie ihn kennen, treiben die Hofleute mit seiner Güte so weitgehenden Mißbrauch, daß sie ihm Orden und andere Auszeichnungen durch Schmollen (ils se mettent à bouder) abzupressen wissen. Unter den zahlreichen darüber umlaufenden Geschichtchen ist das nachstehende wohl das merkwürdigste und charakteristischste. Der Kaiser war mit dem neulich in St. Petersburg erschienenen Gouverneur und Truppenkommandeur der Provinz Smolensk, Fürsten Boris Galyzin, unzufrieden und zog ihn — gegen den sonstigen Gebrauch — nicht zur Tafel. Der Fürst stellte sich ungeladen zur Speisestunde in dem für die Tischgäste bestimmten Salon ein. Vor Beginn des Mittagsessens gemeldet, gab Galyzin dem im Auftrag des Kaisers nach seinem Begehr fragenden Hofmarschall Grafen Tolstoi zur Antwort, er sei zur Tafel erschienen, da er angenommen habe, daß die ihm seinem Range nach zukommende Einladung versehentlich unterlassen worden sei. In höchstem Zorn befahl der Monarch dem Hofmarschall, den Unverschämten zu entfernen, Tolstoi aber, der keine Neigung verspürte, sich wegen einer wahrscheinlich vorübergehenden Laune Seiner Majestät mit einem einflußreichen Geschlecht zu verfeinden, bat um Entbindung von diesem peinlichen Auftrage. Der Kaiser ließ ihn den Militärgouverneur holen, ‚der wohl den Mut haben werde, diesen Befehl auszuführen'. Da auch dieser Bedenken erhob und von einer allzu schweren Demütigung Galyzins sprach, gab Alexander nach, indem er sich ohne weiteres an die Tafel setzte.

Galyzin nahm, als ob nichts vorgefallen sei, gleichfalls Platz, und der gutmütige Monarch glaubte ihn genügend dadurch bestraft, daß er nicht mit ihm sprach und an Galyzins Tischnachbarn einige auf den Unverschämten gemünzte sarkastische Bemerkungen richtete. Galyzin entfernte sich nach Beendigung der Mahlzeit und reiste drei Tage später ruhig in seine Provinz ab. Ich glaube nicht, daß irgend eine Hofgeschichte von einem ähnlichen Vorgang zu berichten weiß . . Danach ist nicht zu verwundern, wenn die Bande der Disciplin sich auch in der Armee lösen, rücksichtlich welcher dem Kaiser mehr an reglementsmäßig angelegten Uniformen und sorgfältig geschlossenen Knöpfen, als an unbedingtem und schweigendem Gehorsam gelegen zu sein scheint. So hat der Kaiser einen neu eingetretenen Offizier Chaumas, an dem er bei der Vorstellung eine falsche Nuance des Uniformkragens entdeckte, verhaften, auf die Hauptwache bringen und dadurch in solchen Schrecken setzen lassen, daß der Unglückliche nahe daran war, Hand an sich zu legen. Ein Offizier der Garde zu Pferde, Lanskoi, der Adjutant des Großfürsten Konstantin und Günstling desselben, war (wie er mir selbst erzählt hat) in Ungnade gefallen, verhaftet und für eine Weile an die Botschaft nach Paris versetzt worden, weil er einen Knopf seines Uniformkragens hatte offenstehen lassen."

Wir übergehen die Reihe von Belegen für die Zunahme der Beamtenbestechlichkeit, die der Berichterstatter aufführt, um bei einem Beispiel stehen zu bleiben. „Ohne die geringste Scham hat der Postbeamte, der die Briefe ins Ausland entgegennimmt, mir erzählt, daß er sich jährlich 20000 Rubel mache, die die Vertreter des Handels von St. Petersburg ihm zahlen müßten . . . Wenn dergleichen sozusagen unter den Augen des Monarchen vorkommen kann, so wird man sich eine Vorstellung davon machen dürfen, wie es in den entfernteren Teilen des Reichs zugeht. . . Kommt auf diese Dinge die Rede, so erklären die Russen dieselbe aus der Schwäche und Humanität des Kaisers und aus der verkehrten Erziehung, die demselben zu teil geworden sei. Ich habe Herrn Laharpe[1]) nicht kennen

1) Frédéric César Laharpe (geb. 1754 zu Rolle im Kanton Waadt) war von 1783 bis 1793 Lehrer der damaligen Großfürsten Alexander und Konstantin, mußte seines vorgeschrittenen Liberalismus wegen indessen St. Petersburg im

gelernt, ich weiß aber, daß die Grundsätze, welche er seinem Zögling beigebracht hat, zu dem Beruf, für welchen derselbe bestimmt war, nicht paßten; unser guter Alexander hätte vielleicht einen tüchtigen Landammann oder Markgrafen abgegeben, — in seiner Heimat wurde er wegen seiner Geschmacksrichtung wie wegen seiner Güte zum Fremdling ... Denke ich an die Anfänge seiner Regierung zurück, und vergleiche ich dieselbe mit dem gegenwärtigen Zustande, so traue ich meinen eigenen Augen nicht. Als damals die Ministerien eingerichtet, die Rechte des Senats erweitert und eine gewisse Verantwortlichkeit der Minister festgesetzt wurde, als alle diese den Geist der Humanität atmenden Anordnungen direkt vom Throne ausgingen und selbst Maßregeln zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Aussicht genommen wurden, hätte man glauben können, daß Alexander sein 3000 Meilen umfassendes, großenteils von Barbaren bewohntes Reich auf den Fuß der Republik von Athen zu setzen beabsichtige. Damals verbrachte er seine Abende in vertrauten Unterhaltungen mit Herrn Laharpe, den er beständig zu Rate zog, und dem er zuhörte, wie es die Schüler des göttlichen Plato diesem gegenüber gethan hatten. Und dann mußte dieser verehrte Mentor doch wieder weichen!... Zu Anfang meiner hiesigen Niederlassung, als ich die eingeführten Neuerungen besonders aufmerksam beobachtete und den Gegensatz bemerkte, in welchem dieselben zu den überkommenen Regierungsgrundsätzen standen, sagte mir ein guter alter Russe einmal in vertraulichem Gespräch das Folgende: ‚Man sieht, daß Sie unser Land noch nicht kennen; — das alles wird über zwei Jahre vollständig vergessen und beiseite geschoben sein.‘ Und so ist es in der That gewesen... Wohl geschieht es, daß der Kaiser brüsk und eigensinnig auffährt — er glaubt alsdann, Autorität geübt zu haben, und ist stolz darauf — man kennt ihn aber und weiß andre Momente dazu auszunutzen, daß man ihn in veränderter Form dahin führt, wo man ihn hat haben wollen.

Jahr 1793 verlassen und in sein Vaterland zurückkehren. Mit dem Kaiser Alexander, der ihn alsbald nach seiner Thronbesteigung zu einem Besuch in St. Petersburg bestimmte und im Jahr 1814 zum Rang eines Generals erhob, blieb er stets in freundschaftlichen Beziehungen. † 1838.

Auch kann man sich nicht verhehlen, daß dem Ansehen des Kaisers durch das Ärgernis Abbruch gethan wird, welches sein Verhältnis zu Madame Naryschkin in zunehmendem Maße erregt. Den Reiz, welchen für zartfühlende Personen das Geheimnis bei Verhältnissen dieser Art hat, scheint er ebensowenig zu kennen wie die politischen und moralischen Rücksichten, die ihm durch seine Herrscherstellung auferlegt sind und die er einer ebenso bescheidenen, schönen und tugendhaften wie diskreten Gemahlin schuldet — einer Gemahlin, die so zartfühlend ist, daß sie selbst den Schmerz über den gegebenen schweren Anstoß zu verbergen sucht ... Täglich finden Begegnungen und Spaziergänge auf öffentlicher Gasse statt! Der Kaiser und die Favoritin verlassen ihre Wohnungen in dem nämlichen Augenblick, um einander pünktlich begegnen zu können; es geschieht das so regelmäßig, daß die Bewohner der Stadtteile, die sie zu passieren haben, danach ihre Uhren regulieren können. Ich kann versichern, daß dabei keine Übertreibung unterläuft, sondern daß dem buchstäblich so ist. Noch dieser Tage, als die Kaiserin mit ihrer Schwester und der Fürstin Galyzin, geborenen Schachowskoi im Sommergarten spazieren ging, sah sie den Kaiser, der ihrer nicht gewahr geworden war, in einer entfernten Allee vom Pferde steigen und auf die lustwandelnde Frau Naryschkin zugehen. Ohne es zu wollen, stieß Ihre Majestät etwas später, als sie ihren Spaziergang fortsetzte in der nämlichen Allee auf das Liebespaar. Die Kaiserin wandte sich um, verließ den Garten und begab sich zum Englischen Quai, um am Newaufer auf und nieder zu gehen. Das Unglück wollte, daß die Naryschkin, nachdem sie sich vom Kaiser getrennt hatte, gleichfalls zum englischen Quai fuhr, und daß sie, just als ihr Wagen dem Senatsgebäude gegenüber war, abermals auf den Kaiser stieß, daß dieser sich vom Pferde niederbeugte, um mit seiner Geliebten vertraulich zu plaudern, und daß inzwischen die Kaiserin an demselben Punkte des Quai anlangte. Das durch dieses Verhältnis erregte Ärgernis erhält durch die Stürme und Zwistigkeiten, von denen es bewegt wird, noch besondere Nahrung. Charakteristisch dafür ist ein Vorgang, der zu einer mehrmonatlichen Trennung der Liebenden Veranlassung gegeben hat."

„Auf dem letzten, kurz vor Beschluß des Karnevals stattgehabten Hofball tanzte der Kaiser mit der Gemahlin des jungen, gegenwärtig in England weilenden Grafen Strogonow,[1]) in welche er einmal verliebt gewesen war, die ihm aber widerstanden und ihrem Manne die Treue gewahrt hatte. Die Aufmerksamkeit, die er der Dame während dieses Tanzes erwiesen, erregte die Eifersucht oder Eitelkeit der Frau Naryschkin, die dem Kaiser lebhafte Vorwürfe machte. Der Monarch ärgerte sich und ließ sie stehen. Die Dame geriet darüber außer sich, und als der Kaiser sie eine Weile darauf wieder aufsuchen wollte, war sie nach Hause gefahren! Der Kaiser geriet in sichtliche Erregung, zog seine Vertrauten zu Rate und beschloß, sie ihr Unrecht fühlen zu lassen, indem er eine Weile mit ihr schmollte. Der Herr Prokureur des heiligst dirigierenden Synod wurde in Bewegung gesetzt und beauftragt, der Schönen von dem Ärger Seiner Majestät Kenntnis zu geben. Er that das mit der Bosheit eines russischen Hofmannes, dem die Dame nicht die durch sein geheiligtes Amt bedingte Ehrfurcht erwiesen hatte, und berichtete sodann in einem Sinne, der das eingetretene Zerwürfnis verlängerte und vergiftete. Frau v. Narischkin spielte die stolze, ließ aber zugleich ihren Arzt, den Dr. Frank, kommen, um sich für schwer erkrankt und durch den erwähnten Auftritt mit allen denkbaren Leiden behaftet auszugeben. Länger als fünf Tage kann der Kaiser nicht an sich halten, er besucht seine Schöne, es findet eine vollständige und ergreifende Aussöhnung statt, Frau v. Narischkin aber erklärt unter strömenden Thränen, daß sie sich in einem Zustande befinde, der den Gebrauch der Bäder von Teplitz und Eger unvermeidlich mache. Der Kaiser gerät in Verzweiflung, bescheidet den Arzt zu sich und verlangt von ihm einen Spezialbericht über den Zustand der Narischkin. Dr. Frank beharrt auf der Notwendigkeit eines Gebrauchs der böhmischen Bäder, der Kaiser stimmt endlich zu, die Abreise wird auf die Mitte des Mai festgesetzt, und behufs möglichster Beschleunigung von Reise und Rückkehr wird der Maitresse ein Reisegeld von 200 000 Rubel

1) Graf Paul Strogonow, naher Freund des Kaisers und einer der „Triumvirn“ (man nannte ihn l'homme à toute sauce), war mit der Fürstin Sophie Galyzin verheiratet. Er starb 1817 zu Madeira.

zugesendet; nach seiner Rückkehr von der Reise hatte der Kaiser ihr bereits einen Diamantschmuck im Werte von 300000 Rubel geschenkt; im Jahre zuvor war der Herr Gemahl zum Dank für seine Gefälligkeit mit dem Alexander-Newski-Orden, der Oberjägermeisterwürde und einem Geldgeschenck von 300000 Rubel begnadigt worden; außerdem hatte der Kaiser ihm ein Gut, das Naryschkin wegen seiner Unergiebigkeit los werden wollte und das auf 120000 Rubel geschätzt worden war, für 300000 Rubel abgekauft."

Das durch diese Mitteilungen eröffnete Kapitel aus der St. Petersburger Skandalchronik weiter zu verfolgen, hätte keinen Zweck. Bemerkenswert erscheint dagegen der Schluß des vorliegenden Berichts. Nach einer Reihe von Ausführungen darüber, daß die Regierung von der Zunahme der über alle Gesellschaftskreise verbreiteten Unzufriedenheit genugsam unterrichtet sei, um der Geheimpolizei eine erweiterte Organisation zu geben (als Leiter derselben wird ein General Haertel genannt), kommt Herr v. Olry zunächst darauf zu reden, daß die Kaiserin-Mutter sich immer wieder dem Verdacht aussetze, nach der Regierung zu streben, und daß ihr Verhalten während der kritischen Tage, wo von dem auf dem Schlachtfelde von Austerlitz erschienenen Kaiser die Nachrichten fehlten, in der That ein sehr auffälliges gewesen sei. Wenn er hinzufügt, für das Nachsprechen von Dingen so entsetzlicher Art gebe es nur eine Erklärung, nämlich die Thatsache, daß man in einem Lande lebe, wo die Begünstigtesten die Undankbarsten seien und wo man unter den Würdenträgern der Garde und des Hofs täglich Personen begegne, die an zwei Kaisermorden beteiligt gewesen, so erinnert das an die an und für sich gewagt klingenden Hinweisungen auf Charakter und Absichten der Kaiserin Marie Feodorowna, die sich in Bernhardis bekannter Abhandlung über „Das Ende des Kaisers Paul" finden.[1]

Über seinen Hauptgegenstand, die Unsicherheit der Aussichten für das Zustandekommen eines russisch-französischen Friedensschlusses, bemerkt Olry abschließend das Folgende: „Die Vorherrschaft der

1) Vergl. Vermischte Schriften, Band I, S. 146 ff., 159 bis 161 und S. 165. Desgleichen Geschichte Rußlands, II. Teil, 2. Abteilung, S. 436 und die (russisch erschienenen) Denkwürdigkeiten Von-Wisins, S. 77.

englischen Partei befestigt sich derart, daß es dem Kaiser schwer fallen dürfte, dieselbe zu durchbrechen, wenn ihm die Augen über den Umfang der drohenden Gefahr einmal aufgehen sollten. Die englische Botschaft weiß diejenigen jüngeren Leute, die Einfluß und politischen Kredit besitzen, an sich zu ziehen und entfaltet eine Gastfreiheit, die man sonst bei ihr nicht wahrgenommen hatte. Wer zur englischen Partei neigt, findet stets offene Thüren, während andere Leute so empfangen werden, daß sie die Lust zum Wiederkommen verlieren. Besonders auffallend ist Meerfelds Intimität mit dieser Partei; wie früher den Grafen Stadion, so sieht man auch ihn stets in Gesellschaft der Herren von der englischen Botschaft. Im Innern des kaiserlichen Palais übt England seinen Einfluß durch gewisse Ärzte, die nicht sowohl durch professionelle Leistungen als durch Geschick für Intrigue und Bestechung glänzen und alles, was vor sich geht, in Erfahrung zu bringen wissen. Ganz besonders thut Rodgerson[1]) sich in dieser Beziehung hervor. Er reist häufig nach England, um sich neue Instruktionen zu holen, und weiß stets im entscheidenden Augenblick wieder auf dem Platz zu sein. Von der Feindseligkeit, welche diese Leute gegen den Dr. Frank hegen, macht man sich nur schwer eine Vorstellung; sein großer Ruf, seine unermüdliche Thätigkeit und sein maßvolles Verhalten haben ihn bisher über diese Umtriebe und Verleumdungen den Sieg davontragen lassen ..."

Die auf die Absendung dieses Berichtes folgenden Ereignisse haben die Richtigkeit der Voraussagungen des bayrischen Residenten bestätigt. Entsprechend den Friedensneigungen des Kaisers wurde Herr v. Oubril zu Anfang des Juli nach Paris gesendet, wo er sich durch Talleyrand zum Abschluß eines Vertrages bestimmen ließ, der von einer Beteiligung Englands am Friedensschlusse absah (20. Juli). Als Oubril in St. Petersburg eintraf, fand er eine wesentlich veränderte Scene vor. Czartoriski, dessen Instruktionen so gefaßt gewesen waren, daß sie eine verschiedene Auslegung, beziehungsweise den Abschluß eines Separatfriedens zwischen Rußland

1) Dr. Rodgerson war seit 1786 Leibarzt des Kaiserlichen Hofs. Nächst ihm spielte ein nach St. Petersburg berufener Schotte, Sir James Willié unter den ärztlichen Autoritäten der Zeit die Hauptrolle.

und Frankreich zuließen, hatte sein Amt niederlegen und einem Nachfolger Platz machen müssen, der die Verwerfung des Vertragsentwurfes und die vollständige Desavouierung Oubrils durchsetzte. Die Entschiedenheit, mit welcher dieser Nachfolger, der General Baron Budberg, sich auf die Seite Englands stellte, soll nicht nur für Czartoriski, sondern auch für diejenigen, die seine Ernennung bewirkt hatten, eine Überraschung gewesen sein.

Olry, der (seiner eigenen Angabe nach) trotz persönlicher guter Beziehungen zum Großfürsten Konstantin und zu Czartoriski stets von Kundschaftern umgeben gewesen war, hatte St. Petersburg bereits im Juni 1806 verlassen müssen. Wie es scheint, waren seine Berichte in die unrechten Hände geraten, außerdem aber hatte er sich durch Hang zur Intrigue und durch exzentrisches Wesen mißliebig gemacht. In der Folge wurde der eifrige Franzosenfreund und Anhänger liberaler und aufklärerischer Grundsätze zum so ausschweifenden Reaktionär und Ultramontanen, daß er der schweizerischen Eidgenossenschaft, bei welcher er zur Zeit der sogenannten Restauration accreditiert war, für einen Verschwörer gegen die Unabhängigkeit der Schweiz galt und daß er Gefahr lief, ein zweites Mal als mißliebiger diplomatischer Agent „abgeschafft zu werden.“ Nach einem Bericht, der sich im zweiten Bande der Biographie des Züricher Bürgermeisters David von Wyß abgedruckt findet (a. a. O. S. 445) und der durch eine Bemerkung in den Denkwürdigkeiten des Grafen Montgelas (deutsche Ausgabe S. 318) bestätigt worden ist, hatte Olry sich ohne Rücksicht auf seine amtliche Stellung im Jahre 1821 mit dem bekannten Konvertiten C. L. von Haller und vier anderen Berner Dunkelmännern zu einem Geheimbunde zusammengethan, der darauf hinarbeitete, die Schweiz als Sammelplatz revolutionärer Umstürzler zu verdächtigen und eine Intervention in die inneren Verhältnisse derselben herbeizuführen. Der — nach dem unverdächtigen Zeugnis Montgelas', — kenntnisreiche und brauchbare Mann war der Bundesregierung dadurch so verhaßt geworden, daß dieselbe auf seine Abberufung hinzuwirken suchte und daß sie es als Erlösung ansah, als der vieljährige bayrische Ministerresident im Juni 1827 nach Turin versetzt wurde. „Ce qui vaut mieux encore, c'est que

Monsieur d'Olry nous quitte" heißt es in einem Bericht Wyß' über die damaligen Veränderungen im diplomatischen Korps zu Bern (a. a. O. II, 540).

Brays genauere Beziehungen zu Olry scheinen sich auf die Zeit von dessen Aufenthalt in St. Petersburg beschränkt zu haben. Auf die damaligen Berichte des bayrischen Geschäftsträgers wurde in der diplomatischen Welt und namentlich von den in Berlin accreditierten Diplomaten einiges Gewicht gelegt, weil sie für zuverlässig und genau galten. Es mag das den Grund dafür abgegeben haben, daß Bray den brauchbaren Mann in St. Petersburg zu rehabilitieren suchte und sich in diesem Sinne an Czartoriski und andere einflußreiche Personen wendete, seinen Zweck übrigens nicht zu erreichen vermochte.

IX.

Berlin in den Jahren 1806 und 1807.

I.

Es ist bereits erwähnt worden, daß Bray nach Erledigung des Auftrages, der ihn im Jahre 1800 nach London geführt hatte, zum bayrischen Gesandten in Berlin ernannt wurde. Sieben Jahre lang, von 1801 bis zum Beginn des Jahres 1808 hat er dieses wichtige Amt bekleidet und an den Ereignissen der wechselvollsten aller Epochen neuerer preußischer Geschichte mittelbaren und unmittelbaren Anteil genommen.[1]) Unter den von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen nehmen diejenigen, die sich auf Geschichte und Vorgeschichte des Krieges von 1806 und auf Napoleons Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt beziehen, schon ihrer Ausführlichkeit wegen eine bemerkenswerte Stelle ein. An der Hand der im Sommer und Herbst dieses Entscheidungsjahres dem Münchner Hofe erstatteten amtlichen Berichte lassen sich die einzelnen Phasen der dem Kriege vorausgegangenen Verhandlungen mit einer Genauigkeit verfolgen, die nicht wohl überboten werden kann, — über die nächsten Wirkungen des Tages von Jena aber liegt ein Tagebuch vor, das

1) In die Zeit von Brays Berliner Aufenthalt fallen sein Austritt aus dem Malteser-Orden, seine Verheiratung und die Geburt seines ältesten Sohnes, des im Jahr 1898 verstorbenen kgl. bayr. Staatsministers Grafen Otto von Bray-Steinburg. Nach Entbindung von seinem Gelübde hatte der bayrische Gesandte am 3. September 1805 die Tochter eines damals in Berlin lebenden livländischen Edelmanns, des Erbherrn von Wolmarshof und Kokenhusen von Löwenstern, geheiratet.

gerade wegen seines intimen und privaten Charakters von erheblichem geschichtlichen Wert ist und Einzelheiten verzeichnet, denen man sonst nicht oder nicht mit der gleichen Ausführlichkeit begegnet.

Über die Glaubwürdigkeit dieser ausnahmslos auf Erlebnisse des Verfassers gegründeten Niederschriften und über Brays Stellung zu Preußen und zu den die Geschicke dieses Staats bestimmenden Männern ist das Folgende zu bemerken.

Daß der geborene Franzose, Vertraute des Franzosenfreundes Montgelas und Repräsentant einer schon damals in das französische Interesse gezogenen Macht keinen anderen Standpunkt als denjenigen eines Anhängers des „französischen Systems“ und der aus demselben abgeleiteten Rheinbunds-Ideen einnehmen konnte, versteht sich von selbst. Zu dem preußischen Staate und zu den Staatsmännern desselben suchte Bray nichtsdestoweniger in ein freundliches Verhältnis zu treten, ihr Vertrauen zu gewinnen und der Befestigung guter Beziehungen zu Bayern und dessen französischen Hintermännern Vorschub zu leisten. In dem gemeinsamen Gegensatz gegen Österreich sah er ein Unterpfand für die Gemeinsamkeit der Interessen Bayerns und Preußens. Lag auch in der Natur der Sache, daß er sich den Haugwitz und Lombard mit besonderer Wärme anschloß, so war der nüchterne Menschenkenner doch von Verblendung über die Unzulänglichkeit dieser Männer ebensoweit entfernt wie von Parteilichkeit gegen die Vertreter des entgegengesetzten Standpunktes. Brays im zweiten Bande der Bailleu'schen Publikation „Preußen und Frankreich“ (S. 620 ff.) abgedruckter Bericht über den Rücktritt Hardenbergs beweist, daß der bayrische Gesandte die Überlegenheit dieses Staatsmannes über den haltlosen Zauderer Haugwitz unbedingt anerkannte. Ausdrücklich hebt er in diesem von Bailleu als zuverlässig und vertrauenswürdig bezeichneten Berichte (vom 17. Oktober 1804) die Freundschaftlichkeit seiner Beziehungen zu Hardenberg und die Inkonvenienzen des Verkehrs mit Haugwitz hervor, dessen Unschlüssigkeit und Unzuverlässigkeit Gegenstand der Klage des gesamten diplomatischen Korps bilde und mitunter die Geduld der ergebensten Freunde auf harte Proben setze. Auch während der Krisis, die zufolge des Durchmarsches

der Bayern durch Ansbachisches Gebiet (Oktober 1805) hervorgerufen und bis an die Grenze eines diplomatischen Bruches getrieben worden war, hatte Graf Bray sich beflissen gezeigt, versöhnend zu wirken und eine Verständigung herbeizuführen. „Als besondere Merkwürdigkeit“ (so schreibt Hardenberg in seinen Memoiren, Bd. II, S. 296 ff.) „verdient hier angeführt zu werden, daß der bayrische Gesandte noch in diesem Augenblick, wo die Truppen seines Herrn schon neben den Franzosen fochten und sich bei Verletzung des Ansbachischen Gebietes besonders ausgezeichnet hatten, namens desselben erklärte, daß derselbe bereit sei, der Partei zu folgen, die der König ergreifen werde ... Aber was der Gesandte dieses Staates erklärte, waren leere Worte. Indessen hatte der Kurfürst (Max Joseph) noch im September anfragen lassen, ob der König ihm wohl gestatten werde, Ansbach zum Zufluchtsorte zu wählen, welches noch am 22. September durch ein Schreiben von mir an den Minister Montgelas bewilligt wurde. Es ist wahr, Bayern verdankte Preußen seine Erhaltung ... aber es war zu entschuldigen, daß es seine Politik nicht an die preußische band, weil diese so schwach war und so wenig Schutz gewährte.“ — An dem Versuche, die Thür eines Einvernehmens mit Preußen so lange wie möglich offen zu halten, hat Brays persönliche Stellung unzweifelhaft zur Sache einen gewissen Anteil gehabt. Daß er bis zum Herbst 1806 an dem Wunsch und der Hoffnung festgehalten hat, einen Konflikt Preußens mit Bayern und dessen kaiserlichem Protektor vermieden zu sehen, geht aus den Erklärungen, die er Haugwitz am 12. August 1806 gab (vergl. Bailleu a. a. O., Bd. II, S. 523), ebenso deutlich hervor wie aus dem Bericht, den der französische Gesandte Laforest am 16. August dem Fürsten Talleyrand darüber erstattete, daß Bray an die Absicht Preußens glaube, „de conserver une liaison étroite et honorable avec la France“. Die Äußerungen und insbesondere der Ton, in welchem das Tagebuch gehalten ist, kontrastieren so entschieden mit der Preußenfeindlichkeit der Montgelas'schen Memoiren (vergl. S. 147—149 der deutschen Ausgabe), daß man den Eindruck gewinnt, der bayrische Gesandte in Berlin habe rücksichtlich des führenden norddeutschen Staates einen Standpunkt eingenommen,

der von demjenigen des Leiters der Münchner Staatskunst nicht unwesentlich verschieden war. Dieser Haltung ist Bray, wie wir sehen werden, auch in der Folge treu geblieben.

Die Auffassung Brays und die Beschaffenheit seiner Wünsche und Tendenzen werden durch die nachstehend wiedergegebenen Aktenstücke so deutlich bezeichnet, daß weitere Ausführungen über diesen Punkt gespart werden dürfen. Daß er nach Stellung und Begabung der Mann war, die miterlebten Vorgänge genau zu verfolgen und verständig zu beurteilen, wird überhaupt nicht in Zweifel gezogen werden können. Freunden wie Gegnern galt der bayrische Gesandte, der sich in gleichem Maße der guten Meinung des Grafen Haugwitz und des Vertrauens des französischen Gesandten Laforest erfreute, für einen der am besten unterrichteten Diplomaten Berlins. Eine gewisse Rolle spielte dabei Brays Bekanntschaft mit den Verhältnissen Rußlands und seines Hofes, über welche sein Freund, der bayrische Geschäftsträger Olry ihn, wie wir wissen, seit Jahr und Tag auf dem Laufenden erhalten hatte. — Im übrigen dürfen wir auch rücksichtlich dieser sachlichen legitimatio ad causam, auf den Inhalt der Berichte verweisen, die die Vorgänge vom Juli bis zum November 1806 zum Gegenstande haben.

Die politische Lage, welche den Gang der Ereignisse des verhängnisvollsten Jahres neuerer preußisch-deutscher Geschichte bestimmten, kann mit einigen für das Verständnis der nachfolgenden Blätter ausreichenden Federstrichen bezeichnet werden.

Unter dem Eindruck der Niederlage, welche der österreichischen Monarchie durch die Schlacht von Austerlitz (2. Dezember 1805) beigebracht worden war, hatte Preußen sich zum Abschluß des Pariser Vertrages vom 15. Februar 1806 bestimmen lassen. Während seine Verbündeten Rußland und England mit dem Imperator auf Kriegsfuß blieben, trat das Berliner Kabinett dem „französischen System“ bei. Durch die auf Andrängen Napoleons erfolgte Besitzergreifung Hannovers (1. April 1806) und die Sperrung der hannoverschen Flüsse wurde England der Fehdehandschuh hingeworfen und wenig später eine Verhandlung mit einer Anzahl nord- und mitteldeutscher Regierungen eröffnet, die darauf abzielte, in einem unter

preußischer Führung stehenden Norddeutschen Bunde dem Rheinbunde einen Nebengänger zu schaffen. Obgleich Hardenberg und die um ihn gescharte patriotische Partei dieser Kombination von Hause aus widerstrebt und vorausgesagt hatten, daß Napoleons Absicht lediglich darauf gerichtet sei, das in Deutschland und Europa isolierte Preußen bei nächster Gelegenheit niederzuwerfen, und obgleich der König dem Rate Haugwitzens nur schweren Herzens Folge geleistet hatte, blieb es zunächst bei dem am 15. Februar inaugurierten „System“; Napoleon aber wußte sein Tempo mit einer Geschicklichkeit wahrzunehmen, die allein durch die Perfidie seines Verfahrens übertroffen wurde. Während er in der Stille dem Zustandekommen des von ihm selbst der Berliner Regierung angeratenen Norddeutschen Bundes Schwierigkeit auf Schwierigkeit in den Weg legte, von jeder Entschädigung des um den Besitz Ansbachs gebrachten „Verbündeten“ absah, in der Stille die Hansestädte vor der norddeutschen Konföderation warnen ließ und die Sicherheit derselben durch in Deutschland belassene Heeresmassen bedrohte, verhandelte der Kaiser zu Paris mit den Bevollmächtigten Rußlands (Oubril) und Englands (Lord Lauderdale) über Friedensschlüsse, die, wenn sie zu stande gekommen wären, Preußen jedes Rückhalts beraubt und bedingungslos der Willkür Frankreichs preisgegeben hätten. Obgleich diese Sachlage in Berlin kein Geheimnis geblieben war, verharrte Haugwitz bis in den Herbst hinein auf der Vertrauensseligkeit, mit welcher er sich dem „Manne des Jahrhunderts“ in die Hände begeben hatte, und wog der Einfluß dieses Ratgebers bei dem Könige schwerer als die Summe der von der patriotischen Partei beigebrachten Hinweisungen auf die heranrückende Gefahr. Erst als der dem Grafen Haugwitz befreundete Gesandte in Paris, Marquis Lucchesini, in einer am 7. August zu Berlin eingetroffenen Depesche berichtet hatte, daß Napoleon das Preußen aufgedrängte Hannover in der Stille den Engländern angeboten habe, entschloß Friedrich Wilhelm III. sich, seine Armee auf den Kriegsfuß zu setzen, und trotz der Gefahr eines Bruches mit dem Pariser „Verbündeten“, auf die eigene Sicherung Bedacht zu nehmen (9. August 1806).

Geschichte und Vorgeschichte dieses folgenreichen Tages und der auf denselben bezüglichen Stimmungen bilden den Hauptinhalt der Bray'schen Berichte.

Daß die Wiedergabe Hannovers von englischer Seite zur Hauptbedingung des in Paris verhandelten Friedensschlusses gemacht worden, wußte man in Paris aus amtlichen Mitteilungen des preußischen Gesandten. In einem Bericht vom 22. Juli schreibt Bray auf Grund ausführlicher Unterredungen mit Haugwitz und Laforest darüber das Folgende:

„Indem Frankreich die preußische Regierung von den Zumutungen Englands in Kenntnis setzte, teilte es ihm zugleich die kategorische Antwort mit, die es darauf erteilt hatte: der Pariser Frieden vom 15. Februar und die Allianz mit Preußen würden dem vollen Umfang nach aufrecht erhalten werden. Zum Entgelt solle Preußen nunmehr England gegenüber größere Festigkeit beweisen . . . die kommerziellen Interessen Englands bedrohen und durch energische Proklamationen Frankreich und Europa die Gründe für die Besitznahme Hannovers und den unwiderruflichen Entschluß ankündigen, dieselben gegen jeden Angriff aufrecht zu erhalten." Im weiteren Verlauf des Berichtes wird versichert, daß Graf Haugwitz sich diesen Gedankengang vollständig zu eigen gemacht habe und daß England den Frieden nicht haben werde, wenn es auf der Wiederherausgabe Hannovers bestehe. „Ich sehe, daß Preußen von der Haltung Frankreichs vollständig befriedigt ist. Graf Haugwitz hat mir direkt ausgesprochen, wie sehr sein Vertrauen und dasjenige des Königs durch die Versicherungen befestigt worden sei, welche zu Paris Herrn v. Lucchesini und hier durch Herrn de Laforest abgegeben worden sind. Ebenso hat der Prinz von Oranien, den man mit französischen Absichten auf Luxemburg beunruhigt hatte, durch Herrn de Laforest Zusicherungen erhalten, die ihn vollständig befriedigt haben. Herr de Laforest hat den Prinzen, der ihn aufgesucht hatte, bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß er gegen diejenigen auf der Hut sein müsse, welche tausend Gerüchte verbreiteten, die ihn und den König beunruhigen sollten."

Dieselben Versicherungen werden in einer ganzen Reihe von Berichten wiederholt und durch Ausführungen über die Zugeständnisse ergänzt, welche Frankreich der preußischen Regierung in Sachen des unter seiner (Preußens) Hegemonie zu begründenden Norddeutschen Bundes zu machen bereit sei, sowie über die Bereitwilligkeit, mit der Preußen den Grundlagen der durch den Rheinbund begründeten Ordnung der Dinge zugestimmt habe. So vollständig erscheint die Beruhigung Brays über die Gestaltung der französisch-preußischen Beziehungen geworden zu sein, daß nicht diese Beziehungen, sondern die Aussichten des damals durch Alexanders I. Gesandten Oubril zu Paris verhandelten russisch-französischen Friedensschlusses und seiner Ratifikation den Hauptgegenstand seiner Berichterstattung bilden. Ein veränderter Ton wird erst am 9. August — dem Tage der Mobilmachungsorder — angestimmt, aber auch jetzt noch an der optimistischen Auffassung festgehalten, welche die Grundlage des Haugwitz'schen Systems bildete. Der Bray'sche Bericht vom 9. August ist merkwürdig genug, um dem Hauptinhalte nach wiedergegeben zu werden.

„Vorgestern abend empfing das hiesige Ministerium einen von Herrn v. Lucchesini entsendeten Kurier,[1]) der — wie allgemein angenommen wurde — die Unterzeichnung des Präliminarfriedens (sc. Frankreichs) mit England gebracht haben sollte. Gestern, als ich beim Grafen Haugwitz mit Herrn de Laforest speiste (beiläufig bemerkt war dieser zum erstenmal bei Haugwitz zum Essen), nahm der Staatsminister mich nach Tisch beiseite, um mit mir ein einstündiges Gespräch über die Gründe zu führen, welche zur Entsendung des Kuriers die Veranlassung gegeben hatten . . . Lucchesinis Kurier war am Abend des 29. (sc. Juli) expediert worden. Die Unterzeichnung des Präliminarfriedens hatte zu diesem Zeitpunkt noch nicht stattgefunden, konnte aber — wie der Minister meldete — jeden Augenblick erwartet werden . . . In diesem für Preußen so wichtigen Augenblick wußte Herr v. Lucchesini aber noch

1) In diesem Berichte hatte L. gemeldet, daß Lord Yarmouth ihm „in der Weinlaune" über Napoleons Erbieten zur Abtretung von Hannover Mitteilung gemacht habe.

nicht, welchen Entschluß der Kaiser in Sachen Hannovers fassen werde: seine Unruhe darüber verhehlte er nicht. Ew. Majestät werden sich erinnern, was ich bereits früher darüber berichtet habe. Herr de Laforest hatte dem hiesigen Ministerium damals die formelle Erklärung abgegeben, daß Frankreich fest entschlossen sei, jede auf die Zurückgabe Hannovers bezügliche Erklärung zu verwerfen, daß es aber gleichzeitig erwarte, Preußen werde sich seinerseits entschiedener als bisher geschehen, gegen England aussprechen. Graf Haugwitz hatte darauf geantwortet: ‚Da wir keine Flotte besitzen, wird unsere Mitwirkung (coopération) nicht so wirksam sein können, wie Ihr es wünscht. Laßt uns aber wissen, welche Art der Unterstützung wir Euch bieten sollen, so wird sich zeigen, daß wir nicht zaudern.‘ Die letzten von Laforest abgesendeten Kuriere haben diese formelle Erklärung sowie die Mitteilungen darüber nach Paris überbracht, daß Preußen den Prinzipien des Südbundes vollständig beipflichte und daß es einen Bund ähnlicher Art für den Norden ins Werk richten werde. Alle innerhalb der preußischen Linie liegenden deutschen Staaten sollten unter dem Protektorat Preußens vereinigt und dadurch in die Allianz mit Frankreich aufgenommen werden. Außerdem hat der König, wie Graf Haugwitz mir selbst sagte, die Könige von Holland und von Neapel[1]) in aller Form anerkannt und bereits einen an den Hof des Königs Joseph zu entsendenden Gesandten ernannt. Danach habe Preußen es an nichts fehlen lassen, was Frankreich wünschen könne, und schmeichle Graf Haugwitz sich, daß Kaiser Napoleon nach Eintreffen des von Laforest entsendeten Kuriers nicht zögern werde, einen so feierlichen und gleichsam von ihm selbst entworfenen Vertrag wie denjenigen vom 15. Februar, auch seinerseits gewissenhaft zu erfüllen. Ist doch der bloße Zweifel über diesen Punkt schon höchst peinlich. Ew. Majestät werden sich die Lage vorstellen können, in welcher Graf Haugwitz sich befindet.“ — Von mehr als einem Zweifel an Erfüllung der französischen Versprechungen ist also nicht die Rede. In der Bray'schen Depesche

1) Man erinnere sich, daß Joseph Bonaparte im Dezember 1805 zum „Könige beider Sizilien“, Ludwig Bonaparte am 6. Juni 1806 zum Könige von Holland ernannt worden war.

folgen auf eine Reihe von Ausführungen über diesen letzten Punkt durchaus hypothetisch gehaltene Betrachtungen über die möglichen Folgen eines französischen Wortbruchs, — Betrachtungen unter denen die Besorgnis, daß Preußen solchenfalls die Zurückgabe des von Bayern in Besitz genommenen Ansbach verlangen könnte, die Hauptrolle spielen. Schließlich wird indessen die Hoffnung ausgesprochen, die gehegte Befürchtung werde sich nicht erfüllen — die beiden Freunde (Bray und Haugwitz) scheinen einander in der Meinung begegnet zu sein, daß Napoleon einer Felonie unfähig sei, die seine eignen Interessen schädigen müsse.

Daß die auf Napoleons hannoversche Pläne bezügliche Meldung Lucchesinis vom 29. Juli mehr besagt hatte, als Haugwitz Herrn v. Bray mitzuteilen für zweckmäßig gehalten, ist bereits erwähnt worden. Zweifelhaft erscheint dagegen, ob Haugwitz zur Zeit des mit Bray geführten Gesprächs bereits davon unterrichtet war, daß der Erlaß einer preußischen Mobilmachungsorder für den nächsten Tag bevorstehe. Daß dieselbe dem gesamten in Berlin accreditierten diplomatischen Korps den Eindruck eines aus heiterem Himmel gefallenen Blitzes machte, geht aus dem am 12. August erstatteten Berichte des bayrischen Gesandten deutlich hervor.

„Am Sonnabendabend schrieb Herr de Laforest seinem Hof, um über die (sc. preußischen) Besorgnisse zu berichten, die ihm und mir gegenüber ausgesprochen worden waren: daß dieselben für Frankreich bedrohliche Folgen haben könnten, war ihm dabei nicht in den Sinn gekommen. An demselben Tage (Sonnabend den 9. August) empfing er einen Kurier aus Paris, der am 3. abgereist und ungewöhnlich lange unterwegs gewesen war. Die von demselben mitgebrachten Depeschen sprachen sich über Preußen so günstig aus, daß der Gesandte sich sofort zu Haugwitz begab, um demselben entsprechende Mitteilung zu machen. Da er den Grafen nicht antraf, verbrachte er den Abend bei mir, wo er mehreren Personen sagte, daß die auf Hannover bezüglichen Gerüchte falsch seien und daß Frankreich lieber den Krieg fortsetzen, als in diesem Punkte nachgeben werde.

Durch den Inhalt der von dem Kurier überbrachten Nachrichten vollständig beruhigt, verbrachte Herr de Laforest den folgenden Tag auf dem Lande. Bei seiner Rückkehr fand er die Stadt von beun=

ruhigenden Gerüchten erfüllt. Man sprach von nichts als von Kriegsvorbereitungen und von einem Befehl, nach welchem die gesamte Armee auf Kriegsfuß gesetzt werden sollte. — In dem Privatbrief, den ich dem Minister Eurer Majestät am Sonnabend geschrieben habe, ist bereits gesagt worden, daß General Pfuhl nach Charlottenburg berufen worden war und daß dieser Umstand mir bezeichnend genug erschienen sei, um erwähnt zu werden. Den umlaufenden Alarmgerüchten wollte ich indessen keine Bestätigung zu teil werden lassen. Heute ist indessen allgemein bekannt, daß am Abend des 8. an die Inspektionen Schlesiens Befehle abgegangen sind, in welchen dieselben angewiesen werden, an die sächsische Grenze zu marschieren. Die hiesige Garnison und diejenige von Potsdam haben den Befehl erhalten, sich zum Abmarsch auf das erste Zeichen bereit zu halten. Es werden Artilleriepferde angekauft, General Schmettau und Prinz Louis sind zu Beratungen einberufen worden, und die Adjutanten des Königs befinden sich seit zwei Tagen in außerordentlicher Thätigkeit. — Über all diese Vorgänge durch das Publikum unterrichtet und durch eine so außerordentliche Bewegung überrascht, hat Herr de Laforest sich gestern zum Grafen Haugwitz begeben und mit demselben eine höchst erregte Auseinandersetzung gehabt. Laforest hat Herrn von Haugwitz vorgeworfen, daß das Vorgefallene zu den von ihm (L.) gegebenen Erklärungen im Gegensatz stehe, da trotz der von Haugwitz erteilten Versicherungen für Frankreich bedrohliche Vorbereitungen getroffen würden. Weiter beklagte er sich mit Bitterkeit darüber, daß er die Kunde von diesen Maßnahmen auf der Gasse habe auflesen müssen und daß durch die Indiskretion preußischer Offiziere ihm und dem Publikum Dinge zur Kenntnis gebracht worden seien, aus denen der Minister ihm gegenüber ein Geheimnis gemacht habe. — Graf Haugwitz versuchte dieser Diskussion auszuweichen, — durch die Öffentlichkeit der über die Rüstungsorder bekannt gewordenen Einzelheiten bedrängt, gestand er indessen schließlich ein, daß dergleichen Maßnahmen ergriffen worden seien, fügte aber hinzu, daß dieselben bloße Sicherheitsmaßregeln bedeuteten. Laforest wandte ein, daß diese Rüstungen entweder gegen die Feinde Frankreichs oder gegen dieses selbst gerichtet sein müßten. Im ersteren

Fall sei kein Grund für das Geheimnis, im andern Falle müsse gefragt werden, was alsdann die neuerdings abgegebenen Freundschaftsversicherungen bedeuteten. Graf Haugwitz gab zur Antwort, daß Preußen genugsam bewiesen habe, daß es den Frieden wolle, daß es allen Wünschen Frankreichs zuvorgekommen sei, daß sich aber nichtsdestoweniger Dinge begeben hätten, die für den König betrübend seien, wie zum Beispiel die Beraubung des Prinzen von Oranien. Der König habe alle denkbaren Bürgschaften für die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung geboten, verlange aber auch seinerseits Vertrauen, Rücksicht und Aufrichtigkeit. Seiner Majestät seien von allen Seiten beunruhigende Berichte darüber zugegangen, daß französische Truppen preußische Gebiete zu bedrohen schienen. Man erzähle, daß Bayern Bayreuth verlange, ja man wisse sogar nicht, ob Frankreich nicht am Ende mit Österreich im Einverständnis sei. Hier unterbrach Herr de Laforest den Grafen Haugwitz, indem er auf die Sinnlosigkeit des letzteren Vorwurfs hinwies und fragte, wie es denn zugehe, daß man den Berichten leidenschaftlicher und schlechtunterrichteter Leute größeren Glauben schenke als den offiziellen Mitteilungen, die er auftragsgemäß gemacht habe! — Darüber kam Lombard hinzu, der die preußischen Rüstungen zu verteidigen versuchte, indem er ein Bild der Rüstungen entwarf, die in Frankreich vorgenommen würden. Er verbreitete sich so gründlich über diesen Gegenstand, daß Haugwitz und Laforest ihn mit der Bemerkung unterbrachen, daß er Beredsamkeit und nicht Politik treibe. Schließlich sprach Graf Haugwitz Herrn de Laforest seinen Dank für die ihm gemachten beruhigenden Zusicherungen aus, indem er hinzufügte, daß er (H.) den König aufsuchen werde, um demselben von den befriedigenden Nachrichten Kenntnis zu geben, die der Kurier überbracht habe, und daß er nicht daran zweifle, ihm (Herrn de Laforest) schon am nächsten Tage Mitteilungen machen zu können, die geeignet sein würden, alle Unruhe zu verscheuchen. — Nach Beendigung dieser Unterhaltung kam Herr de Laforest zu mir. Ich erwartete Haugwitz zum Essen, und dieser erschien trotz seiner zahlreichen Geschäfte zur Tafel, an welcher auch Laforest teilnahm. Vor wie nach der Mahlzeit nahm Haugwitz mich zur Seite, indem er mich dringend bat, auf Laforest

in beschwichtigendem Sinne einzuwirken. „Sagen Sie ihm," so bat er mich zu wiederholten Malen, „daß wir loyal, einfach und ohne alle Umschweife verführen, daß wir unsere Verbindlichkeiten vollständig und aufs genaueste einhielten und daß Frankreich, wenn es sich seine Verbündeten erhalten wolle, dieselben darum nicht zu bedrohen brauche." — Ich fragte ihn, ob Frankreich denn wirklich Bewegungen vorgenommen habe, die geeignet seien, Preußen zu beunruhigen. „In der That," gab er mir zur Antwort, „ist das in Holland, in Westfalen und in Franken geschehen. Hervorragende Offiziere, wie Prinz Marat und andere, verführen Reden, die unsere Aufmerksamkeit auf sie lenken müssen. In der französischen Armee herrscht ein bedrohlicher Ton vor, und alles richtet sich gegen uns. Man will, daß wir Hannover behalten sollen, es scheint aber, daß man uns zugleich weitere Opfer auferlegen will."

An dem — für sämtliche Beteiligte außerordentlich charakteristischen — Inhalt dieser Mitteilungen erscheint zweierlei besonders bemerkenswert: die Behutsamkeit, mit welcher Haugwitz jeder Berührung des eigentlich entscheidenden Punktes, das heißt der Informationen über Napoleons Bereitschaft zur Wiedergabe Hannovers an Georg III., aus dem Wege geht, und die Haltungslosigkeit, deren er sich bei den Verhandlungen mit Laforest schuldig macht. Der schwachmütige Mann wagt weder, dem französischen Gesandten geradeheraus zu sagen, daß Preußen über die verräterischen Absichten unterrichtet sei, mit welchen Napoleon sich wenigstens zeitweise getragen hatte, noch schwingt er sich dazu auf, den Ernst der durch den Mobilmachungsbefehl seines Königs geschaffenen Lage gebührend hervorzuheben. Er ergeht sich in Ausreden und Entschuldigungen, erbittet Brays Beistand zur Beschwichtigung Laforests und huldigt allen Ernstes dem Wahn, Napoleon mit der von Preußen ergriffenen Maßregel versöhnen zu können. Wo alles darauf ankam, dem Gegner durch Entschlossenheit zu imponieren, verriet er peinliche Besorgnisse vor den Folgen der von seiner eigenen Regierung ergriffenen Maßregel!

Wir übergehen den ferneren Inhalt der Bray'schen Depesche vom 12. August, der sich in Einzelheiten über Laforests Erregung

und über dessen Absicht ergeht, seine sofortige Abberufung von dem „undankbaren“ preußischen Hofe zu verlangen, der ihm (L.) für seinen guten Willen mit einer „Mystifikation“ gelohnt habe. — Aus dem Schluß dieses Berichtes erhellt, daß diese Absicht zunächst vertagt worden ist und daß der französische Gesandte seinen Kurier erst absenden gewollt, nachdem er den Grafen Haugwitz nochmals gesprochen, bezw. die von demselben in Aussicht gestellten beruhigenden Versicherungen erhalten habe. Es darf erwähnt werden, daß Bray trotz seiner Hingabe an das „französische System“ den guten Grund der preußischen Besorgnisse nicht bestreitet und daß er trotz alles sonstigen Optimismus die Möglichkeit hinterrückischer Absichten Napoleons für nicht ausgeschlossen ansieht.

Aus dem folgenden Bericht (16. August) erfahren wir, daß die zwischen Haugwitz und Laforest verabredete fernere Unterredung am Mittwoch den 13. August stattfand und daß am Abend des nämlichen Tages der bezügliche Bericht des französischen Gesandten abgesendet wurde. Auf den Inhalt gehen wir nicht ein, da derselbe nur die berichteten Unterredungen resumiert und im übrigen bestätigt, was anderswo über den Verlauf der Verhandlungen bekannt geworden. Auch Laforest hielt an der Hoffnung einer Verständigung fest, glaubte die ihm aus Paris gewordenen Mitteilungen als mittelbare Bestätigungen seiner Auffassung ansehen zu dürfen und sprach noch am 23. August dem bayrischen Gesandten gegenüber die Meinung aus, sein letzter Bericht werde den übeln Eindruck der Nachrichten über die preußische Mobilmachungsorder verwischen und den Kaiser von den guten Absichten Preußens überzeugen. Besonders günstig werde Lucchesinis Abberufung (aus Paris) wirken, da Napoleon mit diesem Manne niemals gern zu thun gehabt habe, während er den zum Nachfolger des Marquis ernannten General Knobelsdorf „persönlich liebe.“ — Der Bericht, in welchem Bray diese optimistischen Mitteilungen weitergiebt, klingt indessen wenig zuversichtlich und bezeichnet als mehr denn wahrscheinlich, daß Napoleons Erbieten zur Wiedergabe Hannovers an das englische Kabinett direkt ausgesprochen und von den Engländern selbst dem preußischen Hofe hinterbracht worden sei. Daß Preußen keine Neigung haben werde, sich für die Preisgebung

Hannovers anderweit, z. B. durch die Zuweisung der sächsischen Lausitz entschädigen zu lassen, findet Bray durchaus begreiflich, wie denn der gesamte Ton seiner Berichterstattung der preußischen Sache viel günstiger ist, als von einem Vertreter des damaligen Bayern und seines Ministers Montgelas angenommen werden sollte. Neben Brays Parteinahme für die Politik Haugwitz' und für das „System" der Vereinigung Deutschlands in zwei Frankreich befreundete Bundeskörper spielt freilich der Gedanke mit, Preußen werde, wenn ihm in Sachen Hannovers nicht Wort gehalten werden sollte, die verheißene Abtretung Ansbachs an die bayrische Krone rückgängig machen. Daraus, daß Bayern nicht werde umhin können, äußersten Falls auf die Seite Frankreichs zu treten, machte Bray seinem Freunde Haugwitz gegenüber kein Hehl, — die Hoffnung, die Schwierigkeiten beseitigt und eine allseitige Verständigung herbeigeführt zu sehen, glaubte er aber noch im September hegen zu dürfen. Voraussetzung war dabei freilich, daß Alexander I. den von Oubril getroffenen Vertrag ratifizieren und mit Frankreich Frieden schließen werde — eine Meinung, die (unbegreiflicherweise) in allen Kreisen der Berliner Gesellschaft vorgeherrscht zu haben scheint und von den in Berlin lebenden Vertretern Rußlands genährt wurde. Von „beunruhigenden Meldungen aus Paris" ist bereits am 7. September die Rede, der Ton direkter und ernsthafter Besorgnisse wird indessen erst in einem Berichte vom 13. September angeschlagen, dem wir das Folgende entnehmen:

„Der neuerdings eingetroffene Erlaß an Herrn Laforest scheint abgesendet worden zu sein, nachdem die Kunde von der Nichtratifizierung des Friedens mit Rußland in Paris angelangt war.

Eine definitive und schleunige Entscheidung steht jetzt unmittelbar bevor. Möglich wäre, daß der Kaiser nicht für zweckmäßig gehalten hat, Herrn v. Knobelsdorf zu sehen, und daß er den Zeitpunkt der demselben zu erteilenden Audienz absichtlich hinausschiebt, um dadurch die Seelenruhe zum Ausdruck zu bringen, mit welcher er den preußischen Rüstungen zusieht. Wenn der Kaiser den Frieden mit Preußen aufrecht erhalten und nicht etwa andere Rücksichten opfern will, wird er die Unsicherheit über seine be-

züglichen Entschließungen indessen nicht mehr lange fortdauern lassen dürfen.

Jeder weitere Aufschub erhöht die herrschende Erregung und kommt der Partei derjenigen zu gute, die den König vorwärts drängen wollen. Es liegt auf der Hand, daß diese Partei mehr den Eingebungen der Leidenschaft als der Stimme der Vernunft Gehör leistet. Die Leidenschaft aber ist es, die die Menge der Bevölkerung beherrscht. Die allgemeine Stimme geht dahin, daß ein Krieg mit Frankreich der Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes der Angst und Unsicherheit vorzuziehen sei, und daß Frankreich, wenn es Preußen jetzt nicht angreife, später über dasselbe herfallen werde, wenn dessen Kräfte erschöpft und zum Ruin getrieben worden. Diese Anschauung gärt in allen Gemütern, und selbst das Bürgertum scheint durch die stete krampfhafte Aufregung dahin gebracht worden zu sein, daß es eine definitive Entscheidung lebhafter als alles andere wünscht. — Das ist aber nicht alles. Innerhalb der Hofkreise giebt es Elemente, die ein Interesse an der Hervorrufung des Krieges zu haben glauben. Die Prinzen von Oranien und von Hohenlohe und fast sämtliche Generale führen in dieser Beziehung die nämliche Sprache, indem sie geltend machen, daß es sich darum handle, einer Herabwürdigung Preußens und seiner Armee zuvorzukommen. Wie solle man zu einer Macht Vertrauen hegen, die Deutschland ohne jeden Grund mit Truppen überschwemme und trotz ihrer intimen Allianz mit Preußen dessen Grenzen mit ganzen Armeekorps bedrohe? Es fehlt außerdem nicht an Erwägungen höherer Art, welche auf den König und selbst auf seinen Minister einstürmen. Gegenwärtig (so macht man geltend) biete Rußland noch seine Unterstützung an; verletze man den Kaiser Alexander aber dadurch, daß man abermals mit französischen Versprechungen rechne, so stehe zu fürchten, daß der russische Monarch Preußen den Gefahren preisgeben werde, die ihm früher oder später durch den Ehrgeiz Frankreichs bereitet werden würden! Das sagen die Russen, und das soll der Kaiser Alexander dem Könige geschrieben haben. Eure Majestät werden selbst beurteilen können, wie stark diese Reden und die beinahe allenthalben vorherrschende Tendenz, den König zu

Maßregeln zu bestimmen, die er vermieden sehen möchte, — auf den Geist dieses Monarchen einwirken müssen! Es erscheint das um so unvermeidlicher, als alles Denkbare geschieht, um den leitenden Minister zu verleumden und zu diskreditieren. Man wirft dem Grafen Haugwitz vor, daß er Preußen verhindert habe, den Krieg im vorigen Winter zu beginnen, wo Preußen alle Aussicht gehabt habe, denselben mit Erfolg führen zu können! Die Schreier und die Anhänger Rußlands und Englands, und ebenso die Hitzköpfe, die den Krieg nur des Krieges wegen geführt zu sehen wünschen, versuchen auch gegenwärtig alles Denkbare, um den Grafen Haugwitz mindestens in der öffentlichen Meinung zu ruinieren. Täglich kommen Dinge vor, die der Minister nicht verhindern kann und die dem Kaiser Napoleon durchaus mißfallen müssen. Dahin gehören die Reden, welche die Generale ihren Soldaten halten, die Kriegslieder,[1]) die Anspielungen in den Theatern[2]) und selbst die Predigten in den protestantischen Kirchen, ferner eine Publikation über den unglücklichen Palm[3]) in Nürnberg, welche die Zeitungen nach Berichten der Herren v. Schladen und v. Tauenzien gebracht haben. Mit der dadurch hervorgerufenen Aufregung ist es soweit gekommen, daß man angesehene Männer behaupten hört, es würden auf den König Gefahren herabbeschworen werden, wenn derselbe der öffentlichen Stimme nicht folge. Eine oder mehrere Schlachten zu verlieren, würde immer noch besser sein, wie in dem Zustande der Entwürdigung zu

1) Besonderer Beliebtheit erfreute sich ein „Kriegslied" des in der Folge berühmt gewordenen Humanisten Friedrich Wilhelm Thiersch (damals in München). Merkel (Darstellungen I) hat dasselbe noch nach dem Tage von Jena von Kurrendeschülern öffentlich singen hören.

2) Zu besonders erregten Kundgebungen war es bei Aufführungen der „Jungfrau von Orleans" und von „Wallensteins Lager" gekommen.

3) Wegen Weiterversendung der (ihm inhaltlich unbekannt gebliebenen) Broschüre „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" war Johann Philipp Palm, Inhaber der Stein'schen Buchhandlung in Nürnberg, von französischen Gendarmen nach Braunau geschleppt und daselbst kriegsgerichtlich erschossen worden (26. August 1806). Besonderes Aufsehen erregte ein bezüglicher Artikel des Berliner „Freimütigen".

verharren, in welchen man geraten zu sein scheine — und dergleichen mehr.

Soll das aufhören, so giebt es nur ein Mittel dazu. Will der Kaiser Napoleon den Frieden wirklich aufrecht erhalten, so muß er dem König und dem Minister ein großes Zeichen des Vertrauens geben, indem er seine Truppen zurückzieht. Der größeren Sicherheit wegen könnte er alsdann mit Preußen und selbst mit Österreich ein Übereinkommen schließen, durch welches diese Mächte sich verpflichteten, nicht nur selbst abzurüsten, sondern auch den Truppen anderer Mächte den Durchmarsch durch ihre Gebiete zu verbieten. Preußen würde in solchem Falle nicht nur die eigenen Truppen zurückziehen, sondern die Russen an jeder Unternehmung von dieser Seite verhindern. Läßt Frankreich dagegen seine Truppen in Deutschland verbleiben, so kann Preußen nicht abrüsten und sind der Krieg und die daraus resultierende Bildung einer vierten Koalition unvermeidlich."

So unglaublich erschien dem bayrischen Gesandten, daß Napoleon auf sein bisheriges „System" und auf die Preußen innerhalb desselben zugedachte Stellung verzichten werde, daß er während der auf den Bericht vom 12. September folgenden Tage die Möglichkeit einer Verständigung für noch immer nicht ausgeschlossen ansah und seinen auf diesen Punkt gerichteten Hoffnungen noch am 16. desselben Monats Ausdruck gab. Fünf Tage später (am 21. September) mußte er berichten, daß die Abreise des Königs und des Prinzen zur Armee unmittelbar bevorstehe, am darauffolgenden Tage, daß Haugwitz dem Monarchen folgen werde, und nach weiteren vierundzwanzig Stunden, daß Laforest seine Pässe verlangt und die Abwicklung der noch nicht erledigten Geschäfte einem Legationssekretär überlassen habe.

Obgleich Bayern kein Hehl daraus gemacht hatte, daß es an der Verbindung mit Frankreich festhalte, blieb der Gesandte König Max Josephs in Berlin, wo er Zeuge des Eintreffens der Jenaer Schreckensbotschaft, des Einzugs der Franzosen und der auf diesen folgenden Ereignisse sein sollte. Die verlangten Pässe wurden ihm zu seiner Überraschung nicht zugestellt, und zwar weil man — wie sich später herausstellte — an der leitenden Stelle für zweck-

mäßig hielt, den Vertreter des wichtigsten der Rheinbundstaaten in Berlin zu behalten, um gegebenenfalls seine Vermittlung in Anspruch nehmen zu können.

II.

Brays Tagebuchaufzeichnungen beginnen in der zweiten Oktoberwoche des Kriegsjahres und schließen mit dem 14. November dieses Jahres. Eine bestimmte Absicht scheint mit denselben nicht verfolgt worden zu sein. Ein fortlaufendes Tagebuch hat der Verfasser weder früher noch später geführt, wohl aber während solcher Zeitabschnitte, die ihm (wie der Rastatter Kongreß, die Reise nach Rußland u. s. w.), besonders denkwürdig erschienen, seine Erlebnisse zu Papier gebracht. Von einem späteren Gebrauch dieser unter Skripturen der verschiedensten Art vergrabenen Notizen fehlt jede Spur. Der Wert derselben besteht vornehmlich in der Genauigkeit der Registratur nicht nur der stattgehabten Ereignisse, sondern ebenso der von Tag zu Tage umlaufenden Gerüchte und der Stimmungen, die dieselben erzeugten. Daß Bray alles niederschrieb, was an ihn herantrat, kann als Beweis der Unbefangenheit und Unabsichtlichkeit, mit welcher er dabei zu Werke ging, angesehen werden. Nicht minder deutlich bezeugen diese Blätter aber, daß der Tagebuchschreiber jeder Feindlichkeit gegen Preußen fern war, daß er, wo dazu Gelegenheit geboten wurde, bereitwillig zu Gunsten der geängstigten und bedrängten Bevölkerung Berlins und Potsdams intervenierte und — soweit nicht die vermeintlichen oder wirklichen Urheber des von ihm mißbilligten Krieges in Betracht kamen — mit einer bei einem geborenen Franzosen und Anhänger des „französischen Systems“ anerkennenswerten Unparteilichkeit und Billigkeit urteilte. Sein patriotischer Anteil an den Erfolgen der siegreichen französischen Armee kommt erst in Zug, nachdem der „Mann des Jahrhunderts“ seinen Einzug in die preußische Hauptstadt gehalten, eine Anzahl Männer von Bedeutung und Gewicht mitgebracht und trotz aller Härten, deren er sich schuldig gemacht, die Überlegenheit seiner Herrschernatur bei

jeder Gelegenheit neu bewiesen hatte. — Die Überschrift dieser Blätter lautet: Journal de Berlin:

Berliner Tagebuch.

Berlin, 11. Oktober 1806.

Die Herren Caillard, Dulot und Lajard (von der französischen Gesandtschaft), die hier geblieben waren, haben heute ihre Pässe erhalten. Herr Dulot reist morgen nach Kopenhagen, wo er angestellt wird.

13. Oktober.

Um 2 Uhr nachmittags sind Caillard und Lajard nach Paris abgereist.

Heute früh ist eine an den Hof des Prinzen Ferdinand adressierte Estafette mit der Trauernachricht eingetroffen, daß Prinz Louis Ferdinand am 6. d. M. in einem Vorpostengefecht in der Nähe von Rudolstadt an der Saale gefallen sei. — Die Feindseligkeiten haben am 8. d. M. in der Nähe von Schleiz ihren Anfang genommen.

Prinz Louis Ferdinand war von dem Fürsten von Hohenlohe mit der Verteidigung der Defilés von Rudolstadt beauftragt worden. Den eingegangenen Nachrichten zufolge hat er drei Bataillone Preußen und vier Bataillone Sachsen befehligt und sich fünf Stunden lang verteidigt. Nach dem Tode des Prinzen soll der Durchgang erzwungen worden sein. Sein Leichnam ist in die Hände der Franzosen gefallen und vom Könige reklamiert worden. Bestürzung und Trauer über diesen Verlust sind allgemein, denn der Prinz galt für einen der tapfersten und tüchtigsten Generale der Armee; er ist der erste Prinz des königlichen Hauses, der auf einem Schlachtfelde geblieben ist.

14. Oktober.

Gleichzeitig mit der Nachricht vom Tode des Prinzen Louis war hier das Gerücht verbreitet, daß nach Mitteilungen, welche Kaufleute erhalten haben sollten, Murat mit sieben Regimentern gefangen genommen und Bernadotte mit achtzehnhundert Mann eingeschlossen worden sei. Das Gerücht ist alsbald zu Boden ge-

fallen und von niemandem geglaubt worden, da alle Angaben über Zeit und Ort des angeblichen Ereignisses fehlten.

An demselben Tage sind ein Erfurt, den 8. d. M., datiertes, in deutscher und französischer Sprache veröffentlichtes Manifest und eine an demselben Tage publizierte und sehr gut redigierte Proklamation an die Armee eingetroffen. Das Ministerium des Auswärtigen hat dieses Manifest sämtlichen hier anwesenden Gesandtschaften — diejenigen der Verbündeten Frankreichs ausgenommen — zugehen lassen.

Gegen das Manifest kann eingewendet werden, daß dasselbe zu weit zurückgreift, und daß es diejenigen Anklagen außer Betracht läßt, welche Punkte betreffen, in denen Preußen nachgegeben hatte, und die danach nicht mehr als Klagepunkte gegen Frankreich angesehen werden können. Da, wo von dem französischen Ehrgeiz die Rede ist, wird über die ehrgeizigen Absichten Preußens ein zu leichter Schleier geworfen, als daß dieselben dem Leser verborgen bleiben könnten. Indem Preußen Hannover wegnahm, ist es an den Dingen mitschuldig geworden, die es Frankreich jetzt zum Vorwurf macht. Preußen ist aber nur halb ehrgeizig gewesen und dadurch Napoleon gegenüber ins Unrecht gesetzt worden.

Der spanische Gesandte hat sich begreiflicherweise durch den Satz des Manifestes verletzt gefühlt, in welchem davon die Rede ist, daß Spanien durch Frankreich seines Ruhmes und seiner alten Größe beraubt worden sei.

Geheimrat Lombard, der an demselben Tage, vom Hauptquartier kommend, hierselbst eingetroffen ist, hat das Manifest verfaßt, dessen deutsche Übersetzung vom Rate Gentz herrührt. In Veranlassung der Beschwerde des spanischen Gesandten hat er (Lombard) demselben einen beschwichtigenden Brief geschrieben, aber nicht verhindert, daß der General Pardo ihm eine Note zugehen ließ.

Lombard hat das Hauptquartier seines Gesundheitszustandes wegen, sowie mit Rücksicht darauf verlassen, daß ihm der Aufenthalt an einem Orte peinlich sein mußte, an welchem er den Ergebnissen eines Krieges, den er durchaus hatte vermieden sehen wollen, aus der Nähe zusehen müßte. Beim Könige ist er nicht in Ungnade

gefallen, denn dieser hat ihn beim Abschiede umarmt und ihn seines Wohlwollens versichert. Unzweifelhaft haben die Gehässigkeit und die Verleumdung, von denen er sich verfolgt wußte, den Geheimrat Lombard dazu bestimmt, in seinem Manifeste weiterzugehen als er es unter anderen Umständen und mit Rücksicht auf die nötige Vorsicht gethan haben würde. Er hoffte, dadurch ferneren Vorwürfen zu entgehen und seine Hände weiß waschen zu können. In dem genannten Aktenstück befinden sich Ausführungen, die ihm die Feindschaft der französischen Regierung zuziehen müssen — die gute Meinung eines gewissen Teiles des hiesigen Publikums wird er aber schwerlich jemals wieder erwerben.

Auch von der Rückkehr des General Köckritz ist die Rede gewesen, ohne daß diese Nachricht sich bestätigt hätte.

Im Hauptquartier befinden sich die Königin, die Oberhofmeisterin Gräfin Voß, verschiedene Personen vom Hof und diejenigen fremden Gesandten, die den König begleitet haben. Abends wird häufig bei der Gräfin Voß Thee getrunken; wie man erzählt, hat sie den General Köckritz neulich an ihre Seite gesetzt und dabei gesagt: „Man wird behaupten, zwei alte Weiber hätten nebeneinander gesessen — laßt die Leute aber nur reden.“

Heute früh hat der Gouverneur Graf Schulenburg durch Anschlag an der Thür seiner Wohnung eine gerüchtweise aufgetauchte Nachricht veröffentlichen lassen, nach welcher die Armee Soults vom Fürsten Hohenlohe vollständig geschlagen worden sein soll. Eine Bestätigung dieser vom 13. d. M. datierten Nachricht ist nicht eingegangen. Nach anderen Meldungen ist eine französische Abteilung nach Leipzig vorgedrungen und hat daselbst eine Kontribution erhoben. Das soll sich bestätigt haben; ist dem so gewesen, so kann es sich nur um ein kleines Streifkorps von der Art desjenigen gehandelt haben, das bis nach Rudolstadt gedrungen war. — Erzählt wird, daß die Franzosen in Naumburg ein Magazin eingeäschert hätten — es hat sich indessen nicht bestätigt.

16. Oktober.

Heute früh ist ein Kurier aus dem Hauptquartier in Weimar eingetroffen, der dem Grafen Schulenburg einen Brief Hohenlohes

über den Tod des Prinzen Louis Ferdinand überbracht hat. Dieser Kurier hat erzählt, daß der König sich an die Spitze seiner Armee gestellt habe, um Bernadotte anzugreifen, der die Verbindung zwischen diesem Heeresteile und demjenigen des Fürsten Hohenlohe unterbrochen hatte. — Heute nachmittag wurde erzählt, bei dem sächsischen Gesandten sei ein Kurier des Kurfürsten mit der Meldung eingetroffen, daß der König den Marschall Bernadotte geschlagen habe und Dresden seitdem gegen jede Gefahr gesichert sei.

Die Verluste der Preußen bei dieser Aktion müssen beträchtliche gewesen sein. — Heute früh war ich bei dem Geheimrat Lecoq,[1]) um die Ankunft meiner Pässe möglichst zu beschleunigen.

Aufregung und Unruhe sind aufs äußerste gestiegen! Von der Armee sind keinerlei offizielle Nachrichten eingetroffen, und alle sonstige Kunde beruht auf mehr oder minder unsicheren Gerüchten.

Abends um 10 Uhr kam Rat Kleber,[2]) um mir mitzuteilen, daß ein Polizeioffizier ihm namens des Grafen Schulenburg die Weisung erteilt habe, bis morgen Mittag abzureisen. Dieses grobe Vorgehen des Grafen Schulenburg ärgerte mich. Ich habe ihm indessen höflich geschrieben, um gegen diese ungerechte Maßregel zu reklamieren, und Graf Schulenburg, dem mein Brief frühmorgens am Tage nach dem Eintreffen über die Schlacht vom 14. zugegangen ist, hat denselben berücksichtigt.

17. Oktober.

Heute morgen gegen 6 Uhr ist der Major Dorville (von der Armee) mit Briefen aus dem französischen Hauptquartier eingetroffen, die an den Grafen Schulenburg gerichtet waren.[3]) Der Major war unmittelbar nach dem Ausgang der verhängnisvollen Schlacht abge-

1) L. D. Lecoq war Geheimer Legationsrat im Ministerium des Auswärtigen.

2) Soweit nach anderweiten Aufzeichnungen des Verfassers geurteilt werden kann, war dieser Kleber bayrischer Beamter.

3) „Früh morgens, als ich am Fenster meiner in der Friedrichsstraße belegenen Wohnung saß, sah ich einen Kurier langsam zum Hause des Ministers v. Schulenburg reiten", heißt es in einer gleichzeitigen Aufzeichnung Merkels, des Redakteurs des „Freimütigen".

fertigt worden, welche die Preußen am 14. dieses Monats geliefert haben. Die Berichte darüber waren wenige Augenblicke später über die ganze Stadt verbreitet und haben ungeheure Bestürzung erregt. Man erzählt, der Herzog von Braunschweig habe beide Augen verloren, der Prinz von Oranien sei verwundet, General Arnim tot, und dem General Reitzenstein seien beide Beine abgeschossen worden. Dem Könige sollen zwei Pferde, dem Prinzen Heinrich ein Pferd unter dem Leibe erschossen worden sein. Über das Geschick des Prinzen August wußte man nichts, der Herzog von Weimar soll gefallen, die Armee im Zustande vollständiger Auflösung auf dem Rückzuge nach Nordhausen begriffen sein, und zwar unter dem Befehl des Königs und des Feldmarschalls Möllendorff.

Dem Ungestüm der Franzosen hat der Soldat nicht standzuhalten vermocht — er ist trotz aller Bemühungen der Offiziere, die ihn zurückhalten wollten, in volle Flucht geschlagen worden.

Der Kaiser Napoleon hat den linken Flügel der Preußen umgangen und sich derart zwischen sie und die Elbe geschoben, daß der Weg nach Berlin für die Franzosen offen ist. — Erzählt wird auch, daß der Herzog Eugen (von Württemberg) geschlagen, der Fürst Hohenlohe zurückgeworfen worden und daß Dresden so bedroht sei, daß die kurfürstliche Familie dasselbe bereits verlassen habe. — Auf dem Wege durch die Stadt habe ich Karren mit Wertgegenständen aus Dresden gesehen, die von sächsischen Jägern begleitet wurden. Im Schloß wird gepackt und Vorbereitung für die Abreise der Wagen der Prinzessinnen getroffen. Die Gouverneure der königlichen Prinzen hat Graf Schulenburg zu sich kommen lassen und ihnen befohlen, die für die Prinzen notwendigen Reiseanordnungen auf heute abend zu treffen. — Die Königin, die erst um 8 Uhr angelangt ist, soll morgen früh abreisen. Ebenso die Erbprinzessin von Hessen[1]) und die Prinzessin von Weimar, die sich in einem entsetzlichen Zustande von Niedergeschlagenheit befindet, während es den übrigen fürstlichen Damen besser geht. Die Prinzessin Luise geht nach Stettin, Prinz und Prinzessin Ferdinand bleiben hier.

---

1) Prinzessin Auguste, Schwester des Königs Friedrich Wilhelms III.

Herr von Alopäus (russischer Gesandter) und alle Russen reisen in Eile ab. Pferde sind nicht mehr zu haben, die Straßen überfüllt — man kann nach keiner Richtung vorwärts kommen. Die Bank und die Seehandlung packen ein und bringen ihre Schätze in Sicherheit. Der größte Teil dieser Leute geht nach Stettin und nach Frankfurt an der Oder.

Die Erbitterung gegen den Kaiser Napoleon ist bei den Bürgern immer noch in der Zunahme begriffen. Sie sprechen davon, sich verteidigen zu wollen. Einige Kanonen sind auf die nach Magdeburg und Leipzig führenden Straßen gefahren worden, um die Stadt gegen eine Überraschung durch Streifkorps zu sichern.

Der österreichische Geschäftsträger hat gegen den Geheimrat Lecoq den Wunsch ausgesprochen, sich zu entfernen, sobald die Franzosen anlangen. Ich war bei ihm (L.), um ihn um unsere Pässe zu bitten; er hat aber noch nichts von dem Grafen Haugwitz erhalten. Drei englische Kuriere sind von den Franzosen aufgefangen worden.

Man weiß nicht, wo Graf Haugwitz sich jetzt aufhält, und erzählt, daß er als Franzosenfreund festgenommen worden sei. Ebenso heißt es, daß General Köckritz vom Könige seine Entlassung erhalten habe und in Potsdam angekommen sei. Endlich behauptet man, der König sei in Erfüllung seiner gegen Rußland übernommenen Verpflichtungen entschlossen, sich lieber vernichten zu lassen, als Frieden zu schließen. — Es wird das abgewartet werden müssen.

Die Schuld der an diesem Unglückstage begangenen Fehler wird auf den Herzog von Braunschweig geworfen. Wie behauptet wird, haben der Feldmarschall Möllendorff, Rüchel und andere einen Tag früher angreifen wollen, während der Herzog dagegen Opposition gemacht habe.

18. Oktober.

Die Königin, die abends zuvor angelangt war, ist in der Frühe abgereist. Bald darauf traf die Prinzessin Radziwill ein, die die Nachricht von der Rückkehr des Königs gebracht hat. Diese uner-

wartete Rückkehr hat zu tausend peinlichen Mutmaßungen, unter anderem zu dem Gerücht Veranlassung gegeben, daß eine zweite Schlacht geliefert und gleichfalls verloren worden sei, und daß der König in derselben eine Wunde erhalten habe. Von anderer Seite wird erzählt, daß er den größten Teil seiner Kavallerie mit sich genommen habe, um nach Schlesien zu gehen und an der Oder Aufstellung zu nehmen. Von wieder anderer Seite wird behauptet, daß Unterhandlungen im Gange seien, und daß Graf Haugwitz, der sich zu Halberstadt aufhalte, den Auftrag erhalten habe, dieselben weiterzuführen. Von noch anderer Seite wird berichtet, der König werde der Königin nachreisen, weil er den Wunsch hege, mit derselben die wichtigsten die Zukunft der Monarchie betreffenden Punkte zu besprechen. — Thatsächlich ist, daß ein Feldjäger mit Briefen des Königs an die Königin nach der Abreise Ihrer Majestät eingetroffen ist, und daß man denselben hat weiterreisen lassen.

Es sind keinerlei bestimmte Nachrichten über die Einzelheiten des Krieges eingetroffen; berichtet wird nur, daß die Franzosen die Armee, bei welcher der König sich befand, von derjenigen Möllendorffs abgeschnitten hätten, und daß der König bei seiner Abreise den Befehl über das Korps, bei welchem er sich aufgehalten, dem General Blücher übertragen habe ...... Was Hohenlohe anlangt, so ist derselbe zu wiederholten Malen besiegt, aber nicht so völlig in die Flucht geschlagen worden wie die Armee des Königs.

Wie die Gräfin Voß erzählt, hat die Königin die ihr erst hier zugegangenen beklagenswerten Nachrichten mit vielem Mut ertragen.

Nach Berlin ist also kein einziger ausführlicher und schriftlicher Bericht gelangt! Major Dorville hat so völlig den Kopf verloren, daß er sich in mehreren Punkten seiner Meldung widerspricht. Man weiß nur, daß die in Kolonnen vorrückende Armee nicht die Zeit gehabt hat, sich zu entwickeln, und daß das Reiterregiment der Königin von der französischen Artillerie vernichtet worden ist, die auch der reitenden preußischen Artillerie mit einem Hagel von Geschossen schweren Schaden zugefügt hat. — Das einzige Bulletin, welches der Gouverneur veröffentlicht hat, lautet folgendermaßen:

„Der König hat eine Bataille verloren. Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht. Der König und die Prinzen sind am Leben."

Bulletins solcher Art sind eher zur Beunruhigung als zur Beruhigung geeignet! Ist das die Art, wie man ein Publikum behandelt, das sich für philosophisch und patriotisch hält? Man weiß nichts, man erfährt nichts, und Hunderte von Bürgern verbringen ihren Tag vor der Thür des Grafen Schulenburg, ohne sich von der Stelle zu rühren und den geringsten Lärm zu machen. In aller Stille werden unsinnige Reden darüber vorgebracht, daß man sich verteidigen und den Kaiser Napoleon umbringen wolle, — ein Enthusiasmus, der zu nichts führt! Dem Grafen Schulenburg muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er diese erregten Patrioten auf nüchterne Gedanken zu bringen versucht. Auf die Kunst, die öffentliche Meinung zu leiten, hat man sich hier in der That verstanden! Dem Volk wie der Armee hat man eine übertriebene Vorstellung von den vorhandenen Machtmitteln beigebracht und Verachtung der französischen Armee eingeflößt. Kein Leutnant, der sich nicht gerühmt hätte, die Franzosen tüchtig schlagen zu können, und der den Namen Roßbach nicht mit lächerlicher Affektation wiederholt hätte. Statt aufrichtiger Liebe für die öffentliche Wohlfahrt hat man unversöhnlichen Franzosenhaß verbreitet, — das kann nur üble Folgen haben, weil es die Bitterkeit beider Parteien erhöht. — Die patriotischen öffentlichen Blätter sind schlecht redigiert und von schlechtem Ton, — sie entbehren der Logik und bilden schmutzige Kanäle für die Plattheiten, von denen die Bürger sich in der Kneipe nähren. Ich lege einige Nummern des „Telegraphen" und des „Berliner Hausfreundes" beiseite, um eine Vorstellung davon zu geben.[1]) Die offizielle Zeitung hat bisher überhaupt nichts gesagt.

1) Vergl. über die damalige Berliner Presse (Fr. v. Cölln): „Vertraute Briefe", Bd. I, S. 158 u. 210. — Redakteur und Herausgeber des „Freimütigen" hatten auf Schulenburgs dringenden Rat Berlin bereits am Abende des 17. Oktober verlassen.

Allenthalben fährt man fort, zu packen und Wertgegenstände in Sicherheit zu bringen. Ein großer Teil der Bevölkerung befindet sich in der entsetzlichsten Aufregung, — man hört jammern und die Befürchtung aussprechen, daß die Franzosen mit Feuer und Schwert hausen würden.

Dem Geheimrat Lombard hat die Polizei mitteilen lassen, daß sie Bürgschaften für seine Sicherheit nicht übernehmen könne, wenn das Volk durch ärgerliche Zwischenfälle in Erregung versetzt werden sollte, und daß er wohl daran thun werde, Berlin mit Weib und Kind zu verlassen. So wendet das unter dem Ungemach des Krieges seufzende Volk sich gegen denjenigen, der von diesem Kriege beständig abgeraten hat! Thörichterweise wird Lombard beschuldigt, die preußischen Schlachtenpläne verkauft zu haben. — Lecoq ist noch hier, — er hat mir gesagt, daß ich mich während seiner Abwesenheit an Herrn Raumer[1]) wenden möge.

Der König ist also in Schlesien, Haugwitz in Halberstadt, und man weiß nicht, wo sich das Zentrum der Autorität befindet, und wer an der Spitze der politischen und der militärischen Leitung steht. Jeder wird es so gut wie möglich zu machen versuchen, ein Zusammenwirken besteht aber nicht.

Rücken die Franzosen in Berlin ein, so sollen vier Minister (v. d. Reck, Goldbeck, Massow und Thulemeier) hier bleiben, die übrigen abreisen.

19. Oktober.

Heute früh war in der ganzen Stadt das Gerücht verbreitet, daß die Franzosen, nachdem sie den Herzog von Württemberg geschlagen, bei Dessau über die Elbe gegangen seien, und daß sie spätestens binnen zwei Tagen in Berlin eintreffen würden. Hinzugefügt wird, daß der Abzug der Verwaltung des Grafen Schulenburg und der in Berlin zurückgebliebenen schwachen Garnison an dem nämlichen Tage stattfinden werde.

---

1) Über den im Jahre 1833 verstorbenen Geh. Legationsrat, späteren Oberjustizrat R., vergl. „Allgemeine Deutsche Biographie", Bd. XXVII, S. 416.

Der Magistrat ist versammelt gewesen und hat die Organisation der Bürgergarde beschlossen. Schulenburgs Schwiegersohn, der tags zuvor eingetroffene Fürst Hatzfeldt, hat den ihm angetragenen Befehl über dieselbe angenommen. Mit Rücksicht auf den Rang und das große Vermögen des Fürsten wird dessen Wahl in allen Schichten der Gesellschaft mit Vertrauen aufgenommen; außerdem steht der Fürst mit Murat, dessen Vasall[1]) er ist, und den er erst vor kurzer Zeit verlassen hat, in freundlichen Beziehungen. — Der Magistrat hat öffentliche Bekanntmachungen anschlagen lassen, in welchen alle gutgesinnten Bürger aufgefordert werden, Kompagnien zur Aufrechterhaltung der Ordnung zu bilden; andere Bekanntmachungen sollen die Fabrikanten davon zurückhalten, ihre Arbeiter zu entlassen und dadurch die öffentliche Unruhe zu vermehren. — Die Soldaten der Garnison sieht man mit Ranzen auf den Rücken; nachmittags sind sie mit demselben Grafen Schulenburg abmarschiert, der den Einwohnern „Ruhe als erste Bürgerpflicht" anempfohlen hatte.

Die Polizei ist durch die Straßen und Wirtschaften gezogen, um vor Zwietracht, sowie vor Verlautbarung von Reden und Handlungen zu warnen, die die Franzosen beleidigen und für die Stadt von nachteiligen Folgen sein könnten. Die Wirtshäuser sollen um 9 Uhr schließen.

Die Russen haben ihre Auswanderung fortgesetzt, Pferde und Wagen sind nicht zu haben, und auf den maßlosen Enthusiasmus ist vollständige, beinahe lächerliche Entmutigung gefolgt. Es sieht aus, als wolle man die Gefahr übertreiben und die kommenden „Greuel" in den düstersten Farben schildern: der Kaiser soll seiner Armee die Plünderung Berlins versprochen haben, — in jedes Haus würden fünfzig Mann gelegt werden! Männer und Frauen vergießen heiße Thränen und brechen in Klagen aus, mit denen sie ebensowenig Maß zu halten wissen, wie früher mit ihrer Zuversichtlichkeit. Man hat den Eindruck, als solle in Worten und Gebärden um die Wette gejammert werden.

---

1) Murat war als „Großherzog von Berg" Lehnsherr eines Hatzfeldt'schen Güterkomplexes.

Den ganzen Vormittag über ist mein Arbeitszimmer von Leuten nicht leer geworden, die mich baten, sie und ihr Eigentum zu retten. Mein ganzes Haus ist mit Kisten und Kasten angefüllt worden. Man sollte glauben, daß wilde Araber im Anzuge seien, während die Franzosen doch als großmütige Feinde bekannt sind. Man weiß das, und man hat gesehen, wie sie sich in Wien, in München und allenthalben, wo sie gewesen sind, betragen haben. Überdies stehen die Franzosen noch gar nicht vor den Thoren Berlins, und es scheint festzustehen, daß sie die Elbe am 17. noch nicht überschritten hatten. Als der sächsische Gesandte, Graf Görtz, Dessau passierte, waren die Franzosen erst in Halle angelangt. Graf Görtz hatte das Hauptquartier am 13., vor der Schlacht verlassen, den Grafen Haugwitz aber nicht wieder eingeholt; er weiß auch nicht, wo sich derselbe aufhält.

Der König hat die Umgegend von Berlin passiert und sich nach Küstrin gewendet, um der Königin zu folgen. Nach der Schlacht ist er bis Nordhausen zu Pferde gewesen; dort hat er einen elenden Wagen gekauft und in demselben seinen Weg fortgesetzt, ohne seine Minister über seinen Willen unterrichtet zu haben. Begreiflicherweise hat das die Verwirrung vermehrt: kaum jemals früher hat eine so vollständige Desorganisation wie diese stattgefunden.

Über die Absichten des Kaisers Napoleon weiß ich nichts: wird er etwa Preußen den Frieden anbieten, bevor er es mit den Russen zu thun gehabt hat? Die größte Schwierigkeit dürfte augenblicklich darin bestehen, daß man nicht weiß, durch welchen Kanal verhandelt werden könnte.

Fortwährend ist man mit der Absendung von Vorräten beschäftigt; auch mit der Räumung des Zeughauses wird fortgefahren, — Stettin soll der Hauptvereinigungspunkt werden. — Die Schuld an den letzten Unglücksfällen wird von der öffentlichen Stimme auf den Herzog Eugen (von Württemberg) geworfen. Man beschuldigt ihn, sich bei Halle von den Franzosen haben überraschen zu lassen; er soll sich auch geweigert haben, den General Schmettau bei Naumburg zu unterstützen.

Sachsen soll Napoleon in rücksichtsvoller Weise behandeln, da er dasselbe von der Koalition abzulösen wünscht; versteht es (Sachsen) seinen Vorteil, so wird es darauf eingehen. Anlangend Hessen (sc. Hessen-Kassel) behaupten Personen, die sich für eingeweiht ausgeben, mit ungeschickter Rückhaltlosigkeit, daß die Neutralität dieses Landes eine bloße Finte sei, und daß man nur den günstigen Augenblick abwarte, um zu beweisen, daß das mit dem Hauptquartier vereinbart worden sei.[1])

Geheimrat Lecoq ist diesen Morgen abgereist. In einem freundlichen Briefe hat er mir mitgeteilt, daß die von mir verlangten Pässe seitens des Grafen Haugwitz nicht übersandt worden seien; er fordert mich auf, in Berlin zu bleiben, und empfiehlt mir seine Familie. Graf Görtz sagt mir, daß Graf Haugwitz ihm mitgeteilt habe, der König wünsche, daß die Gesandtschaften der deutschen Staaten nicht schlecht behandelt würden, ja daß man sie im Gegenteil schonen solle. Die Prinzessin Luise Radziwill ist heute abgereist, — heute und gestern war ich im Theater, das vollständig verödet war.

20. Oktober.

Im Staate wie in der Armee herrscht eine Verwirrung, deren Einzelheiten allen Glauben übersteigen. Berlin ist preisgegeben und erhält weder vom Könige noch von der Armee Anweisungen; die Stadt bildet eine Art Republik und sorgt selbst für ihre Sicherheit. Der Staatsrat hat heute seine letzte Sitzung abgehalten und ist auseinandergegangen, da er nicht wußte, worüber er verhandeln sollte. Er hat indessen für Wiedereinrichtung des Postenlaufes gesorgt, der unterbrochen gewesen war, nachdem der hiesige Postdirektor seinen Posten verlassen hatte, wie das von so vielen geschehen ist. — Die meisten Minister sind in Stettin, wo sich auch die Königin befindet, indessen der König in Küstrin weilt, wohin auch die hiesige Garnison unter Führung des Grafen Schulenburg marschiert ist.

1) Kurfürst Wilhelm I. verlor wenig später sein Land, weil er während des Krieges eine Armee von 20000 Mann gebildet hatte. Daß die Haltung dieses Fürsten in Wahrheit nichts weniger als preußenfreundlich gewesen war, ist von Häusser (Deutsche Geschichte Bd. III, S. 33) und anderen nachgewiesen worden.

Der Minister [unleserlich] ist aus Magdeburg zurückgekehrt, wo er mit Angelegenheiten der Verproviantierung beauftragt war. Er berichtet, daß die ganze preußische Armee sich daselbst konzentriere, daß täglich Trümmer versprengter Korps einträfen, daß der Feldmarschall Möllendorff verwundet sei, und daß Fürst Hohenlohe das Kommando übernommen habe. — Es bestätigt sich, daß der Herzog Eugen am 17. vollständig geschlagen worden und daß sein aus den besten pommerschen Regimentern bestehendes Korps ausgerissen ist. Hinzugesetzt wird, daß er am Morgen dieses Tages noch um 9 Uhr im Bette gelegen habe. — Für sicher gilt, daß Herr von Lucchesini am 19. Wittenberg passiert hat, um in das französische Hauptquartier zu gehen und dort über den Frieden zu verhandeln.

Weiter ist es nicht mehr zweifelhaft, daß Sachsen, nachdem der Kaiser Napoleon ihm durch den gefangen gewesenen und auf Ehrenwort entlassenen General Funck hat Sicherheiten bieten lassen, von der Koalition zurückgetreten ist. Die Franzosen werden Dresden in keiner Weise bedrohen, nähern sich als Freunde Leipzig und verbreiten in allen Städten öffentliche Anschläge, in denen sie sich als Freunde Sachsens bezeichnen. In Dresden läßt der Hof wieder auspacken, und der Kurfürst, der seine Regimenter hergegeben, aber keine Armee hatte bilden wollen, ist außerordentlich glücklich darüber, zu Hause bleiben zu können, nachdem er bereits gefürchtet hatte, sein Land aus der Liste der Staaten gestrichen zu sehen.

Die Herren Louis Jordan und du Bois (beide dem auswärtigen Departement angehörig und Mitglieder des Stadtrates), sowie der spanische Gesandte erschienen heute nachmittag bei mir, um mich im Namen des Fürsten Hatzfeldt und des Magistrats zu ersuchen, mich zu Gunsten des Geschickes der Stadt bei den Franzosen zu verwenden, indem sie sich dabei auf die alten guten Beziehungen, die immerdar zwischen Preußen und Bayern bestanden hätten, sowie auf die zwischen den königlichen Familien bestehenden Bande beriefen. — Ich habe in den geeignetsten und überzeugendsten Worten erwidert, daß ich alles, was mit meiner Stellung vereinbar sei, thun würde. Abends kam der General [unleserlich] zu mir, um die zu thuenden Schritte zu vereinbaren.

Gestern sind aus Dresden Briefe und Reisende eingetroffen, welche bestätigen, daß der Friede mit Sachsen wiederhergestellt sei. — Prinz Louis Ferdinand hatte vor dem 10. d. M. seiner Schwester, der Prinzessin Luise, mehrere Briefe geschrieben, die an ihre Bestimmung gelangt sind, und in denen er Zweifel an dem glücklichen Ausgang des Feldzuges aussprach.[1]) Er bezeichnete die getroffenen Anordnungen als unglücklich und tadelte die Stellung, die man hinter den Höhen eingenommen hatte, anstatt dieselben zu befestigen. „Du weißt, daß es mir an Mut nicht fehlt“, hat er u. a. geschrieben, „und daß ich im Felde zu sterben wissen werde; gestehen muß ich indessen, daß ich nicht ohne Besorgnis für die Zukunft bin.“

Potsdam, 21. Oktober.

Heute ist in Berlin die Nachricht eingetroffen, daß die Franzosen die Elbe bei Wittenberg überschritten haben, wo die Einwohner die Brücke hergestellt hatten, um den Franzosen den Übergang zu erleichtern. Weiter heißt es, daß die Franzosen Treuenbrietzen bereits erreicht hätten, und daß ein 10000 Mann starkes Korps desselben Abends in Potsdam eintreffen werde; der 5000 Mann starke Vortrab wird von General D'Aulanne kommandiert. — Der Magistrat hat sich versammelt und beschlossen, eine Deputation nach Potsdam an den kommandierenden General zu senden. Den holländischen Geschäftsträger und mich hatte die städtische Behörde ersucht, behufs Beratung der der Stadt zu leistenden Dienste auf das Rathaus zu kommen.

Daselbst angelangt, wurden wir vom Fürsten Hatzfeldt dringend ersucht, nach Potsdam zu reisen, als Gesandte zweier mit Frankreich verbündeten Mächte die wahre Lage der Dinge in Berlin auseinanderzusetzen und den kommandierenden General mit Hilfe des durch unsere Stellungen bedingten Einflusses für die Einwohnerschaft Berlins günstig zu stimmen. — Nachmittags um 5 Uhr reisten wir nach Potsdam, wo der Magistrat uns aufsuchte, um uns die Interessen der Stadt zu empfehlen. Zugleich wurde uns gesagt, daß

1) Diese Briefe sind von Paul Bailleu („Prinz Louis Ferdinand. Eine historisch-biographische Studie“) im Jahre 1885 veröffentlicht worden.

bestimmte Nachrichten über die Ankunft der Franzosen in Treuenbrietzen nicht vorlägen und daß hiesige Privatpersonen den Franzosen entgegengereist seien, um ihren Weg bis zum Zusammentreffen mit denselben fortzusetzen. Die einzige bisher vorliegende zuverlässige Nachricht besage, daß die Franzosen in Wittenberg seien. Hinzugefügt wurde, daß die preußische Armee sich in der Nähe von Magdeburg vereinige, und daß daselbst große Thätigkeit entwickelt werde, daß der mit der Leitung des Rückzuges beauftragte Marschall Möllendorff indessen mit einem Korps von 8000 Mann gefangen genommen worden sei.

In der Umgegend herrscht immer noch die äußerste Erregung. Während die Flucht aus Berlin fortdauert, flüchten sich andere Leute dorthin. Rücksichtlich derjenigen Klasse von Frauenzimmern, die das Vergnügen mit dem Geschäft verbinden, ist bemerkbar geworden, daß sie so gut wie verschwunden sind. . . .

22. Oktober.

Den Tag in Potsdam habe ich damit verbracht, Nachrichten über die Annäherung der Franzosen einzuziehen und den Magistrat sowie die Einwohner zu beruhigen. — Nachdem wir die Sicherheit gewonnen hatten, daß die französischen Vorposten zu Belzig — neun Meilen von Potsdam —, die Avantgarden in dem fünf Meilen weiter belegenen Treuenbrietzen seien, und daß der Marschall Davout sich noch in Wittenberg befinde, beschlossen der holländische Geschäftsträger und ich, nach Berlin zurückzukehren. Kann der Marschall doch vor übermorgen nicht in Potsdam eintreffen! Vor der Abreise setzte ich einen Brief an den Marschall auf, den ich und mein Kollege unterzeichneten, und den wir dem Potsdamer Magistrat mit dem Anheimstellen übergaben, denselben Herrn von Davout bei seiner Ankunft zu überreichen.

Morgens war der Herzog Eugen von Württemberg durch Potsdam gereist; von Magdeburg kommend will er sich zum König begeben. Er hat die Nachricht mitgebracht, daß die preußische Armee, nachdem sie sich in der Umgegend von Magdeburg vereinigt hatte, unter dem Befehl des Prinzen von Hohenlohe abmarschiert sei, und

zwar in der Richtung nach Stettin; in Magdeburg wurde eine Garnison zurückgelassen.

Abends nach Potsdam zurückgekehrt, erfuhr ich, daß der Prinz von Oranien daselbst als (auf Ehrenwort entlassener) französischer Kriegsgefangener eingetroffen sei. Statt über das traurige Geschick Preußens und seiner eigenen Person zu klagen, ist dieser Prinz unmittelbar nach seinem Eintreffen in die Wohnung seiner Geliebten, einer Ballettänzerin, gelaufen. Diese hatte indessen „aus Patriotismus“, oder, weil sie sich für dem Hofe angehörig hielt, Berlin verlassen und sich nach Küstrin begeben. Der Prinz ist außer sich geraten und hat der Mutter so heftige Vorwürfe gemacht, daß diese ihren Sohn zur Wiedereinholung der schönen Flüchtigen aussandte. — Außer dem Prinzen von Oranien sind in Erfurt der Feldmarschall Möllendorff, die Generale Grawert und Larisch (die sich mit 6000 Mann dorthin begeben hatten) gefangen genommen worden, ebenso der verwundete General Schmettau.

Wie man sagt, läßt der Kaiser Napoleon die gefangenen preußischen Gemeinen laufen, wohin sie wollen; man hat sich nicht die Mühe genommen, sie nach Frankreich abführen zu lassen, sondern sich mit ihrer Entwaffnung begnügt; der Feldmarschall ist auf freien Fuß gesetzt worden, — man erzählt indessen, daß dieser mit Auszeichnungen überhäufte alte Krieger aus der Zeit Friedrichs des Großen die Absicht hege, aus dem Dienst zu treten. — Diese gegen die preußischen Generale geübte Indifferenz rechtfertigt die Hoffnung auf Frieden. Bei seiner Abreise von Potsdam hat Marquis Lucchesini dem Magistrat gesagt, daß er hoffe, in Bälde gute Nachrichten mitbringen zu können. Ferner wird versichert, Napoleon habe dem an ihn mit einem Spezialauftrag entsendeten Adjutanten des Königs, Grafen Dönhof, gesagt, daß er bereit sei, Preußen einen ehrenvollen Frieden zuzugestehen, wenn der König sofort über einen solchen verhandeln wolle. In einen Waffenstillstand werde er dagegen nicht willigen, sondern nur in einen dauernden und gesicherten Frieden. Wenn der König aber auszuweichen oder hinterrücks zu handeln versuchte, werde er ihn zu Grunde richten.

Dem Stadtrat ist heute ein aus Küstrin datierter Brief des Königs zugegangen, in welchem dieser mitteilt, er habe bei dem Kaiser Schritte zu Wiederherstellung des Friedens gethan. Zugleich habe er den Kaiser ersucht, in die Städte Berlin und Potsdam keine Garnisonen zu legen. — Die Organisation des neuen Stadtrats in Berlin hat der König gebilligt und den Fürsten Hatzfeldt als Zivilkommandanten bestätigt. An demselben Tage ist der Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand, Herr von Möllendorff, von der bei Magdeburg stehenden Armee eingetroffen; er hat Briefe für den König und führt einen kriegsgefangenen französischen Offizier mit sich. Unterwegs hatte man auch einen Kurier festgenommen, der dem General Mortier den Befehl zum Vorrücken der Reserve überbringen sollte. Trotz des ihm gewordenen Auftrages hat Herr von Möllendorff sich hier mit aller Gemächlichkeit aufgehalten und das Theater besucht. Erst anderen Tags ist er zum Könige gereist, der auf so eigentümliche Weise bedient wird.

Dem Fürsten Hatzfeldt habe ich den für den Marschall Davout in Potsdam zurückgelassenen Brief mitgeteilt und die Genugthuung gehabt, daß der Fürst und andere hochgestellte Personen sich sehr anerkennend über das aussprechen, was ich zum Besten des Landes gethan habe.

Berlin, den 23. Oktober.

Heute früh hat man mir mitgeteilt, daß Lombard in Stettin verhaftet worden sei. Man glaubt, daß das im Interesse seiner Sicherheit geschehen sei, und es erscheint in der That unfaßbar, daß ein Mann, der diesen schrecklichen und für Preußen vernichtenden Krieg beständig mißbilligt hatte, dafür zum Opfer fallen sollte, daß er mit Voraussicht und gesundem Urteil die Überstürzungen von Leidenschaft erhitzter Thoren bekämpfte. Vollends sinnlos ist der Verdacht, daß Feldzugspläne von einem Nicht-Militär sollen verraten worden sein.

Nach allem, was man hört, sucht die preußische Armee die Oder zu gewinnen, den Franzosen zuvorzukommen und sich mit dem vorrückenden russischen Heere zu vereinigen. Der König verläßt Küstrin, um sich nach Graudenz, einer an der Weichsel belegenen

Festung, zu begeben. Dadurch trennt er sich vollständig von seiner Armee: er hat seine Stellung an der Elbe aufgegeben und zieht sich jetzt hinter die Weichsel zurück. Mehrere Personen versicherten, er sei leicht verwundet und so schwer bedrückt, daß er von dem Anmarsch der Russen in Schrecken gesetzt worden.

24. Oktober.

Der Stadtkommandant hatte bekannt machen lassen, daß er den Einwohnern über den Ankunftstermin der Franzosen noch nicht bestimmte Mitteilung machen könne, daß eine bezügliche Ankündigung indessen erlassen werden solle, sobald Genaueres feststehe. In dem nämlichen Augenblick zogen die Franzosen in die Stadt ein. Eine Abteilung reitender Jäger und Husaren begab sich unter Führung des zum Platzkommandanten ernannten General Hullin zum Rathause, wo der General die Dispositionen traf, die er ausgeführt sehen wollte; er hat das Zeughaus und das Gießhaus besetzen lassen.

Abends langte ein Adjutant Davouts an, der ankündigte, der Marschall werde am folgenden Tage in die Stadt einziehen; der Kaiser habe das dritte Korps für sein Verhalten am 14. belohnen wollen und demgemäß angeordnet, daß er (der Marschall) dasselbe nach Berlin hineinführe.

General Hullin hat dem Prinzen Ferdinand und der Prinzessin Heinrich Besuche gemacht; die Marschälle Lannes und Davout haben ihre Adjutanten zur Bekomplimentierung der Herrschaften gesendet; durch den Marschall Duroc[1]) hat der Kaiser denselben schreiben lassen, daß er seinen Generalen aufgetragen habe, alles zu thun, was ihnen (den Herrschaften) angenehm sein würde. — Lannes' Adjutant, der das Gefecht vom 10. mitgemacht, hat erzählt, der Prinz (sc. Louis Ferdinand) habe sich töten lassen, indem er verweigerte, sich gefangen zu geben. Man habe ihm das zwanzigmal zugerufen, und erst, als er einem Obersten, der ihn festnehmen wollte, den Kopf gespalten, sei er (der Prinz) von zwei Bajonettstichen durchbohrt worden. Der Offizier hat hinzugefügt, daß der Platz

1) Duroc war General und Oberhofmarschall (**grand maréchal du palais**).

(Saalfeld) ein im voraus geopferter gewesen sei, und daß er nicht verstehe, wie man einen Prinzen von Geblüt auf einen solchen Posten habe stellen können.

25. Oktober.

Morgens um 8 Uhr sind zwei Bataillone Infanterie, die zur Garnison von Berlin gehören werden und sich am 14. ausgezeichnet hatten, mit klingendem Spiel eingezogen, um „Unter den Linden“ Aufstellung zu nehmen. Eine städtische Deputation, Fürst Hatzfeldt und der Minister v. d. Reck erschienen zur Begrüßung des Marschalls Davout, der sie indessen sehr unfreundlich (très durement) empfangen und nicht einmal den Hut abgenommen hat. Er hat größte Ruhe empfohlen, „wenn man Unglücksfälle vermeiden wolle, deren sich selbst die Nachwelt noch erinnern würde.“ Vor allem hat er öffentliche Reden verboten, kirchliche Gelübde für die preußischen Waffen indessen gestattet. Endlich hat er den Deputierten gesagt, daß sich in ihren Mienen wie in ihrem Betragen Unterwerfung ausdrücken müsse.

Fünfzehntausend Mann Infanterie und vier Regimenter Kavallerie (Dragoner und reitende Grenadiere), im ganzen 20000 Mann, haben heute Berlin passiert.

Ich war heute bei Herrn Raumer, um ihm meine Abreise und die Gründe für dieselbe anzuzeigen. Unmittelbar darauf ist er bei mir gewesen.

26. Oktober.

In der Frühe waren Herr de Moustier, Legationssekretär in Dresden, und der Minister in Kassel, Bignon (der eine ist dem Kriegsminister beigegeben, der andere vom Kaiser her berufen) bei mir. Herr de Moustier, der mit der deutschen Redaktion der Bulletins betraut ist, hat mir die Schlacht beschrieben, die von den Franzosen als Schlacht bei Jena, von den Deutschen als Schlacht bei Auerstädt bezeichnet wird. Fast die gesamte sächsische Infanterie wurde gefangen genommen: der Kaiser ließ die Offiziere versammeln und hat ihnen seine Absichten, betreffend die Haltung ihres Herrn, auseinandergesetzt. Er will, daß es außer Österreich und Preußen keine anderen als unter seinem Protektorat stehende deutsche Staaten geben soll.

Den Kurfürsten von Sachsen hat der Kaiser wissen lassen, daß, wenn er nicht als Feind behandelt werden wolle, die erste Bedingung sei, daß seine bei der preußischen Armee stehenden Truppen in ihr Land zurückkehrten; es ist das bereits in Ausführung gebracht worden. Weiter teilten die Herren mir mit, daß die Bayern Sachsen besetzen würden, und daß Prinz Jerôme zum Befehlshaber sämtlicher bundesgenössischen Truppen ernannt worden sei.

Der Verlust der Franzosen wird auf 10000 Mann, derjenige der Preußen auf 50000 Mann (einschließlich der Gefangenen) geschätzt.

In voriger Nacht ist Spandau besetzt worden: die Truppen marschieren in Eilmärschen auf Stettin und Küstrin, um die Oder zu gewinnen.

Der Kaiser hat heute Potsdam verlassen, um sich nach Charlottenburg zu begeben. Man hat ihn hier erwartet — sämtliche Staatsminister hatten sich an das Thor begeben, um ihn zu begrüßen —, der Kaiser hat den Herrn v. L. (Lucchesini) aber noch nicht gesehen, da derselbe bei ihm persönlich in Ungnade steht. Marschall Berthier ist beständig um den Kaiser. Man hat eine Anzahl gefangener Offiziere hierher geführt; die Aufregung — richtiger die Bewegung — ist noch immer in der Zunahme begriffen, in der Umgegend haben Unordnungen stattgefunden. General Hullin thut sein möglichstes, um allen Forderungen zu entsprechen. Ich habe ihn am Nachmittage aufgesucht, um seine Intervention zur Rettung des Botanischen Gartens anzuweisen, den einige Kavalleristen verbrennen wollten. — Der spanische Gesandte hat eine „Küstrin, den 23. Oktober" datierte Note des Grafen Haugwitz erhalten, welche auf die Beschwerde wegen des für Spanien beleidigenden Satzes im preußischen Manifest antwortet. Haugwitz beteuert seine Sympathien und seine uneingeschränkte Hochachtung für den König von Spanien und behauptet, daß Ausdrücke eines nicht unterzeichneten und demgemäß nicht offiziellen Aktenstückes nicht den Gegenstand einer Beschwerde bilden könnten.

27. Oktober.

Morgens war ich in Charlottenburg bei dem Marschall Duroc, der mich freundschaftlich und vertrauensvoll empfing, und mit dem

ich lange über die Ursachen des Krieges und über den Gegensatz zwischen seiner Mission vom Jahre 1805 und der gegenwärtigen Lage gesprochen habe. — Er sagte mir, daß der Kaiser mich sicherlich sehen werde, und daß derselbe in einer Stunde einen imposanten Einzug in Berlin halten und sich im Schlosse niederlassen werde. Soeben habe er die von den Höfen der Prinzessin Heinrich und des Prinzen Ferdinand entsendeten Kammerherren empfangen und denselben gesagt, daß dieser Krieg ihn geradezu erstaunt habe, — daß nicht Männer, sondern Frauen denselben gemacht hätten, und daß diese letzteren besser thäten, sich um ihr Hauswesen zu kümmern und Kinder zu gebären, als Politik zu treiben.

In Charlottenburg habe ich einen Rat des Herzogs von Weimar gesehen, der mir sagte, der Kaiser habe gegen den Herzog eine wohlwollende Gesinnung bezeugt. Wohl wissend, daß er nicht mehr im preußischen Kriegsdienst bleiben könne, habe der Herzog den König um seine Entlassung gebeten, die dieser ihm erteilt habe. Dementsprechend werde der Herzog als unabhängiger Fürst zurückkehren......

Um drei Uhr hat der Kaiser mit der gesamten Garde, dem Kürassierkorps und der Artillerie seinen triumphierenden Einzug gehalten. Nichts hätte imposanter sein, einen stärkeren Eindruck von der Macht und den Mitteln hervorrufen können, die ihm zu Gebote stehen. Mehr denn irgend ein anderer Mann hat der Kaiser gezeigt, daß er zum Herrscher geboren ist. Eine zahlreiche Menschenmenge drängte sich um seinen Einzug, und in denselben Straßen, in denen so häufig Beleidigungen gegen den Kaiser ausgestoßen worden sind, wurden Vivatrufe vernommen. Der Kaiser ritt beständig Schritt und bewies dadurch, daß seine „Furchtsamkeit" allein in den Gehirnen derjenigen existiert, die ihm dieselbe zugeschrieben hatten.

28. Oktober.

Frühmorgens erhielt ich einen Brief des Marschalls Duroc, der mir mitteilte, daß der Kaiser mich, sowie die Gesandten Spaniens und Portugals um 10 Uhr empfangen werde; ich ließ dem türkischen Gesandten darüber Mitteilung zugehen. In der Frühe hat der Kaiser der Geistlichkeit und den Gerichtshöfen Audienz erteilt. Als

abends zuvor die städtische Deputation und der Fürst Hatzfeldt erschienen waren, hat er dieselben und namentlich den letzteren übel aufgenommen. Als der Fürst sich vorstellte, hat er ihm gesagt, daß er keine anderen Prinzen als solche von Geblüt kenne, und daß er seiner Dienste nicht bedürfe.

Als er bei seiner Ankunft im Schloß den Grafen Néale[1]) gewahrte, sagte er zu ihm: „Nun, Graf Néale, Sie und Ihre Tochter, die Gräfin Pauline, haben ja den Krieg gewollt. In ihrem Briefe hat sie gesagt, daß wir Feiglinge seien, — und nun sind wir hier. Das sind Flohstiche, die mich nicht verletzen können. — Ihre Tochter ist eine Unglückliche, die es verdient hätte, geschoren und ins Irrenhaus gesteckt zu werden."

Heute, beim Empfange der Diplomaten, war der Kaiser sanftmütiger und zeigte eine Art von guter Laune. In meiner Depesche habe ich über das, was er mir zu sagen geruhte, und was er über die Politik äußerte, berichtet.[2]) Zu dem türkischen Gesandten sprach er über den unheilvollen Einfluß, den die Frauen hier geübt hätten. „Ihr thut wohl daran, sie bei euch einzusperren." Alle Welt und der Kaiser selbst wußten, was mit diesem Scherz gemeint sei. — Von dort begab ich mich zum Prinzen Wilhelm;[3]) d'Aubert verschaffte mir eine Audienz bei Duroc, mit dem ich mich lange unterhalten habe. — An diesem selben Tage hat ein Zwischenfall mit dem Fürsten Hatzfeldt stattgefunden, der nach Abzug der Garnison und Einsetzung einer Zivilverwaltung in einem an einen preußischen Befehlshaber gerichteten Briefe Angaben über Verteilung und Stärke der französischen Armee gemacht hatte. Da dieser Brief in die Hände des Kaisers gefallen war, handelte es sich um nichts Geringeres, als um Übergabe des Fürsten an ein Kriegsgericht. Ein braver Gendarmerieoffizier, Namens Noirot (Noiret?), der die Verhaftung

1) Vergl. Gräfin Voß, Neunundsechzig Jahre, S. 105, und Häusser, Deutsche Geschichte, Bd. III, S 41, der indessen eine abweichende, mildere Version mitteilt.

2) Nach Ausweis des bezüglichen amtlichen Berichts hatte Napoleon sich auf einige freundliche, aber inhaltlose Worte beschränkt.

3) Da dieser Bruder des Königs bei der Armee war, scheint die Prinzessin Wilhelm gemeint zu sein.

vorgenommen, erteilte dem Fürsten den Rat, seiner Frau zu schreiben, sie solle sich dem Kaiser zu Füßen werfen. Sie that das, und der Kaiser war von der Sanftmut und dem Schmerz der Fürstin so gerührt, daß er Gnade walten ließ und ihr den Brief zurückgab.[1])

Abends sah ich Herrn Maret,[2]) der mich zu bleiben aufforderte und sich erbot, solange Talleyrand nicht da sei, die politischen Angelegenheiten mit mir zu besprechen. Liebenswürdigerer und auserlesenerer Höflichkeit wie derjenigen Marets bin ich niemals begegnet. Er sagte, daß bei der gegenwärtigen Lage des preußischen Staats für den König nichts anderes als freiwillige Unterwerfung übrig geblieben sei.

29. Oktober.

Vormittags traf ich im Kriegsministerium den General Westenberg, der mir sagte, daß er mit dem Könige von Bayern befreundet sei, und mir seine Dienste zur Verfügung stelle. — Ich erfuhr sodann, daß Fürst Hohenlohe mit 14000 Mann und vier Kanonen kapituliert habe; die Ehre dieses Erfolges gebührt dem Prinzen Murat.

Das Regiment „Gendarmen" ist entweder vernichtet oder gefangen. — Prinz August, der mit einigen Bataillonen in einem besonderen Gefecht gefangen genommen war, ist nach Berlin gebracht und zum Kaiser geführt worden. Dieser hat ihn freundlich empfangen; der Prinz bat, ihn nicht zu denjenigen zu zählen, die kapituliert hätten, und hat hinzugefügt, er habe als treuer Diener des Königs so lange wie möglich gefochten und schließlich nur der unabweisbaren Notwendigkeit nachgegeben. Unter der Bedingung, an den gegenwärtig schwebenden Händeln keinen Anteil zu nehmen, hat der Kaiser den Prinzen zu seinem Vater[3]) entlassen. . . . . .

---

1) Der Wortlaut des — in Wahrheit ziemlich unverfänglichen — Hatzfeld'schen Schreibens teilt Häusser (Deutsche Geschichte, Bd. III, S. 42) mit. Danach gewinnt es den Anschein, als ob Noirets Mitteilung an die Fürstin von Napoleon „bestellte Arbeit" gewesen sei.

2) Zum Herzog von Bassano wurde dieser Vertraute Napoleons erst im Jahre 1811 ernannt.

3) Prinz August war ein Sohn des greisen Prinzen August Ferdinand († 1813), Bruders Friedrichs des Großen.

30. Oktober.

Der Kaiser hat heute eine große Revue über die Garde, die leichte Artillerie und die übrigen hier anwesenden Truppen der Infanterie und Kavallerie abgehalten, — zusammen 14000 Mann. Er hat Beförderungen sowie verschiedene Maßregeln vorgenommen, die auf einen baldigen Abmarsch schließen lassen ...... An demselben Tage sind die bei Prenzlau gefangen genommenen Gendarmen durch Berlin gebracht worden, um weiter nach Spandau und sodann als Kriegsgefangene nach Frankreich transportiert zu werden. Der Kaiser hat sie hart behandelt, um allen denjenigen eine Lehre zu erteilen, die sich durch eine unheilvolle Leidenschaft zu Herausforderungen gegen Frankreich verführen lassen. Von einzelnen Ausnahmen abgesehen, haben die Offiziere des Regiments Gendarmen in der That zur Aufstachelung des Volks und zur Erhitzung der Gemüter am meisten beigetragen.[1])

Abends hat der Minister Maret bei mir vorgesprochen. Leider war ich nicht zu Hause, sondern bei dem Kommandanten General Hullin, mit dem ich eine anderthalbstündige Unterhaltung über die Lage der Dinge in Berlin geführt habe, um dieser Stadt nach Möglichkeit nützlich zu sein. Die Personen, die sich besonders gut gegen uns betragen, habe ich namhaft gemacht, der übrigen keine Erwähnung gethan.

31. Oktober.

General Westenberg kündigt mir an, daß er von dem Kaiser den Befehl zur Abreise nach München erhalten habe. „Ich hatte," so hat der Kaiser gesagt, „noch warten wollen, um dem Könige die Gefangennahme des Herzogs von Weimar mitteilen lassen zu können, — meiner Berechnung nach muß er indessen heute gefangen genommen worden sein. Reisen Sie darum ab. . . ." Anwesend war dabei

1) Nach dem Bekanntwerden des Vertrages vom 15. Februar 1806 sollten Offiziere dieses Regiments dem Grafen Haugwitz die Fenster eingeworfen und ihre Säbel auf der Treppe des französischen Gesandtschaftsgebäudes gewetzt haben. (Vergl. Napoleons Bulletins vom 27. und 30. Oktober 1806, Nr. 19 und 23.)

General Dombrowski,[1]) den der Kaiser über die Mittel zur Gewinnung Polens, die besten und die kürzesten Wege u. s. w. zu Rate zog. „Erzählen Sie dem Könige von Bayern," wandte Napoleon sich an den Grafen Westenberg, „was Sie gehört haben."

Im Lauf des Tages ist Baron Gravenreuth[2]) eingetroffen und vom Kaiser empfangen worden, der mit ihm ohne Umschweif geredet und ihm gesagt hat, daß der König von Bayern (wie mir bereits direkt mitgeteilt worden war) Bayreuth erhalten werde. Marschall Berthier hat mit Westenberg davon gesprochen und hinzugefügt, daß der König hier keinen besseren Freund als ihn (den Marschall) habe.

Ich habe mit dem General Roussel (von der Garde) zu Mittag gegessen und von ihm erfahren, daß er soeben den Befehl erhalten habe, erst übermorgen auszurücken. Die Herren von Lucchesini,[3]) Dönhof und Zastrow sind noch in Charlottenburg. Unzweifelhaft wünscht der König, um jeden Preis Frieden zu schließen; wie es scheint, will der Kaiser aber, auch wenn er Frieden schließt, seinen auf Polen gerichteten Plan nicht aufgeben. — Heute ist die Nachricht von der Einnahme Stettins durch die Franzosen eingetroffen. Sie haben den General Romberg mit 4000 bis 5000 Mann gefangen genommen und einzelne Abteilungen die Oder bereits überschreiten lassen.

Die Überstürzung, mit welcher Berlin geräumt wurde, hat mit sich gebracht, daß eine Anzahl interessanter und wertvoller Gegenstände im Zeughause und anderen Orten zurückgelassen oder vergessen worden ist. In Potsdam und Charlottenburg sollen unter den Kleidungsstücken der Königin Briefe entdeckt worden sein, welche ihr Einverständnis mit dem Kaiser von Rußland und die Absicht beweisen,

1) Jan Henrik Dombrowski (geb. 1755, † 1818), polnischer General a. D., dann Befehlshaber der polnisch-französischen Legion in Italien und Divisions-General in der cisalpinischen Armee.

2) Von 1801 bis 1805 bayrischer Gesandter in Wien, dann Gesandter Bayerns beim Hauptquartier Napoleons.

3) Der von Lucchesini vereinbarte Waffenstillstand wurde vom Könige verworfen. L. verließ den preußischen Staatsdienst, trat als Oberkammerherr in die Dienste von Napoleons Schwester Pauline Bacchiochi und starb 1825.

gegen „Bonaparte“ Krieg zu führen, und denen Pläne und Feldzugsentwürfe beiliegen.[1]) — Der Kaiser fährt fort, das Land mit großer Härte zu behandeln — gefangene Generale und Offiziere werden täglich hierher geführt; heute sind die Generale Tauentzien und Fagel, der Adjutant des Prinzen von Oranien, eingetroffen. Die auf dem flachen Lande begangenen Ausschreitungen sind groß; die Truppen haben Häuser geplündert — Mangel an Lebensmitteln und Steigerung der Preise beginnen fühlbar zu werden, der Weinverbrauch ist ungeheuer, der Postenlauf noch nicht wiederhergestellt, viele Banquiers befinden sich in der größten Verlegenheit, und die Lage des Landes erscheint wahrhaft beklagenswert. — In voriger Nacht ist ein Kurier mit Briefen nach München abgegangen, in denen der Kaiser die Absendung des Restes des bayrischen Kontingents verlangt. Marschall Berthier hat die Anordnung getroffen, daß die bayrischen Truppen allenthalben ebenso behandelt werden sollen wie die französischen. Er hat dabei hervorgehoben, daß der König von Bayern die französische Armee reichlich beköstigt und derselben Positionen verschafft habe, ohne welche die Pläne des Kaisers nicht hätten voll ausgeführt werden können, und daß die französische Armee vor allem ihm (dem König von Bayern) ihre Erfolge zu danken habe.

1. November.

Gestern abend gegen 11 Uhr ist Talleyrand eingetroffen, sofort zum Kaiser gefahren und von demselben lange zurückgehalten worden. Anderen Vormittags 12 Uhr hat er sich abermals zum Kaiser begeben, bei dem er gespeist hat, und der ihn rücksichtlich seiner Absichten aufs Laufende setzte. — In den Zeitungen ist selbigen Tages der Bericht des Fürsten Hohenlohe veröffentlicht worden, der an Niedergeschlagenheit alles Glaubliche übertrifft und von der Lage der preußischen Armee ein wahrhaft entsetzliches Bild entwirft. Prinz August hat erzählt, die Soldaten seines Bataillons hätten mehrere Tage hindurch nichts als einige Kartoffeln zu essen gehabt und

1) Vergl. Ranke, Hardenberg und der preußische Staat, Bd. II, S. 359, der sich auf eine bezügliche Tradition bezieht.

dennoch ihre Entschlossenheit gewahrt. Zum Unglück hatten sie sich noch in einen Sumpf verirrt, in welchem das Pferd des Prinzen so tief versank, daß es ihm erst nachträglich hat wieder zugeführt werden können. Der Prinz hatte all sein Gepäck verloren und schließlich keine Stiefel mehr gehabt. Prinz Murat hat ihm Geld vorgeschossen und Prinz August die Höflichkeit der französischen Offiziere sehr gerühmt. Seinem Eingeständnis nach hat die preußische Armee ganz besonders durch die Überlegenheit der Marschart der Franzosen gelitten, durch welche sie zu forcierten, ihr ungewohnten Märschen genötigt worden sei.

2. November.

Herr v. Talleyrand, Marschall Duroc und der Minister Maret haben bei mir zu Mittag gegessen und den Abend bei mir verbracht. Während der Tafel habe ich mit Herrn v. Talleyrand lange geplaudert und ihm auf Fragen über die im Kabinette des Königs einflußreichen Personen detailliert antworten müssen. Er zeigte sich außerordentlich gütig gegen mich und hob hervor, daß er bei mir am Tage nach seiner Ankunft gespeist, Einladungen meiner Kollegen aber seitdem ausgeschlagen habe. — Die Wagen des Prinzen Jerôme sind heute nach Frankreich abgegangen.

3. November.

Ich habe den Marschall Duroc aufgesucht und mit ihm eine lange Unterhaltung über unsere Interessen und die künftige Erwerbung Bayreuths geführt. Der Marschall besprach die Grundlagen des künftigen Friedensschlusses eingehend mit mir. Dem Kaiser müßten Bürgschaften und Sicherheiten dafür geboten werden, daß sich, wenn er die Waffen niedergelegt habe, keine neue Koalition gegen ihn bilde. Nach der Schlacht von Jena sei für den König (sc. von Preußen) nichts übrig geblieben, als sich dem Kaiser in die Arme zu werfen, mit der Königin zu kommen und um Frieden zu bitten. Wäre die Königin persönlich erschienen, so wäre alles, was sie gethan, vergessen worden. Rücksichtlich Lucchesinis habe man die Sicherheit gewonnen, daß er weder für das englische noch für das russische System sei; der Kaiser werde darum gestatten, daß er weiter verhandle, und Talleyrand sei ihm (L.) wohlgesinnt.

5. November.

Es hat sich nichts Bemerkenswertes begeben. Die Herren Lucchesini und v. Zastrow haben am 6. bei Herrn v. Talleyrand gespeist,[1]) den ich nachmittags aufsuchte, und bei dem ich den zum Gouverneur der eroberten Provinzen ernannten General Clarke kennen lernte. Mit Herrn v. Talleyrand hatte ich eine lange Unterredung über unsere Interessen und über die Absicht des Königs gehabt, im Falle der Abtretung Bayreuths denjenigen Dienern Sr. Majestät des Kaisers, die die bayrischen Interessen begünstigt hätten, Territorialbesitz anzuweisen ..... Herr v. Talleyrand ließ keinen Zweifel daran übrig, daß Bayreuth uns abgetreten werde, und schien für die ehrenvolle Absicht, die der König ihm gegenüber hege, zugänglich zu sein.

Abends sehen wir regelmäßig Gesellschaft bei uns: die Adjutanten des Marschalls Berthier, die Herren Lagrange, Montholon und Périgord, der Minister Maret, die Herren Denon, Bignon und Durant, verschiedene Fremde, der Marschall Duroc, die Generale Roussel und Laurent sind unsere Gäste. Die Unkosten der Unterhaltung bestreiten wesentlich die Minister Denon und Maret und Humboldt.[2]) Der junge Périgord ist sehr liebenswürdig, von bester Haltung und angemessenen Manieren.

7. November.

Morgens habe ich die Herren Clarke und Duroc gesehen und dem letzteren sowie dem Minister Durant[3]) Abschriften der Note gegeben, die ich in Sachen der Abtretung Bayreuths entworfen habe.

Der Abmarsch nach Polen wird angekündigt, der Train der Artillerie und die Pontonniers sind heute aufgebrochen, und die

---

1) Hier liegt ein Schreibfehler vor, da von einem am 6. stattgehabten Mittagsessen in einer Aufzeichnung vom 5. nicht die Rede sein kann. Entweder soll es statt „ont dîné“ „vont dîner“ heißen, oder es liegt ein Versehen rücksichtlich des Datums vor.

2) Alexander von Humboldt war damals von seiner mehrjährigen Reise nach Südamerika zurückgekehrt.

3) Durant war Unterstaatssekretär im Ministerium des Auswärtigen.

Proklamation Dombrowskis[1]) läßt auf die Absichten des Kaisers schließen. Der Friedensschluß scheint hinausgeschoben worden zu sein, und die auf Polen bezüglichen Projekte stehen noch nicht fest. Werden dieselben aufrecht erhalten, so zieht der Krieg sich in die Länge; weichen die Russen hinter ihre Grenzen zurück, so würde es nicht möglich sein, sie im Laufe des Winters aufzusuchen, — günstigsten Falls werden die Russen die Franzosen aufsuchen. Die Absicht des Kaisers geht dahin, durch Wiederherstellung des Königreichs Polen Sicherung gegen Rußland zu erlangen. Will Rußland nicht Krieg in seinem Inneren haben, so muß es fortan darauf verzichten, sich in fern von ihm abliegende Dinge zu mischen.

Der Kaiser Napoleon wird zum Herrn des Festlandes werden, wie England Herr der Meere ist. Solchen Falls wird ein gewisses Gleichgewicht hergestellt sein, da feststeht, daß Frankreich trotz aller seiner Macht England keine einzige für dasselbe ungünstige Bedingung abnötigen könnte. Unzweifelhaft hätte Lord Landsdowne ein für England ruhmvolles Resultat erreicht, wenn er zu Paris den Frieden unterzeichnet hätte.

General Clarke und der Minister Maret haben bei mir zu Mittag gegessen . . . Den ganzen Tag über, bis zur Mitternacht, waren Menschen bei uns. Maret hatte seinen Sekretär, Herrn Etienne, den Verfasser mehrerer hübscher Theaterstücke, mitgebracht . . . . . Humboldt hatte eine Karte seiner amerikanischen Reise mitgebracht und dieselbe in höchst interessanter Weise erläutert. Auch die Deputierten Leipzigs, die Herren Frege[2]) und Dufour, brachten den Abend bei uns zu. — Der Kaiser hat geäußert, daß er Berlin nicht verlassen werde, bevor er mit England Frieden geschlossen habe.

---

1) Dombrowskis flammender Aufruf, der die Polen zur Unterstützung Frankreichs behufs Wiederherstellung des politischen Staates anrief, war vom 1. November datiert.

2) Kammerrat Frege (Großvater des Abgeordneten von Frege-Weltzin) war auch in der Folge als Vertreter des Leipziger Handelsstandes wiederholt zu Gunsten seiner Vaterstadt thätig. Über seinen damaligen Aufenthalt in Berlin und die Dienste, die er der sächsischen Regierung erwies, vergl. Böttiger-Flathe, Geschichte des Kurstaates und Königreichs Sachsen. Bd. II, S. 659.

8. November.

Morgens besuchte ich Herrn Maret, mit dem ich unsere politischen Interessen und den künftigen Zustand Deutschlands besprach. Ich schlug ihm vor, einen Entwurf für die künftige Organisation Deutschlands vorzulegen, und wir diskutierten darüber, welches föderative oder konstitutionelle System das passendste sein würde. Maret dankte mir für die Art und Weise, in welcher ich die Franzosen bei mir aufgenommen; er kam auch auf die Interessen meines Bruders zu reden und versprach, an denselben zu denken.[1])

Von dem Aufbruch nach Polen ist beständig die Rede, derselbe schiebt sich aber immer wieder hinaus. Zum Herrn Deutschlands geworden, verfügt der Kaiser über sämtliche Mittel, die dasselbe bietet. Nachdem er Preußen binnen zehn Tagen niedergeworfen hat, tritt er Rußland mit furchtbaren Streitkräften gegenüber, — er thut aber keinen Schritt vorwärts, bevor er sich davon überzeugt hat, daß er auf festen Boden tritt. Seit den Tagen Cäsars hat es auf Erden keinen Menschen gegeben, der großartigere Pläne entworfen und mächtigere Gegner niedergeworfen hätte. — Anzunehmen ist, daß er das Königreich Polen wiederherstellen, Preußen das Herzogtum Mecklenburg und Schwedisch-Pommern geben und ihm außer Polen und Schlesien sämtliche Provinzen jenseit der Elbe wegnehmen werde. Was Österreich anlangt, so wird dieses selber zusehen müssen ob es die Wechselfälle eines neuen Krieges riskieren will, — Frankreich ist bereit.

Heute früh hat der Kaiser den Baron Gravenreuth kommen lassen, um mit ihm über den Kronprinzen (sc. von Bayern) und dessen Verheiratung zu sprechen. Er verlangt, daß unser Prinz sich über diesen Punkt äußere und zugleich verpflichte, weder eine russische noch eine österreichische Prinzessin zu heiraten. Da eine französische Prinzessin nicht mehr zu vergeben sei, stelle er ihm frei, eine sächsische oder irgend eine andere deutsche Fürstentochter — einerlei, welche

---

1) Der (bereits erwähnte) Bruder des Tagebuchschreibers lebte in der Normandie. — Es scheint sich um Wiedergabe der während der Revolution eingezogenen B.'schen Familiengüter gehandelt zu haben.

— zu heiraten.[1]) Nachdem der Kaiser sodann auf den Einfluß zu reden gekommen war, den Frauen auf ihre Männer ausüben, hatte er von Braunschweig, Fulda und Cassel gesprochen und gesagt, daß die Frauen dieser Länder zu regieren aufgehört hätten, und daß ihm das rücksichtlich des Braunschweigers, der seine Unterthanen glücklich zu machen gewußt, einigermaßen (un peu) leid thue: da derselbe indessen Thorheiten begangen habe, müsse er die zerbrochenen Töpfe bezahlen. Fulda[2]) habe ihm geschrieben, daß, wenn er selbst gleich Ehren halber Kriegsdienste habe nehmen müssen, seine Unterthanen diesem Kriege doch fremd geblieben seien. Der Kaiser hat erwidert, ihm sei nichts darüber bekannt geworden, daß Fulda eine Republik sei.

Den ganzen Tag über hat es viel Bewegung gegeben. Marschall Duroc ist mehrere Male in Charlottenburg gewesen. Man glaubt, daß daselbst der Waffenstillstand unterschrieben worden sei, Bestimmtes hat darüber aber nicht verlautet.

— — Eingetroffene Nachrichten besagen, daß General Blücher angegriffen und bei Lübeck, wo er 8000 Mann verloren, geschlagen worden sei; anderen Tages (7. November) soll er mit 14000 Mann bei Travemünde kapituliert haben. Die Dänen sind neutral geblieben und haben auf beide Parteien geschossen, und der Kaiser hat gesagt, daß sie wohl daran gethan hätten. An demselben Tage (7. November) hat Magdeburg kapituliert. Diesen Platz, der einer der stärksten in Europa ist, haben die Preußen nicht einmal gegen eine einfache Einschließung behauptet; so sind die Überbleibsel der preußischen Monarchie, einer nach dem anderen, dem Sieger in die Hände gefallen, und die Zukunft dieses Staates hängt von dem Gutdünken des Kaisers ab. Gestern hat derselbe gesagt, er wisse noch nicht, was er mit Preußen machen werde, er sei indessen entschlossen, sich in der Hauptstadt des ersten Fürsten nieder-

1) Um der ihn angesonnenen Eheschließung mit einer Napoleonischen Prinzessin zu entgehen, verheiratete sich der Kronprinz (spätere König) Ludwig am 10. Oktober 1810 mit der Prinzessin Theresa von Sachsen-Hildburghausen († 1854).

2) Fulda war im Jahre 1803 an den Fürsten Wilhelm von Nassau-Oranien gekommen, wurde diesem aber wieder genommen, weil er in dem Kriege auf preußischer Seite mitgefochten hatte.

zulassen, der ihm Widerstand zu leisten wagen werde. Von Polen ist beständig die Rede, die Abreise des Kaisers aber schiebt sich immer noch hinaus. Es heißt, die Russen zögen sich zurück — hat es damit seine Richtigkeit, so wird es vor dem Frühjahr nicht möglich sein, sie in ihrem eigenen Lande aufzusuchen — inzwischen aber kann man Polen bearbeiten.

Bei dem Fürsten Hatzfeldt habe ich heute mit dem General Klein zu Mittag gegessen. Er wußte sehr merkwürdige Einzelheiten über den letzten Feldzug gegen Österreich und namentlich über das Werneck'sche (?) Armeekorps zu erzählen, das sich wiederholt darüber beklagt habe, von Erzherzog Ferdinand im Stiche gelassen und geopfert worden zu sein. Abends viele Leute bei uns, darunter Maret, Denon, Clermont-Tonnère, Humboldt und Oberst Flahaut, der die Nachrichten von der Kapitulation Blüchers besprach. — Mecklenburg, dessen Herzöge wahrscheinlich ihre Souveränität verlieren, soll entsetzlich verwüstet worden sein.

9. November.

Von auswärts treffen nur spärliche Nachrichten ein, und die Absichten des Kaisers sind noch nicht recht bekannt. Der auf Polen bezügliche Plan scheint fest zu stehen — angesichts der Unmöglichkeit, daselbst während der Wintermonate Krieg zu führen, ist anzunehmen, daß man zunächst entlang der Weichsel, bis nach Warschau hin, starke Kantonnements beziehen und mit dem Vormarsch im Frühling beginnen werde. Danach dürfte es — wenn die Russen nicht etwa vorrücken — einen ruhigen Winter geben. Solchen Falls wäre es möglich, daß der Kaiser auf einige Zeit nach Paris ginge und im Frühjahr zurückkehrte. Lediglich ein Friedensschluß mit England vermöchte das Vordringen einer Macht aufzuhalten, der nichts mehr widerstehen kann. Kommt es nicht dazu, so würde gegen die britische Regierung mit einem furchtbaren Repressionssystem vorgegangen werden, welches alle Ostseehäfen (mit Ausnahme der russischen und dänischen) England verschlösse.

Der Kaiser arbeitet den ganzen Tag — zuweilen reitet er aus, um Rekognoszierungen in der Umgegend vorzunehmen oder Truppen

zu besichtigen. Er speist mit Berthier und geht gewöhnlich um 8 Uhr zu Bette. Seine einzige Erholung besteht in dem Wechsel seiner Beschäftigungen.

Dieser Tage ist die Organisation des Landes geregelt und der Stadt eine Kontribution von zehn Millionen auferlegt worden. Es herrscht die größte Armut, alle Kredite sind erschöpft, die meisten Verbindungen nach außen unterbrochen. Für die französische Armee hat die Stadt bereits zehn Millionen gezahlt — die königlichen Kassen im Palais sind ausgeleert. Das königliche Schloß kostet 1500 Thaler täglich, von denen 350 Thaler allein auf die Beleuchtung kommen. Der Haushalt des Kommandanten nimmt 400 Thaler täglich in Anspruch.

10. November.

Von dem Tage des Abmarsches ist nicht mehr die Rede. Mit Maret, der bei mir war, habe ich lange über die Interessen Bayerns gesprochen; ich kann mir dazu Glück wünschen, daß er zu unseren Freunden gehört. – Mittags war ich auf einem Diner bei Talleyrand, an welchem das gesamte diplomatische Korps, mit Ausnahme des mecklenburgischen Gesandten, teilnahm; dieser hat weder zu einem Zusammentreffen mit Talleyrand noch zu einer Antwort gelangen können. Um 4 Uhr ließ der Kaiser Herrn von Talleyrand holen, nachdem ein Kurier des Königs (von Preußen) aus Graudenz angelangt war. — Man sagt mir, der König habe die sämtlichen vom Kaiser vorgeschlagenen Bedingungen ratifiziert, seit der Übergabe von Magdeburg und der Kapitulation Blüchers hätten die Verhältnisse sich aber so geändert, daß die gestellten Friedensbedingungen der Lage nicht mehr entsprächen.[1]) Die französischen Truppen rücken immer weiter vor, und für die festen Plätze Schlesiens, sowie für die Städte Posen und Danzig sind bereits Intendanten ernannt worden.

Bei Talleyrand traf ich den Großstallmeister,[2]) den Marschall Duroc, den General Clarke und Herrn von Wintzingerode, der mir

1) Vergl. über die Friedensbedingungen Napoleons von Ende Oktober: Bailleu, Preußen und Frankreich. Zweiter Teil, S. 577. Die Instruktion an Duroc betreffend den französischen Waffenstillstandsvorschlag ebendaselbst. S. 579.

2) Caulaincourt.

namens seines Königs (von Württemberg) die liebenswürdigsten Dinge sagte. Nachmittags erschien Herr von Bose, Oberkammerherr des Königs von Sachsen; Talleyrand unterhielt sich bis 9 Uhr in liebenswürdigster Weise — zum Abend wurde Maret erwartet.

Bei mir brachte der vom Grafen Montjoie eingeführte Obrist Jomini den Abend zu, ein sehr hervorragender Offizier des Generalstabes, von dem der Kaiser viel Wesens macht, und der den (preußischen) Plan für den gegenwärtigen Feldzug erraten hatte. Er erging sich in lebhaftem Tadel der zentralen Stellung, welche die Preußen bei Weimar und Eisenach eingenommen hatten, indem er sagte, daß man sich niemals zwischen zwei Posten stellen dürfe, wenn man jemanden am Eindringen verhindern wolle.[1])

11. November.

Morgens bei Maret, der mich mit seiner gewöhnlichen Freundschaft empfing; ich sprach mit ihm von den Interessen Bayerns, wie ich das tags zuvor Duroc gegenüber gethan hatte. Ich sprach meine Bereitschaft aus, mich nach München zu begeben, von dort mit meinem im Generalstabe so gern gesehenen Freunde Gravenreuth in steter Korrespondenz zu bleiben, selbst zum Kronprinzen zu gehen und denselben dem Kaiser zuzuführen. — Maret zeigte mir einen Brief Ottos (des damaligen französischen Gesandten in München), in welchem dieser vortreffliche Mann seine Befriedigung darüber ausspricht, daß er (Maret) in Beziehung zu mir getreten sei, da ich für das französiche System stets mit Eifer thätig gewesen sei. Abends kam Talleyrand zu mir, um meiner Frau einen Besuch zu machen — mein Haus ist das einzige, in welchem er en visite erscheint. Ich sprach mit ihm über meine Absicht, nach München zu gehen, worauf er mich einlud, behufs einer ungezwungenen Unterredung bei ihm zu Mittag zu essen.

Sehr dankbar muß ich Herrn Durant sein, der mir viele Teilnahme bezeigt und mich wiederholt aufgesucht hat, um Geschäfte zu

---

1) Jomini, ein geborener Schweizer, der als Militärschriftsteller Berühmtheit erlangte, verließ im Jahre 1813 die französische Armee, trat in russische Dienste und starb 1855 als russischer Generalleutnant.

besprechen. Über die Organisation Frankreichs und des Hofes hat er mir wichtige Einzelheiten mitgeteilt .... Abends ist Prinz Murat eingetroffen.

12. November.

Im Laufe des Morgens habe ich den Großherzog von Berg (Murat) gesehen, der mir durch seine schöne Erscheinung und die liebenswürdige und offene Art seines Empfanges aufgefallen ist. Er erzählte viele Einzelheiten über seinen Feldzug gegen Hohenlohe und Blücher .... Mittags speiste ich mit den Herren von Wintzingerode und von Bose bei Talleyrand, mit dem ich nach Tisch das Projekt meiner Reise nach München besprach, und der rücksichtlich unserer Interessen und seiner besonderen Verehrung für den König von Bayern die liebenswürdigsten Zusicherungen machte. Der Kaiser verfolge in dieser Beziehung die bestimmtesten Absichten, und sein Wille leiste die stärkste Bürgschaft — dafür werde alles, was unser Einfluß vermöge, ihm gewidmet sein.

Abends sagte Herr Maret mir außerordentlich liebenswürdige Dinge über mein Haus, das zum „sanctuaire“ Frankreichs in Berlin geworden sei, das alle gern aufsuchten. Als ich ihm bei dieser Gelegenheit unsere Interessen abermals empfahl, sagte er nur: „Seien Sie ruhig, Bayern ist heute in der Mode.“

General (unleserlich), Adjutant des Kaisers, und Herr von Montesquiou waren abends bei mir.

13. November.

Morgens habe ich abermals den Prinzen Murat aufgesucht und bei ihm die Generale Belliard und Beaumont getroffen, die beide sehr liebenswürdig sind. Mit großer Heftigkeit sprach der Prinz von den Dänen, die auf seine Truppen geschossen hätten. Er erzählte, er habe den dänischen General kommen lassen und demselben gedroht, ihn und seine ganze Armee füsilieren zu lassen. Sodann sprach er über die Düsseldorfer Galerie; ich gab ihm zur Antwort, daß das beste Mittel zur Ausfüllung der Lücken derselben darin bestehen würde, daß er seine Siege malen lasse.

Mittags speiste ich bei dem portugiesischen Gesandten, abends war Herr Maret bei mir — der Tag ist durch keinen wichtigeren Vorgang bezeichnet worden.

14. November.

Morgens hatte ich eine lange Besprechung mit dem Marschall Duroc . . . Mittags speiste Herr von Talleyrand mit Herrn von Caulaincourt und den Generalen Clarke, Belliard und Beaumont, sowie den Herren Denon, Durant und Bignon bei mir. Der Großherzog von Berg hat die Liebenswürdigkeit gehabt, mir sagen zu lassen, daß er bei mir gespeist haben würde, wenn ich ihn eingeladen hätte. — Nachmittags sagte Herr von Talleyrand, daß gegen meine Reise nach München keine Bedenken obwalteten, daß dieselbe aber von kurzer Dauer sein müsse; er hat Bayern und mir persönlich abermals die größte Teilnahme bekundet. Herr Maret sollte gleichfalls bei mir essen, ist aber von dem Kaiser zurückgehalten worden, um bei demselben mit dem Feldmarschall Möllendorff zu dinieren. — Nachmittags gab es kurze Unterhaltung, abends eine angenehme Gesellschaft bei uns . . .

Von großem Interesse sind die aus Polen eingegangenen Nachrichten. Der größte Teil des polnischen Adels strömt in Scharen nach Posen. Alles ist in einer Bewegung, die der Marschall Davout mit 30 000 Mann unterstützen kann. Der Kaiser scheint die Wirkungen dieser ersten Maßregel abwarten zu wollen, bevor er einen definitiven Entschluß faßt. Der Größe und Kühnheit seiner Pläne ist nur die Vorsicht zu vergleichen, mit welcher er dieselben zur Ausführung bringt. Wahrscheinlich geht er auf einige Zeit nach Paris, um den Frühling und den Zeitpunkt der Aktion daselbst abzuwarten. — Die Herren von Lucchesini und von Zastrow langweilen sich in Charlottenburg, Preußen ist jetzt keine aktive Macht mehr, und alles weitere wird von der Großmut des Kaisers und von seinen ferneren Plänen abhängen."

III.

Brays Berliner Mission ging erst nach dem Abschluß des Berliner Friedens zu Ende. Während des gesamten Jahres 1807 blieb er unmittelbarer Zeuge der Ereignisse, die sich in der niedergeworfenen Monarchie Friedrichs des Großen vollzogen und die von Monat zu Monat bedrohlichere Gestalt annahmen. In Betracht kommende Beiträge zur Geschichte dieses traurigsten Abschnitts preußischer Vergangenheit lassen sich seinen Berichten indessen nicht entnehmen. Die Entscheidung über die Zukunft lag auf den Schlachtfeldern des Ostens und vornehmlich auf diesen war die Aufmerksamkeit des bayrischen Gesandten gerichtet. Wesentlich durch ihn und durch die von ihm übersandten Bulletins und Zeitungsblätter erfuhr man in München, was sich in Polen, an der russischen Grenze und später bei Eylau, Friedland, Memel und Tilsit zutrug und was der zum Beherrscher des Weltteils gewordene korsische Imperator über die künftige Gestaltung der unter sein Joch gebeugten Völker und Länder beschlossen hatte. Drei Vierteile der während dieser Periode nach München erstatteten Berichte handeln von den Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze, von den auf Polen bezüglichen Entschließungen Napoleons und von den über dieselben auf- und niedergehenden Gerüchten. Von den inneren Zuständen Preußens ist nur gelegentlich die Rede, — am ausführlichsten in einem Bericht vom 29. Januar (1807), dem die nachstehenden, in mehrfacher Rücksicht charakteristischen Sätze zu entnehmen sind:

„Baron Stein hat seinen Abschied erbeten und ebenso erhalten, wie Graf Schulenburg. Er war anfänglich für den Posten des Leiters der Auswärtigen Angelegenheiten ausersehen worden und, wie behauptet wird, hatte man ihm denselben sogar angeboten. Herr von Stein hat dieses Anerbieten indessen ausgeschlagen und Herrn von Hardenberg als den einzigen dieser Stellung gewachsenen Mann bezeichnet. Der König hat ihm darauf geantwortet, daß die Ernennung Hardenbergs gleichbedeutend sein würde mit der vor ganz Europa abgegebenen Erklärung, daß er auf jede Annäherung an Frankreich verzichte. Er ist vorsichtig genug gewesen, diesen Vor-

schlag abzulehnen und hat einen mit der Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten zu betrauenden Rat bestellt, dem die Herren von Zastrow, Rüchel, von Stein und Beyme angehören sollten. Die Erwählung dieses letzteren hat Herrn von Stein indessen nicht angestanden und zur Einreichung eines Abschiedsgesuchs bestimmt, das sodann auch angenommen worden ist. Für Preußen ist das kein Unglück gewesen, denn Baron Stein ist ein leidenschaftlicher, launischer, von allen möglichen Vorurteilen erfüllter Mann. In der ersten Aufwallung hat er schriftlich den Auftrag erteilt, seinen gesamten Hausrat zu verkaufen. Er will sich auf seine Güter zurückziehen und niemals wieder nach Berlin kommen. Da ein schlechteres Geschäft als ein im gegenwärtigen Augenblick unternommener Verkauf von Möbeln nicht denkbar ist, hat Herr von Stein — der die Verhältnisse doch kennen muß, — auch dadurch bewiesen, daß er von seiner Leidenschaftlichkeit beherrscht wird. Er wird von hier fortgehen und kein Bedauern über seinen Abgang zurücklassen. Aus seiner kurzen Ministerschaft datiert die Ausgabe von Schatzscheinen, die heute die Verzweiflung der Monarchie bilden und die er emittiert hatte, um dadurch die Führung des Krieges gegen Frankreich zu erleichtern."

... „Das dem Könige gebliebene Land (so heißt es in einem einige Wochen später erstatteten Berichte) ist für fünfzig Jahre ruiniert, wozu das Verhalten seiner Verteidiger, der Russen nicht wenig beigetragen hat. Merkwürdigerweise wird aus Memel aber berichtet, daß die daselbst wohnhaften hohen Herrschaften sich im Zustande glücklichster Sorglosigkeit befänden. Unter den Teilnehmern der bei der Gräfin Voß getriebenen kleinen Spiele soll die Königin die ausgelassenste (la plus gaillarde) sein und ihr Lachen so fröhlich erschallen, als ob man sich in der besten der Welten befinde. — Schlader ist immer noch in Memel[1]) und Herr von Krüdener führt die Geschäfte

---

1) Es erscheint kaum nötig, die Unzutreffenheit dieser thörichten Ausstreuungen nachzuweisen. Wiederholen die bekannten Tagebücher der Gräfin Voß doch immer wieder, „daß die Königin unaussprechlich traurig und unglücklich ist" und „daß Gott allein weiß, was sie leidet". (Vergl. „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hof", S. 276 ff.)

Rußlands. Der König soll sich nur wenig um die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten kümmern, — er scheint sich seinem Alliierten (sc. dem Kaiser Alexander) vollständig in die Arme geworfen und das übrige dem Schicksal überlassen zu haben. Danach hat es den Anschein, als ob die von ihm getroffene Entscheidung nicht sowohl auf heldenhafte Entschlossenheit als auf eine gewisse Indolenz zurückzuführen sei. Graf Schulenburg ist sehr unzufrieden abgereist, da die Königin ihn nicht nach Verdienst behandelt hat und da man ihm die Verwaltung, die ihm übertragen worden war, wieder abgenommen hat. Um seinen Eifer zu beweisen, hat er gebeten, daß der Kronprinz ihm anvertraut werde, vom Könige aber zur Antwort erhalten, daß er (der König) zu seinem Bedauern durch früher abgegebene Versprechungen bereits an den Grafen Moritz Brühl [1]) gebunden sei. Brühl ist ein höchst unbedeutender, für eine derartige Funktion völlig ungeeigneter Mann."

Für die in rheinbündlerischen Kreisen herrschenden Anschauungen sind die vorstehenden Anführungen so charakteristisch, daß auf weitere Mitteilungen aus diesem Teil der Bray'schen Hinterlassenschaften verzichtet werden darf. Wenn er die Sache Preußens vollständig und für immer verloren gab, so wiederholte er damit nur die im größten Teile des damaligen Deutschland und Europa herrschende Meinung. — Besondere Aufmerksamkeit verdient nur noch eine Meldung vom 21. April, weil sie geeignet erscheint, zur Klarstellung eines bestrittenen Punktes beizutragen.

Im dritten Bande der von Ranke herausgegebenen Denkwürdigkeiten Hardenbergs, wird erzählt, Napoleon habe am Tage vor dem Rücktritt des Staatskanzlers sein Erbieten, dem Königreiche Preußen „600 000 Seelen auf dem linken Elbufer zu belassen", unter dem Vorwande zurückgezogen, er habe ursprünglich Schlesien behalten und seinem Bruder Jerôme übergeben wollen. Die Vorstellung des Kaisers Alexander, daß er sich niemals so ausgedrückt habe „blieb (wie es a. a. O.

1) Graf Moritz Brühl (geb. 1772, † 1837) war Kammerherr des Königs, 1813 Major im Großen Generalstabe, später General-Intendant der kgl. Schauspiele und galt für einen feingebildeten und geistreichen Mann. Die Erziehung Friedrich Wilhelms IV. hat er niemals geleitet.

S. 489 heißt) vergeblich" u. s. w. — Bray — der in der Regel gut unterrichtet war — bringt die bezüglichen Absichten Napoleons mit früheren Verhandlungen in Zusammenhang, indem er darüber das Folgende berichtet:

„Das Unglück Preußens besteht darin, daß niemand sich dieses Staats mehr annimmt und daß es sich heute nur noch darum handelt, ob das Haus Brandenburg weiter regieren werde oder nicht. Daß es sich so verhält, geht unter anderem aus der folgenden Thatsache hervor.

Bei seinem Eintreffen in Warschau ließ der Kaiser den Grafen Stanislaus Potocki[1]) zu sich kommen. Er befragte ihn „en particulier" über die Mittel, welche geeignet seien, die Polen an seine Person zu heften. Der Graf gab zur Antwort: „Sire, geben Sie der Nation ihren Namen wieder, geben Sie uns einen König von Polen. Thun Sie das, so werden Sie der gesamten Nation versichert sein." Zu einem gewissen Zeitpunkt (so fügte er erläuternd hinzu) hätten die Polen dem Kaiser von Rußland unter der Hand sagen lassen, wenn er sich zum Könige von Polen machen wolle, werde die gesamte Nation sich für ihn erheben, — der russische Kaiser habe das aber ausgeschlagen. „Es war nicht die Person," fuhr der Graf fort, „sondern die Sache, die man wollte. Dieser verzweifelte Schritt beweist aber, in welchem Maße der Nation daran gelegen war, zu ihrem alten Dasein zurückzukehren". „Sie werden danach einsehen," erwiderte der Kaiser, „daß die Wiederherstellung des gesamten Polen für Frankreich das Nützlichste und für mich das Ruhmreichste wäre. Man muß also darauf losarbeiten."

In Tilsit stellte Potocki sich dem Kaiser abermals vor und kam auf denselben Gegenstand die Rede. „Ich habe," sagte der Kaiser dem Grafen, „dem Kaiser von Rußland angeboten (offert), sich zum Könige von Polen zu machen — er antwortete mir aber, er habe das bereits früher ausgeschlagen. Ich bestand darauf, — dieser junge Mann, der es sonst mit seinen Entschließungen so eilig hat, versteht

1) Graf Stanislaus Potocki (geb. 1757 † 1821) war von 1807 bis 1814 Präsident des Erziehungsrats im Herzogtum Warschau, unter Alexander I. Unterrichts- und Kultusminister des Königreichs Polen.

es aber noch nicht, die Dinge unter großen Gesichtspunkten zu betrachten. „Diese Weigerung,“ erwiderte Potocki, „erscheint mir um so merkwürdiger, als es den Anschein hat, als ob Frankreich dabei ein schlechtes Geschäft (un rôle de dupe) übernommen haben würde.“ „Ich wußte wohl, was ich that,“ versetzte der Kaiser. „Die Hauptsache war, das gesamte Polen einmal zusammenzubringen — dann aber hätte man so gemacht“ —, und dabei zerriß er ein Blatt Papier, das er in der Hand hielt. „Mir war zunächst daran gelegen, Schlesien zu erhalten. Hätte der Kaiser Polen angenommen, so hätte er mir Schlesien, das ich Jerôme zugedacht hatte, geben müssen. Der Eigensinn des Kaisers von Rußland hätte nachgeben müssen.“

Selbstverständlicher Weise wird es von der vorstehenden Version „Valet quantum valet“ heißen müssen. Spuren von „früher“ mit Alexander I. geführten Verhandlungen der Stimmführer des polnischen Adels haben sich nirgend erhalten: Preußen, das damals im Besitz des größeren Teiles des heutigen Königreiches war, stand zu Rußland auf freundschaftlichstem Fuße und Graf Potocki, der über die Sache berichtet, lebte bis zum Jahre 1807 als ämterloser, ausschließlich mit wissenschaftlichen Studien beschäftigter Privatmann in Österreich. Ebenso geschieht der von ihm erwähnten, angeblich von Napoleon selbst berichteten Tilsiter Verhandlungen betreffend Erwählung Alexanders zum Könige von Polen — unseres Wissens — nirgend Erwähnung. Immerhin bleibt die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der französische Kaiser sich zeitweise mit Entwürfen dieser Art getragen, den Grafen Potocki mit denselben zu gewinnen gesucht und bei der von Hardenberg erwähnten Gelegenheit auf die Sache angespielt habe. Dafür, daß es sich in dem vorstehenden Bericht um mehr als um eine von Bray nachgesprochene Fabel handelt, spricht die Vorsicht, die diesem nichts weniger als leichtgläubigen Diplomaten eigentümlich war.

Wir schließen mit dem interessantesten aller von dem bayrischen Gesandten während des Jahres 1807 erstatteten Berichte, einer vom 20. Juli desselben Jahres datierten Depesche, die eine mit Napoleon geführte Unterredung zum Gegenstande hat. — Nach Abschluß des

Tilsiter Friedens war Bray von seinem Hofe in das französische Hauptquartier gesandt worden, um den Sieger von Friedland und Eylau zu beglückwünschen und gleichzeitig an das Versprechen zu mahnen, das derselbe dem Könige Maximilian Joseph in Sachen der Abtretung des im Jahre 1792 preußisch gewordenen Fürstentums Bayreuth gegeben hatte. In Bromberg traf Bray mit Napoleon zusammen, der auf der Reise nach Dresden begriffen war und den bayrischen Gesandten dorthin beschied. Über die bezügliche Audienz, berichtet er das Folgende.

„Nachdem ich dem Kaiser den Brief Ew. Majestät überreicht und die herkömmlichen Komplimente ausgesprochen hatte, fand eine Privataudienz von dreiviertelstündiger Dauer statt.

Der Kaiser begann mit der Versicherung, daß er immerdar auf die Freundschaft Ew. Majestät gerechnet, deren Aufrichtigkeit und Beständigkeit anerkannt habe, mit der Wahl, die Ew. Majestät unter Ihren Dienern getroffen, zufrieden gewesen sei und daß er die Hoffnung hege, Ew. Majestät würden die Empfindungen, die er (der Kaiser) für das gesamte königliche Haus hege, anerkennen.

Sodann sprach der Kaiser von der Beendigung des Feldzuges und den Tilsiter Verhandlungen. „Alles, was ich für Preußen gethan habe," äußerte er, „ist aus Rücksicht für Rußland geschehen." Über den König von Preußen äußerte er sich höchst ungünstig und in Ausdrücken, die ich nicht wiedergeben mag. Der Kaiser hielt diesen Monarchen für beschränkt, charakter- und talentlos. Bis zu der äußeren Haltung und dem „bizarren" Aufzuge des unglücklichen Fürsten (Husarenuniform, Czapka und spitzer Schnurrbart) fand er alles an demselben zu tadeln. — Auch der preußischen Nation ist der Kaiser sehr übel gesinnt (très mal disposé), indem er sie feige und eitel nannte. „Immer wieder geschlagen und immer wieder unverschämt, haben diese Leute (die Preußen) unsere Gefangenen mißhandelt, während die Russen dieselben mit Sorgfalt überschütteten und gegen die Preußen in Schutz nahmen. Wenn sie sich dabei nur zugleich tapfer gezeigt hätten — das aber sind sie nirgend gewesen. Tapferen Leuten kann ich verzeihen und ihnen ihr Los erleichtern, — feige kann ich nicht leiden. — Es ist eine schlechte Nation! In Berlin

haben sie aufs neue angefangen, Dummheiten (sottises) zu begehen. Ich bin aber entschlossen, ihnen nichts durchgehen zu lassen und ihnen, wenn sie sich der geringsten Farce schuldig machen, eine um zehn Millionen erhöhte Kontribution aufzuerlegen. Magdeburg habe ich behalten, um vor ihrer Thür zu bleiben und mich unverzüglich nach Berlin zu begeben, wenn sie etwas gegen mich versuchen sollten."

Ich bemerkte darauf, daß der Kaiser doch wohl von der Königin einen günstigeren Eindruck empfangen habe. „Ja," erwiderte er, „mit der Königin ist es etwas anderes, sie ist eine Frau von Geist und Haltung, — sie ist ihrem Gemahl weit überlegen und wird ihn schwerlich lieben. Der Kaiser Alexander hat sie im Jahre 1805 ins Unglück gestürzt, — der hat ein liebenswürdiges und angenehmes Wesen und ist ein Romanheld. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, wem von den beiden man den Vorzug geben muß." „Die Königin," fuhr der Kaiser fort, „hat alles gethan und alle Mittel angewendet, um mir Magdeburg zu entreißen — Bitten, Thränen und Überredungen! Ich habe das mit der Kaltblütigkeit eines alten Soldaten angesehen und der Scene ein Ende gemacht, als dieselbe unwürdig zu werden anfing. Ich sagte der Königin, daß Magdeburg von mir als Bürgschaft angesehen werde und daß ich es behielte, um diejenigen bestrafen zu können, die aufsässig werden könnten. Übrigens bedürfe ich der Elbe, die gegenwärtig die Grenze des Rheinbundes bilde."

Ich fragte den Kaiser, ob die Königin nicht mehr ausgerichtet haben würde, wenn sie unmittelbar nach der Schlacht bei Jena bei ihm erschienen wäre. „Ja," erwiderte der Kaiser, „in diesem Falle hätte ich alles bis zur Elbe wiedergegeben. Danzig und Graudenz hätte ich nur behalten, weil ich ihrer Rußland gegenüber bedurfte. Sie konnten aber zu keinem Entschluß gelangen. Zastrow ist der einzige, der eine gute Rolle gespielt hat. Als Hardenberg in seine frühere Stellung zurückkehrte, hat Zastrow den Abschied verlangt, um an den Extravaganzen jenes Menschen keinen Anteil zu nehmen. Hardenberg ist ein armseliger Mensch, das hat auch der Kaiser von Rußland zugeben müssen. Im übrigen hat er es mir gegenüber versehen, und niemals wird ein Franzose mit ihm reden."

Ich benutzte diese Gelegenheit, um Lombard zu empfehlen, von dem Seine Majestät mit Anteil gesprochen hatte, — der Kaiser kam aber nochmals auf Hardenberg zurück, indem er sagte, derselbe habe kurz vor den letzten Ereignissen dem Kaiser von Österreich einen Brief geschrieben, von dem er (Napoleon) durch Österreich selbst Kenntnis erhalten und in dem Hardenberg sich wie ein Mensch ohne gesunden Verstand ausgesprochen habe."

Der Kaiser kam sodann auf die inneren Verhältnisse Bayerns und Tyrols sowie auf die Bewegung zu reden, die in Vorarlberg stattgefunden hat. Seine Majestät meinten, daß, wenn daselbst strenge Maßregeln gegen diese Leute ergriffen und einige Beispiele statuiert worden, die Verwaltung besser von statten gehen werde. „Ihr seid zu milde," fuhr er fort, „man muß fest auftreten! Niemals läßt ein Volk sich besser regieren, als wenn dasselbe, nachdem es gemuckst hat, gehörig gepreßt wird (a été bien frotté). — Ich bemerkte darauf, daß es doch wohl gefährlich sein könnte, just da, wo die gesamte Armee sich außer Landes befinde, einen Insurrektionsherd in Gärung zu bringen und Österreich die Gelegenheit zum Losbruch in einem für uns unbequemen Augenblick zu bieten. „Eine schwache Regierung, wie es die österreichische ist," gab der Kaiser zur Antwort, „läßt es immerdar bei halben Maßregeln bewenden. Außerdem bestehen in Österreich einander entgegengesetzte Faktionen, — Russen, Engländer und (sc. exklusive) Österreicher; die ersteren lassen sichs häufig etwas kosten, um zu thun, was den anderen mißfällig ist.

Im weiteren Verlauf der Unterredung sprach der Kaiser von Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen. Mit Seiner Königlichen Hoheit und mit der Armee ist er zufrieden. Das in voriger Nacht stattgehabte Eintreffen des Prinzen Jerôme, der für die bayrische Armee eine lebhafte Zuneigung besitze, werde dazu beitragen, diese Empfindungen zu verstärken.

Ich bin auf die Einzelheiten dieses Gesprächs eingegangen, weil alles bemerkenswert erscheint, was ein Mann, wie der Kaiser es ist, sagt. Ew. Majestät werden die Ausführlichkeit meines Berichts darum nicht tadeln.

Indem ich nunmehr zu den politischen Angelegenheiten übergehe, lege ich zunächst die Verträge vor, die der Fürst von Benevent mir

mitgeteilt hat. Ew. Majestät werden aus denselben ersehen, daß der Kaiser sich einstweilen die Verfügung über diejenigen Provinzen vorbehält, deren Geschick noch nicht öffentlich entschieden ist. Spezielles über Bayreuth hat der Kaiser mir nicht gesagt, wohl aber hat er geäußert, daß Ew. Majestät Gelegenheit haben würden, sich von der Aufrichtigkeit seiner Gefühle zu überzeugen. Herrn von Talleyrand gegenüber ist es leichter gewesen, diesen Punkt zu erörtern. Der Minister sagte mir, daß Bayreuth sicherlich für uns aufbewahrt werden würde, daß aber noch anderweite Arrangements zu treffen seien. Es müsse auch für die anderen etwas geschehen und das Material dafür sei ein beschränktes geworden (qu'il restait peu d'étoffes). Ich erwiderte dem Fürsten darauf, daß der Kaiser Eurer Majestät Bayreuth versprochen habe: sollte uns dafür etwas anderes genommen werden, so würden wir nicht gewonnen, sondern verloren haben. Ew. Majestät seien fest entschlossen, zu keiner Abtretung älteren Besitztums die Hand zu bieten, solange ihm durch dieselbe nicht etwa größere Vorteile zugesichert würden. Es erscheine ungerecht, daß Bayern immer wieder zu Gunsten anderer geschädigt werde. Zu drei verschiedenen Malen hätten wir in Abtretungen gewilligt, zuerst die Pfalz, dann das Herzogtum Berg und Würzburg weggegeben, während die übrigen Verbündeten Gewinne erzielt hätten, ohne dafür Opfer gebracht zu haben. — Herr von Talleyrand wiederholte darauf, daß der Kaiser Ew. Majestät befriedigt zu sehen wünsche, daß aber noch einige Unsicherheiten bestünden und daß der Kaiser keine allendlichen Entschließungen gefaßt habe. — Wie ich Ew. Majestät zu berichten die Ehre gehabt habe, erscheint immer wahrscheinlicher, daß eine Umgestaltung (refonte) der Bundesakte (sc. des Rheinbundes) und eine Verteilung der verfügbaren Länder Platz greifen werde. Dieselbe wird in Paris vor sich gehen und dort wird diese Angelegenheit weiter verfolgt werden müssen.

Unsere Interessen habe ich in der Folge auch noch mit Herrn Maret und dem Marschall Duroc, sowie beiläufig mit Herrn Caulaincourt besprochen. Der erstere hat mir einige bemerkenswerte Dinge mitgeteilt:

1) Daß die auf Bayreuth bezüglichen Absichten des Kaisers sich nicht geändert hätten. Müsse auch etwas für Württemberg geschehen,

so würden sich doch Mittel finden lassen, um die verschiedenen Interessen in Einklang zu bringen.

2) Herr Maret hat sehr wohl verstanden, daß Ew. Majestät einem unaufhörlichen Länderaustausch abgeneigt sein müssen. Besonders nachdrücklich betonte ich die Peinlichkeit der Abtretung Würzburgs. „Habt nur Geduld," erwiderte Herr Maret, „Ihr könntet das sehr wohl einmal wiedererhalten. Mit Euren Nachbarn sind noch mancherlei Angelegenheiten zu ordnen und es wird Euch das Gute kommen."

Herr Caulaincourt hat mir bei Gelegenheit einer Erörterung allgemeiner Fragen und bezüglicher Pläne des Kaisers das Folgende gesagt: „Wer sind denn die Mitteilhaber (co-partagens)? Ihr und Württemberg, die andern kommen nicht in Betracht, denn sie haben alles, was sie irgend verlangen könnten. Bayern ist der Lieblingsverbündete (l'allié d'affection) des Kaisers. Eure Truppen haben sich geschlagen wie die unsrigen, sie haben neben der großen Armee ihren Platz behauptet und eine unserer wichtigsten Stellungen bewunderungswürdig verteidigt."

Das alles beweist zum mindesten, daß man uns wohl will und daß die dem Kaiser am nächsten stehenden Personen uns günstig gesinnt sind. Ich werde mir angelegen sein lassen, diese Stimmungen während der kurzen Dauer meiner hiesigen Mission zu befestigen. Das übrige wird sich von selbst machen und — wie ich glaube, nicht allzulange auf sich warten lassen!"

... Eines Kommentars bedürfen die vorstehend wiedergegebenen Ausbrüche von Napoleons brutalem Haß gegen Preußen so wenig wie die mitgeteilten Zeugnisse über die Behandlung, die der Korse seinen sogenannten Freunden zu teil werden ließ.

X.

St. Petersburg.

(1808 bis 1812.)

Im April 1808 trat Herr de Bray den ihm übertragenen St. Petersburger Gesandtschaftsposten an. Mit gutem Grunde konnte er seinem Freunde, dem bayrischen Gesandten in Dresden, Baron Pfeffel, alsbald nach Übernahme des neuen Amtes schreiben, daß die Ausfüllung desselben ihm durch verschiedene Umstände leichter als anderen gemacht worden sei. Mit dem Boden, den er betrat, war er dank seiner russischen Reise vom Jahre 1799/1800 bereits bekannt, Geschichte, Verwaltung und Finanzwesen des russischen Staates hatte er (wie aus einer ganzen Anzahl von ihm hinterlassenen Denkschriften hervorgeht) eifrig studiert, die Hofzustände aus den Mitteilungen seines Vorgängers genau kennen gelernt. Dem einflußreichsten Mitgliede des diplomatischen Korps, dem französischen Botschafter Caulaincourt, Herzog von Vicenza war der Gesandte des rheinbündlerischen Bayern von vornherein bestens empfohlen, endlich durch seine livländische Gemahlin geb. von Löwenstern zu dem in dem damaligen Petersburg zahl- und einflußreich vertretenen baltischen Adel in nahe Beziehungen gesetzt. Was noch fehlte, wußte der liebenswürdige und welterfahrene Herr durch seine Persönlichkeit so glücklich zu erwerben, daß sein Haus alsbald zu den besuchtesten der dortigen vornehmen Welt gehörte. Eine „circonstance facheuse“ bildete allerdings der Umstand, daß die Verlobung des Sohnes seines Landesherrn, des späteren Königs Ludwig I. mit der Großfürstin Katharina rückgängig gemacht worden war und daß dieser im Oktober 1810 eine Prinzessin von Hildburghausen, die

Schwester Alexanders I. wenig später den Herzog von Oldenburg geheiratet hatte. Das war indessen schon nach kurzer Zeit so vollständig vergessen, daß Bray bereits wenige Monate nach seiner Niederlassung von den Beweisen besonderen Wohlwollens berichten konnte, die der russische Monarch ihm hatte zu teil werden lassen.

Diese Gunst der Verhältnisse dauerte während der folgenden Jahre, dank den unvermindert freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Verbündeten von Tilsit, fort. Wenn der bayrische Gesandte auf dauernden Bestand der russisch-französischen Freundschaft rechnen zu dürfen glaubte und wenn er immer wieder von den Vorteilen berichtete, die der Anschluß an das „französische System" den russischen Interessen gebracht haben sollte, so erschien das nicht unbegründet. Alexander hatte gegen Türken und Schweden freie Hand gewonnen, die Eroberung Finnlands zum Abschluß gebracht und zu dem Hofe des schmählich preisgegebenen Preußen so gute Beziehungen aufrecht zu erhalten vermocht, daß der Besuch, den Friedrich Wilhelm III. und die Königin Louise der nordischen Hauptstadt machten, einen durchaus „herzlichen" Charakter trug und durch eine Reihe glänzender Feste verherrlicht wurde, an denen sich — zu Brays besonderer, wiederholt zum Ausdruck gebrachten Befriedigung — auch der französische Botschafter beteiligte. Daß die Leistungen der dem französischen Verbündeten im Jahre 1809 zu Hilfe gesandten russischen Armee nicht danach angethan seien, Napoleons Vertrauen zu den russischen Freunden zu erhöhen, mußte allerdings auch von Bray eingeräumt werden. Er glaubte sich indessen dafür verbürgen zu können, daß die Schuld nicht an dem Kaiser, sondern an dem Umstande gelegen habe, daß gerade in unumschränkt „und despotisch" regierten Monarchien einzelne große Herren eine Freiheit der Bewegung genössen, die da, wo Gesetze maßgebend seien, nicht vorhanden sei. Wie eng das Vertrauen der Zeitgenossen zu dem Stern des korsischen Imperators mit dem Glauben an dessen Unbesiegbarkeit verbunden war, geht aus einer Bemerkung hervor, die Bray in einem längeren an seinen Freund Pfeffel gerichteten Briefe macht: in nachdrücklicher Weise betont er, daß die Kunde von Napoleons Niederlage bei Aspern und Eßlingen in St. Petersburg großen Eindruck gemacht habe und daß derselbe erst durch die

Nachricht von dem Siege bei Wagram gemildert worden sei! Damit mochte zusammenhängen, daß der Ton der folgenden vertraulichen Briefe Brays nicht mehr genau der frühere blieb. Von den Segnungen des französischen „Systems“ und von den „großen“ Eigenschaften seines Begründers wird nach wie vor mit bewundernder Anerkennung gesprochen, — dabei aber doch angedeutet, daß in Rußland wie anderswo das Bedürfnis nach Frieden stärker sei als jedes andere, daß Frankreichs Verbündete ein Recht darauf hätten, die Herstellung definitiver Verhältnisse zu erwarten und daß die von Anspruch zu Anspruch weiterstürmende Politik Napoleons in dieser Beziehung zu wünschen übrig lasse. Dem berechtigten Anspruch Bayerns auf entsprechende Belohnung seiner guten Dienste und auf Einlösung der von dem Kaiser gegebenen Versprechungen sei noch immer nicht gehörig entsprochen, dem Interesse dieses Staates vielmehr durch die Zuweisung Tyrols ein höchst zweifelhafter Dienst erwiesen worden. Daran wird die Hoffnung geknüpft, der Kaiser werde dem Münchner Hof das genannte meisterlose Land wieder abnehmen und der bayrischen Krone zum Ersatz für dasselbe Würzburg und Regensburg zuteilen. Schmerzlicher noch als durch die Enttäuschung dieser Hoffnung wird der eifrige bayrische Patriot aber durch die Nachricht berührt, daß der Allgewaltige eine österreichische Erzherzogin zur Gemahlin genommen habe. Die Möglichkeit einer Verschwägerung mit dem bayrischen Königshause war auch von ihm als eine nur entfernte angesehen, dafür aber gehofft worden, die Wahl des Kaisers werde sich auf eine russische Prinzessin richten. „Der Heirat mit der Österreicherin wäre selbst die Verbindung mit einer Französin von großer Familie vorzuziehen gewesen.“ Die getroffene Wahl biete einen abermaligen Beleg für die Unberechenbarkeit der Pläne des großen Mannes!

Einstweilen fand das frühere Vertrauen in den Bestand des „französischen Systems“ und der russisch-französischen Freundschaft sich indessen wieder ein. Die Versicherung, daß Alexander an derselben festhalte und daß die maßgebenden Elemente der St. Petersburger Gesellschaft die Empfindungen ihres Herrschers teile, kehrt in Brays Briefen der Jahre 1809 und 1810 freilich so häufig und so ge-

flissentlich wieder, daß man sich des Verdachts nicht ganz erwehren kann, als habe der Briefschreiber dadurch die eigene Zuversicht stärken wollen. Die ersten ernsthaften Zweifel an der Festigkeit des bestehenden Zustandes stoßen dem bei allem Optimismus aufmerksamen Beobachter erst im Winter 1810/11 auf. Der Überzeugung, daß man russischerseits unentwegt die Erhaltung des Friedens wünsche und daß Alexander nur „son corps défendant“ von den Grundlinien des „Systems“ von 1807 abweichen werde, giebt er mit der früheren Bestimmtheit Ausdruck, — zunehmender Besorgnisse vor der Ruhelosigkeit des „großen Mannes“ kann er sich dagegen nicht erwehren. Genährt wurden dieselben durch eine Urlaubsreise, die Bray im Sommer 1811 unternahm und die ihn in Veranlassung des Todes seines Bruders (des ehemaligen Maire von Amiens) nach Paris führte. Auf die Kunde von seinem Eintreffen in der französischen Hauptstadt hatte Napoleon den ihm als getreuen Anhänger und als Kenner russischer Dinge gerühmten bayrischen Gesandten durch den Herzog von Bassano über seine Auffassung der Lage ausholen lassen. Über die dabei gewonnenen Eindrücke und über den Standpunkt, den er bei seinen Auskunftserteilungen eingenommen hatte, berichtete Bray in einer ausführlichen Denkschrift, vom 5. Juli 1811, die er seiner Regierung überreichte und in welcher er kein Hehl daraus machte, daß er seinerseits den guten Grund der Beschwerden Rußlands anerkennen müsse. Dieses bemerkenswerte Aktenstück enthält unter anderm die nachstehenden Ausführungen:

„Bei meinem Eintreffen in Paris (11. Mai) war alles von Gerüchten über einen bevorstehenden Krieg gegen Rußland erfüllt. Die Rüstungen waren in vollem Gange, der Kaiser besichtigte die Truppen, durch welche die Armee des Marschall Soult verstärkt werden sollte und die zahlreichen in Paris anwesenden Polen — unter denen sich auch Fürst Poniatowski befand — machten aus ihren Hoffnungen kein Geheimnis. Die Depeschen des Herzogs von Vicenza waren indessen so beschaffen, daß sie den Kaiser beruhigen konnten und der an Stelle des Herzogs von Cadore (Champagnys) mit der Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten betraute Herzog von Bassano (Maret) war von den besten Absichten und von dem

Wunsche erfüllt, sein Ministerium nicht mit einem Kriege zu beginnen, der zu schlimmen Ergebnissen führen könne...... Die ausführlichen und wiederholten vertraulichen Unterredungen, die ich einerseits mit Bassano und Vicenza (Caulaincourt), andererseits mit dem (Botschafter) Fürsten Kurakin und dem Grafen Nesselrode (der spätere russische Reichskanzler war damals Botschaftsrat in Paris) gehabt habe, haben mich in den Stand gesetzt, Standpunkt und Gesinnung beider Parteien kennen zu lernen. Der Herzog von Bassano war der erste, mit dem ich ausführlich über Rußland gesprochen habe. Eines Tages aus St. Cloud angelangt, wo er den Kaiser gesehen hatte, nahm er mich im Auftrage seines Monarchen beiseite, um meine Meinung kennen zu lernen. Ich gab dem Herzoge zur Antwort, daß ich St. Petersburg vor mehreren Monaten verlassen hätte und daß sich in einer Zeit von der Raschlebigkeit der unsrigen inzwischen vieles verändert haben könne......

Bassano: „Es giebt aber doch gewisse Grundlinien, die sich nicht verändert haben werden. Glauben Sie, daß der Kaiser Alexander unser Freund ist?

Bray: Ich bezweifle nicht nur nicht, daß er es gewesen ist, sondern ich gehe weiter und behaupte, daß er es sein und bleiben wird, solange der Kaiser (sc. Napoleon) es will.

Bassano: Seit einiger Zeit hat er uns eigentliche Beweise dieser Freundschaft nicht mehr geliefert. Warum rüstet er gegen uns, — warum unterbricht er den Krieg gegen die Türken, um vier Armeekorps aus der Moldau an die Grenze Polens vorzuschieben? Was bedeutet der Ukas, durch welchen die Einfuhr unserer Waren verhindert und eine russische Blockade auf dem Kontinent etabliert wird?[1]) Sind das Beweise von Freundschaft?

---

1) Gemeint ist der Ukas vom 19./23. Dezember 1810, welcher die Einfuhr einer Reihe vornehmlich in Frankreich erzeugter Artikel (Seiden, Wein in Flaschen u. s. w.) untersagte und andere mit hohen Zöllen belegte. — Als direkte Lossagung vom Kontinentalsystem wurde es angesehen, daß nach demselben Ukas Kolonialwaren aller Art unter neutraler Flagge eingeführt werden durften und daß französische Kontrebande mit Verbrennung, englische dagegen nur mit Konfiskation bedroht wurde. (Über Veranlassung und Wirkung dieses Ukases vergl.

Welche Dienste hat Rußland uns überhaupt erwiesen? Während des österreichischen Krieges hat seine Armee die Polen zurückgehalten, statt sie zu unterstützen und sich so verhalten, daß dieselben (die Polen) sich in gleicher Weise vor Russen und Österreichern in acht nehmen mußten. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn der Kaiser nach Abschluß des Wiener Friedens seine Waffen gegen Rußland gewendet und im Bunde mit Österreich an diesem falschen Freunde Rache genommen hätte. Was soll endlich das an die Frankreich befreundeten Höfe gerichtete Cirkular bedeuten (sc. betreffend die französische Besitznahme Oldenburgs), das der Kaiser mit so merkwürdiger Ruhe hingenommen hat, und von dem ich — aufrichtig gesagt — geglaubt hatte, es werde den Krieg unvermeidlich machen.

Bray: Ich werde — mit Ihrer Erlaubnis — auf diese Fragen zu antworten versuchen. Sie wundern sich, daß Rußland Lärm geschlagen und seine Grenzen mit Truppen gedeckt hat, Sie vergessen dabei aber, daß Frankreich seine Reichsgrenzen bis an die Ostsee vorgeschoben und einen Prinzen des Hauses Holstein beraubt hat, dessen Besitz durch den Tilsiter Frieden garantiert worden war. Da anfänglich nur von einer militärischen Besetzung Oldenburgs die Rede gewesen war, hatte Rußland keine Schwierigkeiten erhoben und dem Oheim des Kaisers versichert, daß er eine Expropriation nicht zu befürchten habe. Und just in dem Augenblick, wo der Herzog von Oldenburg eine bezügliche, von Frankreich selbst abgegebene Eröffnung empfing, nahm ein französischer General das Herzogtum vollständig in Besitz und legte er die Kassen desselben unter Siegel. Ein so rasches Vorgehen mit so wichtigen Maßregeln mußte Rußland beunruhigen. Die Pläne des Kaisers Napoleon sind von so ungeheurem Umfang, daß man ihre Grenzen nicht abzusehen vermag. Rußland hat sich bedroht gefühlt und gefürchtet überrascht zu werden, — es hat gewaffnet, aber zugleich Erklärungen gegeben und erbeten. Anlangend den erwähnten Ukas, kommt das Folgende in Betracht.

Bernhardi, Geschichte Rußlands II, 2, S. 632.) Die Veröffentlichung des neuen russischen Zolltarifs war gleichzeitig mit der von Napoleon verfügten Einverleibung Oldenburgs und der Hansastädte in das französische Staatsgebiet erfolgt.

Der Wechselkurs war für Rußland ein so ungünstiger geworden, daß es, um seinen in Sachen des Kontinentalsystems übernommenen Verpflichtungen nachkommen und den ihm durch die Hemmung der Ausfuhr seiner Produkte verursachten Schaden ausgleichen zu können, auf die Verminderung einer Einfuhr Bedacht nehmen zu müssen geglaubt hat, die mit 28 Prozent Verlust bezahlt werden mußte. Überdies ist der Ukas nur für sechs Monate erlassen worden und ist anzunehmen, daß die Geltung desselben nicht verlängert werden wird. Damit, daß der Krieg (sc. von 1809) unglücklich geführt worden ist, hat es seine Richtigkeit, — die Schuld hat aber an der Armee und nicht an dem Kaiser gelegen, der rücksichtlich derjenigen Maßregeln keinen Augenblick gezaudert hat, die er behufs Bethätigung seiner Freundschaft für Frankreich zu ergreifen hatte. Ich bin Zeuge der Freude gewesen, mit welcher er die Nachrichten von dem Siege des Kaisers Napoleon aufnahm und der Würde, mit welcher er die Insinuationen gewisser ihm teurer, aber politisch einflußloser Personen zurückwies. . . . . . Was endlich das Manifest anlangt, so kennen Ew. Excellenz die Geschichte desselben und . . . . . was sagt dasselbe am Ende? Nichts was Frankreich unangenehm sein könnte, und überdies ist es nicht an die Feinde, sondern an die nächsten Freunde des Kaisers Napoleon gerichtet! Sollte Alexander, weil man hier (sc. von seiten Frankreichs) seine Erklärung nicht berücksichtigt hatte, im übrigen Europa etwa die Meinung aufkommen lassen, daß er die Spoliation eines nahen Verwandten seines Hauses billigen und hinnehmen wolle? Rußlands Würde erforderte zum mindesten eine Kundgebung in dieser delikaten Angelegenheit, — eine Antwort darauf, daß einem nahen Verwandten des Kaisers ein garantiertes Eigentum abgenommen worden war . . . . . Ich bin fest davon überzeugt, daß der Kaiser Alexander weit davon entfernt ist, gegen den Kaiser Napoleon Krieg führen zu wollen. Abgesehen von der aufrichtigen Anhänglichkeit, die er für Ihren Souverän empfindet, sieht er ihn mit gutem Grunde für den furchtbarsten aller möglichen Feinde an. Rußland könnte gezwungen werden, gegen Frankreich Krieg zu führen, aus freier Wahl wird es sich aber niemals zu einem solchen entschließen. . . . . ."

Der Herzog gab mir zur Antwort, daß ich mich zum Bürgen für die guten Absichten Rußlands mache und daß der Herzog von Vicenza in demselben Sinn schreibe, indessen immer nur berichte, was der Kaiser Alexander ihm sage und daß das am Ende nicht genügend sei.

„Der Herzog hat recht," gab ich zur Antwort, „und diejenigen haben unrecht, die über Salongeschwätze berichten. Mag man immerhin von der Schwäche des Kaisers Alexander reden, ich bleibe dabei, daß das was er will geschehen wird und daß es von dem Kaiser Napoleon abhängt, daß er in seinem Willen und seinen Absichten bestärkt werde." — Der Herzog dankte mir dafür, daß ich ihm meine Meinung ausgesprochen, und sagte mir, daß er dem Kaiser von derselben Kenntnis geben und daß dieser (wie er überzeugt sei) sie beachten werde.

Einige Tage später kam Bassano auf denselben Gegenstand zurück, indem er mir erzählte, daß General Lauriston nach seiner ersten Besprechung mit dem Kaiser Alexander einen Kurier abgesendet habe, daß demselben aber ein anderer Kurier zuvorgekommen sei, den der Herzog von Vicenza zwei Tage vor dem Eintreffen seines Nachfolgers expediert habe, um dadurch den Verdacht eines Abkommens mit demselben auszuschließen. Beide Berichte seien befriedigend und hätten den Geist des Kaisers sichtlich beruhigt. Bassano fügte hinzu, daß der Kaiser den Krieg nicht wolle und daß diejenigen, die ihm die gegenteilige Absicht zuschrieben, im vollständigen Irrtum steckten. „Man braucht nur genauer zuzusehen, so wird man finden, daß nichts in unsrem Verhalten solche Absichten anzeigt. Machen wir etwa Miene, den Krieg gegen Spanien einzustellen? Im Gegenteil haben wir weitere 90000 Mann dorthin gesendet. Allerdings vermöchten wir auch einen Krieg mit zwei Fronten zu führen, — was aber würden wir dabei gewinnen? Etwa die Unabhängigkeit Polens? Diese wäre aber kein Gewinn für uns, sondern eine verkehrte Maßregel. So wie es gegenwärtig beschlossen ist, ist das Herzogtum Warschau nur eine französische Provinz, deren Mittel zu unserer Verfügung stehen und die allein durch Frankreich und für Frankreich da ist. Stellten wir Polen dagegen wieder her, so hätten wir es mit

16 Millionen durch ihre Unabhängigkeit berauschter Menschen und mit einem Lande zu thun, das wir überwachen müßten und das weit davon entfernt wäre, sich nach unserem Belieben regieren zu lassen. — Oder sollten wir etwa Eroberungen im Norden beabsichtigen? Was hätten dieselben für einen Sinn und wem würde das nützen? Im übrigen liegt auf der Hand, daß im Kriegsfalle tausend Schwierigkeiten dem Gange unserer Erfolge in den Weg treten könnten. An einem entscheidenden Sieg, wie er für den Ruhm des Kaisers notwendig wäre, vermöchten die Russen uns am Ende zu verhindern. Kurz — Sie sehen, daß wir keinen Grund haben den Krieg zu wollen, — will man ihn dennoch, so werden wir ihn freilich zu führen wissen."

Ich erwiderte, daß ich weit davon entfernt sei zu glauben, daß Rußland den Krieg wolle und daß Fürst Kurakin und Graf Nesselrode mir alle die Gründe ausgeführt hätten, aus denen ihr Kaiser den dringenden Wunsch habe, einen Krieg vermieden zu sehen. (Die folgenden Ausführungen können übergangen werden, weil sie lediglich Bekanntes wiederholen) ... Zum Schluß hat Graf Nesselrode mir noch gesagt, daß die Auseinandersetzungen, welche der Kaiser Alexander nach Paris gesendet habe, durchaus danach angethan seien, beruhigend zu wirken und einen guten Eindruck zu machen. „Man redet von Rüstungen," fuhr der Graf fort, „nun wohl, dieselben werden eingestellt werden, sobald Frankreich bewiesen hat, daß es keine feindlichen Absichten gegen Rußland hege. Dann bliebe es beim Alten, da Rußland seinerseits entschlossen ist, keinen Angriff zu unternehmen. — Man redet ferner vom Kontinental-System: Rußlands Häfen sollen ja den Engländern verschlossen bleiben. Wegen einiger neutraler Schiffe und einiger Ladungs-Licenzen Lärm schlagen, hieße aber übeln Willen zeigen und Chikane anwenden ... Läßt doch Frankreich selbst Neutrale zu, wenn deren Papiere in Ordnung sind, und erteilt es doch selbst Ladungs-Licenzen, wenn ihm das paßt! Sie kennen den Kaiser und Sie kennen Rußland und Sie wissen darum, daß niemand einen Krieg gegen Frankreich wünscht. Was man allein wünscht, ist eine bequemere Lage für uns. Wünscht Frankreich die Fortdauer seiner Allianz mit uns, so muß es uns

dieselbe erträglich machen — wünscht es unsere Unterstützung, so muß es auch wünschen, daß wir verfügbare Mittel in Händen behalten. Reden Sie in diesem Sinne — wenn Sie zur Aufrechterhaltung des Friedens beitragen, so erweisen Sie Rußland damit einen Dienst."

Der Herzog von Bassano nahm diese meine Mitteilungen über die Gesinnungen Nesselrodes mit sichtlicher Befriedigung auf. Einige Tage darauf sprach er sich dem Grafen gegenüber mit vieler Herzlichkeit über die von General Lauriston gesandten Nachrichten aus und lud er ihn und den Fürsten Tschernytschew[1]) zu einer Landpartie ein, an welcher auch ich teilgenommen habe und die sich auf einen kleinen Kreis beschränkte.

Am 5. Juni traf sodann der Herzog von Vicenza ein, der mit dem Kaiser eine fünfstündige Unterredung gehabt und sich dabei mit dem ihm eigentümlichen Freimut und in nachdrücklichster Weise ausgesprochen hat. Ich bemerkte dabei, daß die weitverbreitete Meinung, nach welcher Vicenzas Abberufung von St. Petersburg ein Zeichen erkalteter Beziehungen zu Rußland bedeuten soll, durchaus irrtümlich ist. Der Herzog hatte selbst und in nachdrücklichster Weise seine Abberufung verlangt, weil er mit dem bisherigen Minister Champagny Mißhelligkeiten gehabt hatte. Er hat mir selbst gesagt, daß er bereitwillig auf seinem Posten geblieben wäre, wenn er gewußt hätte, daß Bassano zum Minister bestimmt sei. — Vicenza hat dem Kaiser gegenüber all' die Beschuldigungen widerlegt, welche die Polen gegen Rußland und dessen angeblich drohende Haltung gegen sie vorgebracht hatten. „Lassen Sie Poniatowski kommen," hat er gesagt, „ich werde die von den Russen eingenommenen Positionen auf der Karte bezeichnen und meinen Namen unter dieselben setzen — er soll versuchen mich zu widerlegen, wenn er kann. Ich habe keine Lust, meinen Kopf, mein Amt und das Vertrauen Eurer Majestät zu verlieren, — ich bürge aber mit meinem Kopf dafür, daß Rußland keinen Krieg gegen uns beabsichtigt und daß Kaiser Alexander, der nach wie vor freundschaftliche Empfindungen gegen Sie hegt, — wieder völlig der Ihrige sein wird, sobald Eure

1) Der spätere russische Kriegsminister (1827 bis 1852) Fürst Alexander Iwanowitsch Tschernytschew war damals Militärattaché in Paris.

Majestät es wollen. Halten Eure Majestät mich für befangen, so lassen Sie Herrn von Bray kommen, der gegenwärtig hier anwesend ist und der — wie ich überzeugt bin, — bestätigen wird, was ich gesagt habe“..... Weiter hat Vicenza dem Kaiser gesagt, daß die Russen zu allem bereit seien, daß sie sich indessen nur, wenn es nicht anders ginge, schlagen würden, daß eine ihnen im Kriegsfalle beigebrachte Niederlage aber schlechterdings nicht zum Frieden führen würde, weil die Russen wohl wüßten, daß ein nach einer Niederlage abgeschlossener Frieden ihnen nichts Gutes bringen könne. Sie rechneten mit der ungeheuren Ausdehnung ihres Landes, die ihnen die Möglichkeit bieten würde, sich zurückzuziehen und die es ihrem Kaiser offen lasse, sich im Innern des Reichs dauernd zu behaupten. Daraufhin hat der Kaiser Napoleon von dem Gedanken eines Krieges gegen Rußland Abstand genommen und die Rede beschlossen, die er elf Tage später dem gesetzgebenden Körper hielt. Diese Rede hatte die Polen stutzig gemacht, — ihre Hoffnungen sind seitdem gesunken und der Empfang, den das Ministerium ihnen bereitet, ist von Tage zu Tage ungünstiger geworden. Diese Herren haben sich zu rächen versucht und über den Herzog von Bassano tausend ungünstige Dinge ausgestreut. Durch den mir befreundeten sächsischen Gesandten weiß ich, daß die Polen diesen Herrn mit ihren Absichten durchtränkt und demselben bereits eingeredet hatten, daß der Krieg eine beschlossene und gerechte Sache sei.

Der Kaiser hat seitdem alle Operationen für dieses Jahr aufgehalten und seinen Bruder, den König von Spanien, abreisen lassen, nachdem er ihm 50000 Mann Verstärkungen zugestanden und das Recht übertragen hatte, in militärischen Dingen zu entscheiden und gegenüber den französischen Generalen (deren Eifersucht alle Unfälle des letzten Feldzuges verschuldet hatte) volle Autorität zu üben. Auch rücksichtlich der Integrität der spanischen Monarchie hat der Kaiser seinen Bruder beruhigt und (wie es heißt) beschlossen, im nächsten Herbst eine Reise nach Italien zu machen.

Zu welchen Ergebnissen werden diese veränderten Dispositionen führen? Wie Graf Nesselrode zutreffend bemerkte, ist die vom Kaiser gehaltene Rede diejenige eines Mannes, der verstimmt ist, sich aber nicht schlagen will. Als ich vom Herzoge von Bassano Abschied nahm, sagte derselbe mir das Folgende. „Rücksichtlich des von Ihnen zu befolgenden politischen Verhaltens habe ich Ihnen nichts zu sagen — machen Sie es, wie Sie es bisher gemacht haben! Ich fürchte nur Eines, — statt die Dinge zum Abschluß zu bringen und dem Botschafter Vollmacht zur Erledigung der streitigen Punkte zu erteilen, wird man (sc. von russischer Seite) die Sache hinhängen lassen. Man wird fortfahren mit uns zu schmollen, bis man beim Ärger angelangt sein wird. Fürst Kurakin ist seit sechs Wochen ohne Nachrichten, ohne Instruktionen und ohne Vollmacht." —

Wir übergehen den Schluß der so hoffnungsvoll einsetzenden und so kleinlaut schließenden Denkschrift, weil derselbe lediglich eine Rekapitulation der streitig gebliebenen Punkte und der für die Erledigung derselben offen gebliebenen Möglichkeiten enthält. Der Schwerpunkt dessen, was Bray berichtet, liegt in den Ausführungen darüber, daß die Erhaltung des Friedens von Bassano, Vicenza und den übrigen Ratgebern Napoleons mindestens ebenso lebhaft gewünscht werde wie von den Russen, und daß diese Stimmung der französischen Staatsmänner deutlich genug zu Tage lag, um einen Mann von der Umsicht und Zurückhaltung des bayrischen Gesandten, die Rolle eines Anwalts der russischen Politik aufnehmen zu lassen. So deutlich wie unter den gegebenen Umständen überhaupt möglich, steht zwischen den Zeilen der vorstehend wiedergegebenen Denkschrift geschrieben, daß nach Brays intimer Meinung Recht und Vernunft auf der Seite Rußlands waren, und daß Napoleons Vorgehen zu begründeten Beschwerden Veranlassung gegeben habe. Er sagte das, weil er trotz seiner Hingabe an das „französische System" ein Mann von gesundem und nüchternem Urteil war, und er durfte das sagen, weil er einsah, daß Napoleons eigene Ratgeber — vor allem Caulaincourt — im letzten Grunde nichts anderes dachten. Für den entscheidenden Punkt hielt er dabei die Unhaltbarkeit der wirtschaftlichen

und finanziellen Lage, in welche das an der Ausfuhr seiner Produkte verhinderte russische Reich durch das Kontinentalsystem und die Absperrung von England und dessen Märkten geraten war. — Nach seiner Rückkehr in die russische Hauptstadt machte Bray in einer vom 15./3. August (1811) datierten Denkschrift den oben erwähnten Ukas vom 19. Dezember 1810, und die Verhältnisse, welche den Erlaß desselben herbeigeführt hatten, zum Gegenstande eingehender Betrachtung. Trotz seines Eifers für Aufrechterhaltung des russisch-französischen Bündnisses kann der Verfasser mit dem Eingeständnis nicht zurückhalten, daß eine strikte, jede Art von Umgehung ausschließende Durchführung des Kontinentalsystems für Rußland gleichbedeutend sein würde mit einer „proscription absolue et arbitraire de tout espèce de commerce.“ Besonders ausführlich verweilt er bei der Teuerung aller, auch der unentbehrlichsten Auslandsprodukte, die bei gleichzeitiger Entwertung der inländischen Produkte eine verzweifelte Lage des Handelsstandes bewirkt habe. Es heißt u. a. wie folgt:

„Zufolge des Kursrückganges der russischen Papiere und der großen Verluste des russischen Handelsstandes war es im Jahre 1810 und auch 1811 soweit gekommen, daß die ausländischen Banquiers auch die Tratten der ersten Häuser St. Petersburgs und Rigas nicht mehr bezahlen wollten. Ein einziges St. Petersburger Haus, die Firma Livio, hat seinen ausländischen Kredit vollständig aufrecht zu erhalten vermocht. . . . . Die besten Rigaer Häuser mußten ihre Zahlungen suspendieren, während die St. Petersburger Firmen sich nur mit Hilfe des Staates aufrecht zu erhalten vermochten. Mit der Stagnation der Geschäfte war es soweit gekommen, daß man Rimessen ins Ausland, selbst gegen Barvorschüsse, nur mit einem Verlust von 28 Prozent machen konnte.“

An der Hoffnung, daß das Äußerste vermieden und ein russisch-französisches Einverständnis herbeigeführt werden würde, glaubte Bray gleichwohl auch während des Winters 1811/12 festhalten zu müssen: noch in einem Schreiben vom 6. März (1812) wird die Möglichkeit einer Verständigung als nicht völlig ausgeschlossen bezeichnet. Neben dem Glauben, daß die Unbesiegbarkeit Napoleons auch in Rußland

zum Dogma geworden sei und daß der franzosenfreundliche Kanzler Rumjänzow sich das Vertrauen Alexanders I. zu erhalten gewußt habe, spielte dem sonst so unbefangenen Beobachter der Wahn mit, daß St. Petersburg mit Rußland und die höhere Gesellschaft mit dem russischen Volke identisch sei. Bray teilte in dieser Hinsicht das Los, dem die Mehrzahl der in St. Petersburg accreditierten westeuropäischen Diplomaten älterer, neuerer und neuester Zeit nur allzuleicht verfällt. Weil diese Herren unter dem Eindruck der kaiserlichen Allgewalt und der durch diese bestimmten Staatsmaschine stehen, der Masse der russischen Nation dagegen fremd bleiben, gewinnen sie von dem stillen, aber stetigen Einfluß der letzteren auf die erstere fast niemals eine Vorstellung. Wie in den 50er und 70er Jahren des verflossenen Jahrhunderts, so kochten auch am Vorabende des Krieges von 1812 im Schoße des Adels, der Geistlichkeit und des Kaufmannsstandes der beiden Hauptstädte und des inneren Rußland Leidenschaften, die die gesamte Volksseele in Mitleidenschaft zogen, ohne daß die äußere Physiognomie der exklusiven Gesellschaft dadurch verändert worden wäre. Nicht als ob sich nicht auch innerhalb dieser letzteren am Vorabende der großen Napoleonischen Invasion eine gewisse Gärung vorbereitet hätte: es braucht in dieser Hinsicht nur an das von langer Hand vorbereitete Geschick Speranskis erinnert zu werden. Für den Ausländer, der sich an die äußeren Formen der russischen Existenz hielt, blieben diese sozusagen unterirdischen Revolutionen unbemerkbar. Zeitungen gab es in dem alten Rußland ebensowenig wie Klubs oder sonstige Sammelpunkte, denen einige Freiheit der Bewegung gegönnt gewesen wäre. Daraus erklärt sich, daß Graf Bray bei seiner (Ende Mai stattgehabten) Abberufung von St. Petersburg auf der Meinung verharrte, daß der bevorstehende Krieg nicht nur von den beiden Herrschern, sondern von den beiden Völkern eigentlich nicht gewollt werde, daß die Mehrzahl gebildeter Russen die Fortdauer der Allianz mit Frankreich wünsche und für eine Annäherung an England wenig Neigung zeige. Von Erregung der nationalen Leidenschaften, geschweige denn von Haß gegen Frankreich und die Franzosen behauptet Bray nichts gespürt zu haben. Kommt er in seinen Briefen auf die

Kriegsaussichten zu reden, so verrät sich, daß die Zuversicht, mit welcher der Zeuge des Jahres 1806 auf rasche und entscheidende Siege der französischen Waffen rechnet, nicht mehr ganz die frühere ist. Daß es sich um Kämpfe von ungeheuren, noch nicht dagewesenen Dimensionen handeln werde und daß die Kräfte der beiden Parteien ungefähr die gleichen seien, wird mit allem Nachdruck eingeräumt, — aus dem letzteren Umstande indessen die Hoffnung geschöpft, „daß das Genie auch dieses Mal siegen werde."

Nicht ohne Interesse ist es, daß die Formen, unter denen Brays Abberufung vom russischen Hofe sich vollzog, von denjenigen verschieden waren, die sonst bei Kriegsankündigungen herkömmlich sind. In einer Denkschrift über die Geschichte der bayrischen Politik, auf welche wir zurückkommen werden, berichtet Bray: „unter den sämtlichen, bei Ausbruch des Krieges mit Frankreich befreundeten Staaten sei der bayrische der einzige gewesen, der den Mut gehabt habe, dem St. Petersburger Kabinett gegenüber laut (hautement) sein tiefes Bedauern darüber auszusprechen, daß sein König gezwungen worden sei, einen Herrscher zu bekämpfen, den er liebe und mit welchem er durch zahlreiche Bande verbunden sei. — Der bayrische Minister in St. Petersburg erhielt den Auftrag, bei Überreichung seines Abberufungsschreibens dem Kaiser Alexander direkt die allerherzlichsten Empfindungen seines Souveräns auszusprechen. So schied die bayrische Mission von St. Petersburg in der freundschaftlichsten Weise, indem sie dadurch zu verstehen gab, daß Bayern lediglich Verbindlichkeiten gehorche, von denen es sich für den Augenblick nicht lossagen könne, daß es sich aber bei erster Gelegenheit einer Allianz zu entziehen versuchen werde, die ihm verhaßt und drückend geworden sei." — Daß der bayrische Hof aus seinem Widerstreben gegen die bedenklichste aller Napoleonischen Unternehmungen kein Hehl gemacht hat und daß Bray bei seiner Abreise von St. Petersburg von dem Kaiser Alexander mit besonderem Wohlwollen behandelt worden war, wird in den Denkwürdigkeiten des Grafen Montgelas besonders erwähnt (a. a. O. S. 257 der deutschen Ausgabe).

Von dem berühmtesten der (nicht eben zahlreichen) Amtsgenossen, die der Gesandte König Max Josephs am Newa-Ufer zurückließ, dem sardinischen Grafen Joseph de Maistre ist in keinem der uns vorliegenden Briefe die Rede, — ja man sieht sich in den Aufzeichnungen Brays vergeblich nach der bloßen Nennung des Namens dieses schon damals vielgenannten Schriftstellers um. Dieser Punkt verdient besondere Erwähnung, nachdem in der 1885 zu Rouen erschienenen Broschüre eines dortigen ultramontanen Wortführers, des Abbé Jules Loth („Le chevalier des Soirées de St Pétersbourg“) die Behauptung aufgestellt worden ist, der als Teilnehmer der „Soirées“ bezeichnete „Chevalier“ sei kein anderer als Herr de Bray gewesen. Gewisse äußere Umstände scheinen diese Annahme zu bestätigen. Der Chevalier des de Maistre'schen Buchs berichtet von sich, daß er das Ende seiner Jugend im Feldlager verlebt habe, daß er sein als Knabe erlerntes Latein indessen nicht ganz vergessen habe, — er zeigt sich als feingebildeter, litterarisch wohlbeschlagener Weltmann, als Bekenner eines temperierten, deistisch gefärbten Katholizismus, der für abweichende Anschauungen Billigkeit und Verständnis hat. Alles das würde auf Bray passen — wenig wahrscheinlich erscheint dagegen, daß der Anhänger Napoleons und seines Systems zu einem der bittersten Feinde dieses Herrschers engere Beziehungen unterhalten und daß er Neigung verspürt haben sollte, auf die eigentümliche Metaphysik des einseitigsten aller ultramontanen Parteigänger der Zeit einzugehen. Rücksichten auf seine amtliche Stellung und eine der Art de Maistres entgegengesetzten Geistesrichtung dürften ihm einen Verkehr solcher Art haben bedenklich und unersprießlich erscheinen lassen, — davon abgesehen, daß der damals im fünfundvierzigsten Lebensjahre stehende bayrische Gesandte und bayrische Graf nicht wohl als „jeune Français, que les orages de la révolution et une foule d'évenements bizarres avaient poussé dans cette capitale“ und als „chevalier“ bezeichnet werden konnte. Schwer zu erklären wäre endlich, daß und warum weder in den zahlreichen Briefen an seinen Freund Pfeffel, noch in den anderweiten Aufzeichnungen Brays die Bekanntschaft mit einem Manne von der Auszeichnung und Notarietät de Maistres (die Considérations waren 1796, der Essai sur le principe géné-

rateur im Jahre 1810 erschienen) vollständig mit Stillschweigen sollte übergangen worden sein. Auch in der erhalten gebliebenen Sammlung der Billets und Tagesmitteilungen, die Bray während seines St. Petersburger Aufenthalts mit dortigen Freunden und Bekannten wechselte, fehlt jede Hinweisung auf de Maistre, der als Vertreter des von Frankreich vertriebenen Königs von Sardinien lediglich auf den Verkehr mit den oppositionellen Elementen der St. Petersburger Gesellschaft angewiesen war.

Schluß.

Die Geschichte der letzten zwanzig Jahre von Brays Leben liegt außerhalb des Rahmens der vorliegenden Schrift. Wichtige Stellungen hat der Zeitgenosse des Napoleonischen Zeitalters auch nach dem Abschluß dieser Periode bekleidet, Dinge, die sich den Erlebnissen der ersten Hälfte seiner öffentlichen Existenz an die Seite stellen ließen, aber nicht mehr gesehen. Auf die ungeheure Erregung, welche den Weltteil ein Menschenalter in Atem gehalten hatte, folgte eine Periode der Abspannung und der Rückkehr in die Gleise der Gewöhnlichkeit. Der Diplomatie, die die Welt in die alten Fugen einrenken sollte, war allerdings ein weites Feld der Thätigkeit eröffnet worden, der Kreis der Staaten, denen maßgebender Anteil an diesem Geschäfte gegönnt war, beschränkte sich indessen auf die großen Mächte. Die Diplomatie der Mittel- und Kleinstaaten war seit dem Wiener Kongreß (an welchem Graf Bray keinen Anteil nahm) auf die Rolle einer Zuschauerin und Registerführerin beschränkt; nur wo es kleine Gegenstände galt, hatte sie noch Gelegenheit sich zu regen und mit den kleineren Zwecken, auf die sie beschränkt wurden, schrumpften auch die Menschen ein. Die Arbeit, die es während des Restaurationszeitalters für die bayrische Diplomatie zu thun galt, konnte auch von Männern besorgt werden, die andere als kleine Verhältnisse überhaupt nicht kannten. Für einen politischen Agenten von der Welt- und Lebenserfahrung Brays gab es in diesem Zeitalter der Herabstimmung und der Bescheidung bei der mittelstaatlichen Sphäre keine rechte Thätigkeit mehr. Wir beschränken uns demgemäß auf einen kurzen Abriß seiner letzten Geschicke.

Nach der Abberufung vom St. Petersburger Hof begab Graf Bray sich nach Bayern, um den Rest des großen Kriegsjahres auf seinem bei Straubing belegenen Gute Schloß Irlbach zu verbringen. Frau und Kinder hatte er bei ihren livländischen Verwandten zurückgelassen. Brays vom Saume des Bayrischen Waldes geschriebene Briefe lassen die ungeheuren Schwierigkeiten ahnen, mit denen Landwirtschaft und Erwerbsleben zufolge des Kriegselends und der allgemeinen Verarmung zu kämpfen hatten. Peinlicher als alles übrige wirkte der durch die endlosen Rekrutenaushebungen herbeigeführte Mangel an Arbeitskräften, außerordentlich empfindlich die Kreditlosigkeit, unter welcher große und kleine Grundbesitzer, Eigentümer und Pächter gleich schwer litten. Von Plänen und Einrichtungen auf die Zukunft konnte wegen des Mangels zuverlässiger Nachrichten vom Kriegsschauplatze nicht die Rede sein — in der Summe glaubte man aber bis tief in den Winter hinein an ein erfolgreiches Vordringen der französischen Waffen und an einen durch dieses herbeigeführten Friedensschluß. Auch nachdem die Meldungen von der Einnahme und Niederbrennung Moskaus eingetroffen waren, fehlte jede Vorstellung von der bedrohten Lage der französischen Armee. Befürchtungen vor dem siegreichen Vordringen des Macdonald-York'schen Armeekorps in das südliche Livland und vor Verwüstung der Löwenstern'schen Familiengüter erhielten sich vielmehr bis in den Dezember hinein und die Kunde von der „unglücklichen York'schen Angelegenheit" (der am 19./31. Dezember 1812 abgeschlossenen Konvention von Tauroggen) erfüllte den Zeugen der Ereignisse von 1806 zunächst nur mit Besorgnissen vor der Zukunft Preußens, „dessen schwergeprüftem Könige kein Ungemach erspart zu bleiben scheint." — Wann die Schreckenskunde von dem Rückzuge und der Auflösung der französischen Armee nach Bayern gelangte, ist den Briefen Brays nicht zu entnehmen, weil die Korrespondenz mit dem am Dresdener Hofe accreditierten Freunde Pfeffel wiederholt ins Stocken geriet und weil der Schloßherr von Irlbach bei Beginn des Frühjahrs 1813 wiederholt Reisen nach München und nach Österreich zu machen hatte. Darf nach gelegentlichen Bemerkungen geurteilt werden, so stand bei ihm der Glaube an Napoleons Glücksstern noch im Herbst 1813 so-

weit fest, daß er auf eine Wendung zu Gunsten Frankreichs und auf das Zustandekommen eines für dieses annehmbaren Friedens rechnete. Von der in Norddeutschland ausgegebenen Parole, „der Mensch muß herunter," scheint erst im Jahre 1814 ein Echo nach Bayern gedrungen zu sein.

Im Sommer 1814 finden wir den Grafen auf den livländischen Gütern der Familie Löwenstern, wohin die Sehnsucht nach Weib und Kind ihn getrieben hatte. Der Aufenthalt in Kokenhusen und Wolmarshof wurde dann durch Jahr und Tag fortgesetzt, den aus Paris, später aus Wien eingegangenen Meldungen inzwischen eifrig nachgegangen und der Besuch erwartet, den Kaiser Alexander I. dem Schloßherrn von Kokenhusen versprochen hatte. Napoleons Rückkehr aus Elba verzögerte diesen Besuch und die Heimreise des russischen Herrschers bis zum Herbst (1815) — Graf Bray aber blieb in Livland; der Wiederberufung auf den St. Petersburger Posten stündlich entgegensehend,[1]) hielt er für zweckmäßig, in erreichbarer Nähe vor der russischen Hauptstadt zu bleiben. — Für die Unermüdlichkeit, den Interessenreichtum und die geistige Beweglichkeit des bisher vornehmlich mit naturwissenschaftlichen (botanischen) Studien beschäftigt gewesenen Mannes ist bezeichnend, daß er die ihm gegönnte Muße zu eingehender Beschäftigung mit der wechselvollen Geschichte der Heimat seiner Gemahlin verwendete. Nachdem er bereits im Jahre 1813 ein für die Münchener Akademie der Wissenschaften geschriebenes „Mémoire sur la Livonie" hatte veröffentlichen lassen, machte er sich jetzt an ein umfassendes Werk, das im Jahre 1817 anonym zu Dorpat erschienene dreibändige Buch[2]) „Essai critique sur l'histoire

1) Vergl. Montgelas a. a. O. pag. 512.

2) Von Brays sonstigen Schriften sind zu nennen:

Voyage aux salines de Salzbourg, Berlin 1807;

Botanische Beobachtungen (in den Regensburger Denkschriften von 1813);

Skizze der Pflanzenwelt Livlands 1822 (Jahresverhandlungen der Kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst);

Beiträge zu Hoppens „Botanischen Jahrbüchern";

Essai d'un exposé geognostico-botanique du monde primitif par le Comte de Sternburg, traduit par le Comte de Bray (Leipzig und Prag 1820).

de la Livonie, suivie d'un tableau de l'état actuel de cette province", eine Darstellung der Geschichte Livlands von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Neben der zwei Jahrzehnte früher erschienenen „Geschichte Liv- und Estlands" von H. von Jannau ist das Bray'sche Buch viele Jahre lang das verbreitetste und populärste Werk seiner Art gewesen. Von der adelsfeindlichen Jannauschen Schrift stach es durch seine Unparteilichkeit, von der Mehrzahl anderer älteren Werke durch weltmännische Eleganz der Darstellung ab.

Daß der „Essay" auf selbständige wissenschaftliche Bedeutung gleichwohl keinen Anspruch erheben konnte, verstand sich bei dem damaligen Stande der Quellenforschung von selbst. Das Bray'sche Werk wollte nicht mehr vorstellen, als einen Versuch, die bestehenden Zustände Livlands geschichtlich zu erklären und den Hauptinhalt älterer Darstellungen in eine lesbare Form zusammenzufassen. Dem Bericht über die ältere, livländische Geschichte hatte der Verfasser einen Überblick der Entwickelung unter der russischen Herrschaft angehängt, der als erster Versuch dieser Art vielen Lesern willkommen war und dem Buche ein Menschenalter hindurch eine gewisse praktische Bedeutung sicherte. Mit der agrarischen Organisation des Landes hatte Bray sich eingehend genug beschäftigt, um ein anschauliches, wenn auch nicht immer einwandfreies Bild derselben entwerfen zu können, — der an den Schluß des Werkes gerückte Abdruck der Ritterschaftsmatrikel entsprach einem Bedürfnis, weil er die Geschlechter namhaft machte, in deren Händen zu damaliger Zeit aller politische Einfluß des Landes lag, die Hinweisungen auf die Bedeutung der im Jahre 1802 erneuerten Universität Dorpat und auf die namhaftesten livländischen Schriftsteller waren vom Reize der Neuheit umgeben und schon aus diesem Grunde allenthalben willkommen. — Spätere Beurteiler haben zu erinnern gefunden, daß der Verfasser (dem seine Schrift die Würde eines Ehrenmitgliedes der Universität Dorpat eintrug) der einzige livländische Geschichtschreiber gewesen sei, der sich bei Besprechung der Kämpfe des deutschen Ordens gegen die Bischöfe auf die Seite der letzteren gestellt und dieselben mit einer gewissen Vorliebe behandelt habe. Der Zeit-

genossenschaft erschien dagegen besonders dankenswert, daß ein Nichtdeutscher und Nichtlivländer sich mit liebenswürdigem Anteil einem Gegenstande zugewendet hatte, an dem die eigenen Landeskinder nur allzuhäufig verständnislos vorübergegangen waren. — Die gleichzeitig mit dem Essay verfaßte Flugschrift „Conduite politique de la Bavière“, eine außerordentlich geschickte, wenngleich einseitige Apologie der deutschen Politik Bayerns, ist niemals an die Öffentlichkeit gelangt.

Im Dezember 1815 erfolgte Brays Neuaccreditierung bei dem St. Petersburger Hof. Dieser dritte Aufenthalt in der russischen Hauptstadt war von siebenjähriger Dauer und umfaßte das Zeitalter der Kongresse, die den Kaiser Alexander fast alljährlich für Monate ins Ausland führten. Über die damaligen Vorgänge, — vornehmlich diejenigen der russischen auswärtigen Politik — vermochte Bray, dank seiner guten Beziehungen und des persönlichen Ansehens, das er zu erwerben gewußt, ausführlicher als die Mehrzahl seiner Kollegen zu berichten, gelegentlich auch über die inneren Zustände des Staates Auskunft zu erteilen, welchen Alexanders I. allmähliche Abwendung von den früher verfolgten liberalen Prinzipien in eine Krisis trieben, die bis zum Tode des Monarchen fortdauerte und erst durch die blutigen Vorgänge vom Dezember 1825 (den sogenannten Dekabristen-Aufstand) zum Abschluß gebracht wurde. Graf Bray hatte zu diesem Zeitpunkte die russische Hauptstadt längst und für immer verlassen. An einem der letzten Tage des durch den Kongreß von Verona denkwürdig gewordenen Jahres 1822, während der Periode allgemeiner Spannung auf die Folgen der großmächtlichen Erklärung gegen die spanische Verfassung, war er zum Gesandten in Paris ernannt und zu sofortiger Übernahme des neuen Postens veranlaßt worden. Das in Frankreich verbrachte Lustrum war dasjenige der maßgebenden Stellung Villèles, der Expedition nach Spanien, des Thronwechsels von 1824, der Blockade von Algier und des am 6. Juli 1827 geschlossenen dreimächtlichen Vertrages zur Pacifikation Griechenlands. Was über diese Vorgänge zu berichten war, hat Bray seinem Hofe getreulich zur Kenntnis gebracht, dank seiner nahen Beziehungen zu dem russischen Botschafter Pozzo di

Borgo gelegentlich auch mehr erfahren als andere mittelstaatliche Diplomaten. Wenn seine Berichte gleichwohl kein außergewöhnliches Interesse in Anspruch nahmen, sondern auf dem Niveau des Hergebrachten blieben, so lag das in der Natur der Verhältnisse. Innerhalb der durch die Restauration begründeten Ordnung europäischer Dinge nahm Bayern eine zu sekundäre Stellung ein, als daß die Wechselfälle der großen Politik und die Schwankungen des französischen Verfassungslebens für den Münchner Hof von anderem als akademischem Interesse hätten sein können. An denjenigen Dingen, auf welche es ankam, hatten allein die Botschafter der großen Mächte direkten Anteil, — was die Vertreter der übrigen Staaten davon erfuhren, konnte ebensogut den Zeitungen entnommen werden und ließ die den Regierungen erstatteten Berichte als „Korrespondenzen“ erscheinen, die von den gedruckten — günstigsten Falls — durch ihre Priorität unterschieden waren. Unter den gegebenen Verhältnissen konnte dem nicht anders sein. Der auf einen bloßen Beobachtungsposten gestellte Diplomat wird, wenn er eine wirkliche politische Thätigkeit gekannt und geübt hat, an der Rolle des Zeugen und Nachrichtenvermittlers niemals Genüge finden können. Von anderem abgesehen, wird die Empfindung lähmend auf ihn einwirken, durch seine Thätigkeit lediglich dem Neuigkeiten- und Unterhaltungsbedürfnis seines Hofs zu dienen und der Regel nach über Dinge zu berichten, deren wahre Bedeutung allein von den Teilnehmern an den großen politischen Aktionen beurteilt werden kann. Wo es sich neben der Erledigung kleiner, sogenannter laufender Angelegenheiten allein um diese Art der Berichterstattung handelt, vermag die diplomatische Thätigkeit höchstens denjenigen Befriedigung zu gewähren, die in der Übung von Repräsentationspflichten einen Beruf sahen und zwischen Hasenhetze und Löwenjagd keinen Unterschied zu machen wissen.

Brays Pariser Thätigkeit erreichte im Dezember 1827, wenige Wochen vor dem Rücktritt des Ministeriums Villèle, ihren Abschluß. Am Abend seines Lebens wurde der Senior der bayrischen Diplomatie noch einmal auf einen wichtigen Posten gestellt und mit einer Aufgabe betraut, auf die man in München außerordentliches Gewicht legte. Bayerns alter, in den Tagen Max Josephs wiederholt

abgewiesener Anspruch auf die badische Pfalz sollte nach dem Willen des im Jahre 1825 zur Regierung gelangten Königs Ludwig I. neu aufgenommen und zum Gegenstande von Verhandlungen mit dem Wiener Hof gemacht werden. Daß der Beherrscher Bayerns diese Angelegenheit in die Hände Brays legte und daß diesem der Wiener Posten zugeteilt wurde, hatte verschiedene Gründe. Alsbald nach der Thronbesteigung Ludwigs war der königliche Gesandte am Pariser Hof nach München beschieden und mit der Abfassung einer zur Versendung an sämtliche europäische Höfe bestimmten Denkschrift: „Sur la reversibilité du Palatinat“ beauftragt worden. Der Erfolg war ein zweifelhafter geblieben. Rußland, auf welches in erster Reihe gerechnet worden war, hatte sich ebenso ablehnend verhalten wie Preußen, indessen Österreich sich den bayrischen Wünschen günstiger, oder doch minder ungünstig gezeigt haben sollte. Danach lag nahe, den Verfasser der Denkschrift, der zugleich unter die wenigen älteren Bekannten Metternichs zählte (sie kannten einander seit den Tagen von Rastatt und waren in Berlin mehrere Jahre lang Kollegen gewesen) nach Wien zu senden. Konnte der allgewaltige k. k. Haus-, Erz- und Staatskanzler überhaupt für das bayrische Interesse gewonnen werden, so erschien Bray (den der König überdies in seine übrigen, und namentlich in die den Zollverein betreffenden Pläne eingeweiht hatte) als der gegebene Mann.

Ob der mit der habsburgischen Politik sattsam bekannte vieljährige Freund und Schüler Montgelas' die hochgespannten Erwartungen seines Souveräns teilte, wissen wir nicht. Daß dieselben auf Täuschungen beruhten, ist bekannt. Schon nach Jahresfrist trat zu Tage, daß es Österreich mit den nach München hin gegebenen Versprechungen nicht Ernst gewesen sei und daß Bayern weder mit seinen pfälzischen Prätensionen noch mit seinen Ansprüchen auf die Herrschaft Sponheim bei dem Fürsten Metternich Anklang gefunden habe: der österreichische Antrag, Mannheim zur Bundesfestung zu machen, räumte mit den letzten Illusionen über diesen Punkt auf! — Seit dem Jahre 1830 und den durch die Julirevolution heraufbeschworenen Sorgen konnte von dem Lieblingswunsche König Ludwigs vollends nicht mehr die Rede sein. Alle Aufmerksamkeit der

deutschen Regierungen war während der folgenden Jahre auf Erhaltung der gegebenen Zustände gerichtet.

Graf Bray blieb bis zum Jahre 1832 auf dem Wiener Posten. Als er denselben niederlegte, um (wie er von je gewünscht hatte) den Rest des Lebens in ländlicher Muße zu verbringen, waren seine Kräfte aufgezehrt. Zu Irlbach, wohin er sich zurückgezogen hatte, endete er am 2. September 1832 seinen auf siebenundsechzig Jahre gebrachten Lebenslauf. Der Sohn des alten normannischen Adelsgeschlechts wurde in deutscher Erde und als Deutscher begraben.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.





